Hols. 244 (2

Kohl, J. G.

Die

Marſchen und Inſeln

der Herzogthümer

Schleswig und Holſtein.

Nebſt vergleichenden Bemerkungen über die Küſtenländer, die zwiſchen Belgien und Jütland liegen.

Von

J. G. Kohl.

In tenui labor.

Zweiter Band.

Mit eingedruckten Holzſchnitten.

Dresden und Leipzig,
Arnoldiſche Buchhandlung.
1846.

1. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhaltsverzeichniß.

Seite

XIX. **Reiſe nach Amrum** . . . . . 1—60

Frieſomanie. — Die Körwagen. — Entſtehung und Verbreitung deſſelben. — Der Körwagen Alles in Allem. — Ebbe und Fluth. — Schlickfeſt. — Schlickläufer. — Gefahren der Schlickreiſen. — Der Compaß der Schlickläufer. — Unglücksfälle. — Die Wattfiſcher. — Alter des Wallfiſchfangs. — Die Art deſſelben. — Verunglückter Fiſcher. — Wunderbare Rettung. — Spuk auf den Watten. — Der Jupiter der Delche. — Eis- und Winterſcene auf den Watten. — Anblick der Watten. — Das Schiffswrack auf dem Watt. — Die ihres Schmuckes beraubte „She.“ — Die Baken und ihre Befeſtigungen. — Töne auf dem Meere. — Verſchiedenheit der Marſchen. — Arten der Inſeln. — Paſſion für die Dünen. — Flora und Fauna derſelben. — Die Satteldüne. — Dreifache Brandung. — Erſchütterung der Dünen. — Sandbankgürtel. — Die Dünen als Schatzkammern der Armen. — Dünen- und Strandläufer. — Kaninchenjäger. — Namen der Sandbänke. — Ulv's Düne. — Der falſche Sohn. — Belohntes Hoffen. — Der afrikaniſche General. — Sentimen-

Seite

talität der niederen Stände. — Das Wrack und die halbverlorene Eisenschienenladung. — Gefährlicher Strand. — Weststürme. — Skagen. — Jütische Westküste. — Leuchtfeuer. — Das finstere Amrum. — Sand- und Strandvögte. — Strandrecht. — Strandungsfälle. — Accorde mit dem Unglück. — Steinfiguren in den Dünen. — Steinkreise. — Der Schalltempel. — Blitzröhre. — Hexenschüsseln. — Fabricate der Zauberzwerge. — Kirchenhutnägel. —

XX. Bemerkungen über die friesische Sprache 61—86

Friesische Dialekte. — Verschiedene Inselnamen. — Friesen und Freesen. — Dialekte der Inseln und des festen Walles. — Verschiedene Aussprache. — Englisch und Friesisch. — Friesisch-englisches Sprüchwort. — Charakter der friesischen Sprache. — Bauernfriesisch. — Irrungen. — Das Saterland. — Uebersicht des friesischen Sprachgebiets. — Nordfriesisch. — Zerrissenheit der friesischen Literatur. — Friesische Polyglotte. — Sprachforscher-Geschenke. — Friesische Sprüchworte. — Sprachcuriositäten. — Ein Schiboleth. — Die Sprache als Probirstein. — Das Friesische in der Schweiz. — Erinnerungen aus Steiermark. — Insulanereinfalt. — Begrüßung des Königs.

XXI. Fahrt nach der Insel Sylt . . . . . 87—101

Wetter und Fluth. — Nordostregen. — König Knut. — Langwierige Reisen. — Der friesische Odysseus. — Der friesische Archipel. — Benutzen der Fluth. — Lootsenkenntnisse. — Die Nordwestharde. — „Häringe" und „Seehunde." — Freudenflaggen. — Schleswigsch-Deutsch. — Schleswigsche Aussprache des Deutschen. — Hamlet's Monolog auf Schleswigsch-Deutsch. — Schlafrock und Kothurn. — Sollen und Müssen. —

Seite

Eine dem Westwinde ausgesetzte Baumreihe. — Sturmeffecte. — Mühselige Existenz der Inselbäume. — Jütische Vegetation. — Das Perspectiv. — Charakterschilderung der Friesen. — Die großen Historiker. — Provinzialschriftsteller.

XXII. Die Dünen . . . . . 102—163

Wichtigkeit der Dünen. — Interesse für die Dünen. — Der goldene Saum des Landes. — Krieg mit dem Ocean. — Das Ansteigen der Dünen. — Bildung des Strandes. — Dünenbildung. — Entführung und Ablagerung des Sandes. — Sandpyramiden. — Drei- und vierfache Dünenreihe. — Breite des Dünengürtels. — Wechsel in der Form der Dünen. — Die Wirkung des Windes auf die Dünen. — Höhe der Dünen. — Nachrücken des Meeres. — Feuchtigkeit der Dünenkegel. — Schichtung der Dünen. — Innere Structur derselben. — Ihre hintere und vordere Seite. — Entgegengesetzte Windrichtungen. — Geschichte der Winde. — Zerstörung der Dünen. — Ost- und Westwinde. — Wandernde Gebirgsreihen. — Circulirung des Sandes. — Alter der Dünen. — Dünenvulcane. — Conservirung der Dünen. — Alter Dünenwall. — Alte Dünenbauten. — Doppelte Natur derselben. — Ihre Kostspieligkeit. — Rückzug. — Vegetation derselben. — Der Dünenhalm. — Wurzelflaggen. — Kreisfiguren des Dünenhalms. — Halmpflanzungen. — Bewaldung der Dünen. — Künstliche Dünen. — Beihilfe des Windes. — Herstellung des alten Dünenwalles. — Vorschreiten des Meeres. — Kirchentrümmer. — Versandung einer Kirche. — Flucht vor dem Sande. — Versandetes Dorf. — Die Hörnumer Dünen. — Versandetes Wallfischgerippe. — Wedderkater. — Gelbe Ameisen.

Seite

XXIII. **Der Austernfang und die Seehundjagd** 164—186
Flensburger Austern. — Wohnplätze der Austern. — Aussäen derselben. — Pflege der Austernbänke. — Der Austernfangsack. — Die „Striker." — Feinde der Austern. — Der Austernfischer. — Wachsthum der Austern. — Alter derselben. — Die Hüntje. — Delphine. — Störe. — Ein einsamer Seehund. — Ein Seebild. — Die jütischen Römer. — Seehundsjagd. — Fester Schlaf der Seehunde. — Verschiedene Arten des Seehundfangs. — Ueberlistung des Seehundes. — Verbreitung der Robben. — Verirrte Wallfische. — Der todtgeglaubte Wallfisch. — Verlorene Beute.

XXIV. **Das Land List** . . . . . 187—208
Der Königshafen. — Anblick des Landes. — Eine Dünenlandschaft. — Seemöven. — Der Eierkönig. — Dünenthiere. — Der „Spierling." — Die Dünenspinne. — Der Sandwurm. — Ein Sandgemälde. — Unnütze Künste. — Folgen eines Dünendurchbruchs. — Eine Sandcascade. — Die Wunder des Sandes. — Geschichte eines Sandkorns. — Dünenphänomene. — Kämpfe der Dünenpflanzen. — Das rothe Kliff. — Sylt und Helgoland. — Der Klawenbusch. — Ein Kämpegrab. — Die Hooger.

XXV. **Ein Nordweststurm** . . . . . 209—232
Verkohlung der Blätter. — Salzniederschlag. — Das Schwalbennest. — Ueberschwemmung. — Die bedrohten Heerden. — Nachtscene. — Die gefährdeten Schafe. — Erzählungen bei der Lampe. — Das Schiff Elisabeth. — Das unthätige Wachtschiff. — „Aufstoßen des Schiffs." — „In die Boote." — Die Rettung. — Vier Strandungsfälle. — Der Strandvogt auf seinem Throne. — Examinirung eines

Seite

gestrandeten Capitäns. — Eine holländische Schiffer-familie. — Ein Salto mortale. — Gerettetes Gut. — Seetorf. — Kostbares Strandgut. — Chinesische Beute. — Die werthvollen Leichen der Schiffscapitäne.

XXVI. **Eine Lootsenfahrt** . . . . . 232—242

Ein „Haverist," — Ein „ramponirter" Engländer. — Untersuchung des Schiffs. — Unterredung auf See. — Resignation. — Ein Fall für Advocaten. — Die Nordspitze von Amrum. — Die Krone Jütlands. — Bildung der Sandbänke. — Spitzenverlängerung der Inseln. — Flaches Wasser — „Uitstehken." — Bezeichnungen der Fahrwassertiefe. — Feststitzen. — Des Lesers Fragen. — Rechtfertigung. — Die Politik zuletzt.

XXVII. **Traditionen und Sagen** . . . . . 243—315

Sandbank und Berglandschaft. — In der Kajüte. — Eine Fahrt ins friesische Fabelland. — Wollspinnen und Fabelerzählen. — Sagenkreise. — Das Weltschiff. — Die Erde als Blume, als Ei, als Tafel und als Schiff. — Schifferphantasieen. — Capitän und Mannschaft des Mannigfual. — Geologische Sagen. — Der Durchbruch des Canals. — Geologischer und historischer Beweis. — Die Manen verschwundener Völker. — Gnomen und Finnen. — Die Unterirdischen. — Gegenseitige Dienste. — Namen und Fabricate der Unterirdischen. — Eheliche Verbindungen. — Inge von Rantum und Elke Nekkepem. — Die kleine und die große Elke. — Die Wunder des Brunnens. — Bestrafte Habsucht. — Die Meerweiber. — Hjerte's Prophezeihung. — Der Mann im Monde. — Die Sage vom Sonnenuntergange. — Die himmlischen Jungfrauen und Junggesellen. — Eine esthnische Sage. — Nemmarik's

Seite

und Koit's Liebe. — Der Brautkuß. — Der Alte. — Die Hausgeiſter. — Die Puks. — Wohnung und Nahrung der Puks. — Neckereien der Puks. — Der Puk als atra cura. — Der Puk zur See. — Das Treiben des Klabautermännchens. — Die „Gongern." — Das „Stavenweib." — Dünengeſpenſter. — Die Sage vom Oſenthal. — Frieſiſches Geſpenſterſyſtem. — Peter von Schottland. — Die „Hooger." — Namen und Bedeutung der Grabhügel. — Genauigkeit der Tradition. — Vergrabene goldene Schiffe. — Der braune Haulk. — Verſchiedene Beſtimmung der Hügel. — Wodansausruf und Hügeltänze. — Blutrache. — Wöchnerinnentanz. — Altheidniſcher Frauentanz. — Heldenthat der frieſiſchen Frauen. — Aberglaube. — Beurtheilung der Sagen. — Das Reich des Abergiaubens. — Ein nächtlicher Spuk. — Die neugierigen Puks. — Die Hochzeit auf dem Watt. — Der Pukbräutigam und ſeine Braut. — Das Orcheſter und die Tänzer. — Titanentanz. — Jubel am Himmel und am Strande. — Hjerte's Wehruf. — Traum und Wirklichkeit.

XXVIII. **Miscellen** . . . . . 316—366

Reiſemiscellen. — Nothwendige Ergänzungen. — Schriftſteller und Publicum. — Frisia non cantat. — Sinn für Muſik. — Frieſiſche und flandriſche Lieder. — Holländiſches in Friesland. — Frieſiſcher Stolz. — Gottfried von Dänemark. — Die frieſiſchen Geſandten im alten Rom. — Familientugenden. — Continental- und Inſelklima. — Die große Seeſchlange. — Der Schutzpatron der Schiffer. — Die Katze des Waiſenknaben. — Weite Verbreitung dieſer Sage. — Kinderreime. — Spottvers auf die Jüten. — Arabiſche Münzen auf Sylt. — Donnerſteine. —

Seite

Steinerne Beile. — Grützköpfe. — Mangel an Singvögeln. — Ornithologiſches Cabinet. — Der „Quabeldrank." — Fremdenhaß. — Gaſtfreundſchaft. — Beſtrafung des Ehebruchs. — Echo aus alter Zeit. — Das „Eheſchwert." — Gebete um einen geſegneten Strand. — Literariſche Fehde über dieſes Gebet. — König Chriſtian IV. — Der Pferdekopf. — Ung und Dung. — Neckereien der Inſelbewohner. — Pua Modders. — Das Zählen in Büſum. — Der Butterſand. — Die Spitzenklöpplerinnen im Herzogthum Schleswig. — Handſchuhfabrication. — Zahl der Fabriken in Schleswig und Holſtein. — Fertigung der häuslichen Geräthſchaften. — Hausfleiß der Frauen. — Vereinte Induſtrie beider Geſchlechter. — Einführung des Spitzenklöppelns. — Verbreitung der Klöppelinduſtrie. — Beſchränkung des Klöppelns auf magere Landſchaften. — Steigen und Fallen dieſer Induſtrie. — Engliſche Concurrenz. — Benachtheiligung Tonderns. — Spitzenmärkte. — Beſchaffung und Vorbereitung des Rohproducts. — Alte nnd neue Muſter. — Die Anforderungen des Zeitgeſchmacks. — Der Verleger und die Arbeiterinnen. — Der Verdienſt der Arbeiterinnen. — Die Claſſen der Arbeiterinnen. — Die „Prikmädchen." — Die Auffſchlägerinnen. — Körperliche Leiden der Arbeiterinnen.

XXIX. **Haffreiſe** . . . . . 367—398

Sechs Stunden an Bord. — „Tiden." — Fluth und Ebbe. — Fluthſchwingungswellen. — Die indirecte Nordſeefluth. — Fortpflanzen der Waſſerſchwingungen. — Die Süd- und die Nordwelle. — Unregelmäßigkeit der Fluth. — Fluthſtrömung. — Fluthſtrömungen in einem Inſelarchipel. — Die

Rauchwolke. — Die Vögelwolke. — Inſelweiden. — Land- und Seethiere. — Sehnſucht nach dem Lande. — „Da is nix im Wege.“ — Frieſiſche Geſchichtſchreiber. — Heimrich und Neocorus. — Mangel an Notizen über außerordentliche Ebben. — Außerordentliche Ebben. — Zerſtörung der Dünen. — Geologiſche Hypotheſen. — Senkung des Landes. — Eingeſunkener Deich. — Höhe der Deiche. — See- und Flußdeiche. — Pelworm. — Koſten der Pelwormer Deiche. — „Es dünt ſich.“ — Windſtille. — Hoffnung und Wind.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Reiſe nach Amrum.

Die Germanen ſind das erſte Volk der Welt. Sie haben die Menſchheit ſeit dem Sturze des tyranniſchen Seeſtvolks der Römer ſo gründlich revolutionirt, wie kein Volk vorher und nachher. Sie haben allen Staaten und menſchlichen Geſellſchaften ihr Gepräge aufgedrückt, und man kann ſagen, die Seele der Welt iſt jetzt mit Hilfe der Engländer germaniſch geworden.

Unter den Deutſchen ſind die edelſten die Niederdeutſchen. Schon Tacitus ſagt dieß, indem er den Chauken eine Lobrede hält, und noch neuerdings hat es ein niederdeutſcher Fürſt vom Throne verkündigt.

Nur unter den Niederdeutſchen, z. B. in Weſtphalen, findet man noch jetzt ſolche blaue Augen und blonde Haare, wie die Römer ſie beſchreiben. Sie ſind die deutſcheſten unter den Deutſchen. Und die Engländer ſind auch Niederdeutſche.

Unter den Niederdeutſchen ſind entſchieden die edelſten die Frieſen. Auch dieß ſpricht ſchon jener vornehmſte Hiſtoriker des vornehmſten aller Seeſtvölker, der Römer, aus. Und kaum bedarf es eines Beweiſes,

doch wird dieſe Behauptung durch folgende Puncte unterſtützt.

Zunächſt haben die Frieſen in ihrer Sprache mehr Ausdrücke für Reinigen, Putzen, Abwiſchen, Scheuern, Abwaſchen, Auskehren ꝛc., als irgend ein niederdeutſcher Stamm, nämlich 16. Dieß beweiſt, daß ſie die reinlichſten Menſchen ſind. Reinlichkeit aber iſt die Baſis aller Moralität und aller Nationaltugenden.

Zweitens eſſen die Frieſen viel Fiſche. Fiſch iſt aber fälſchlicher Weiſe von Vielen als eine wenig kräftige Nahrung betrachtet worden. Es iſt vielmehr die Quinteſſenz aller menſchlichen Nahrung. Die griechiſchen Olympier aßen Ambroſia und waren daher Götter — die Frieſen eſſen viel Fiſche und ſind alſo auch die edelſten unter den Menſchen.

Endlich haben die Frieſen wie die Engländer, ihre Nachkommen, den vorzüglichſten Wuchs, die reinſte Hautfarbe, den fleckenloſeſten Teint, den hellſten Verſtand, das zarteſte Herz. Die große frieſiſch-engliſche Schönheit ſpricht ſich im Körperbau und beſonders in der Form des Angeſichts der frieſiſch-engliſchen Weiber aus. Sie beſitzen das edelſte Weibesantlitz auf der Welt.

Frieſiſcher als alle Frieſen, die allerfrieſiſchſten unter den Frieſen, ſind die Bewohner der kleinen Inſel Amrum, denn ſie haben, als am entfernteſten liegend, ihre Sitten nie mit denen der verderbten Geeſtvölker vermiſcht.

Mithin findet ſich hier auf Amrum, wie es aus allem Vorigen logiſch und unabweislich zu folgen ſcheint, die Krone, der Gipfel und die Blüthe der

der Menſchheit. Wie alle Gipfel nur ſchmal und klein ſind, ſo iſt auch dieſe Inſel nur eine Meile lang, und die ganze Amrumer Nation zählt wohl kaum 600 Seelen.

Dieß ungefähr war die Quinteſſenz eines allzu patriotiſchen, von jener Inſel handelnden frieſiſchen Werkes, welches mir in die Hände fiel.

Gewiß, dachte ich mir, iſt an jenen Verſicherungen über die Amrumer ein wenig Wahres, und ich machte mich daher eines Morgens frühzeitig auf, um ihre Inſel in Geſellſchaft eines Bekannten zu beſuchen. Wir beſtiegen dazu einen ſolchen ſtuhlreichen Korbwagen, wie ſie hier zu Lande gebräuchlich ſind und „Körwagen" genannt werden; denn in dieſem Lande der Fluth und der Ebbe iſt es möglich, ſelbſt Inſeln zu Wagen zu beſuchen.

Es iſt ein wunderliches und unbequemes Ding ſo ein nordalbingiſcher Körwagen, oder vielmehr ſo ein niederdeutſcher Körwagen ſollte ich ſagen. Denn wie die frieſiſchen Schriftſteller die Bauart der frieſiſchen Jölle in allen Häfen der Nordſee bis nach Holland hin erkennen und nachweiſen, ſo geht auch die Bauart eines ſolchen Körwagens faſt durch ganz Niederdeutſchland.

Weil man dieſe Wagen im ganzen Süden von Deutſchland nicht kennt, und weil man daran recht zeigen kann, wie unbequem nicht ſelten unſere ſimpleſten Erfindungen ſind und oft Jahrhunderte lang bleiben, ſo will ich hier verſuchen, einen Begriff von einem ſolchen Stuhlwagen zu geben.

Derſelbe iſt ohne Zweifel eine Erfindung der niederſäch-

ſiſchen Bauern. Man kann noch ganz deutlich erkennen, wie er aus den gewöhnlichen dort üblichen Heu- und Erntewagen hervorgegangen iſt. Der Hauptſache nach iſt er weiter nichts als ein 7 Ellen langer Leiterwagen, auf deſſen Leitern 3, 4 oder 5 Stühle feſtgeſchnallt wurden. Nimmt man die Stühle ab, ſo hat man einen Erntewagen, ſchnallt man ſie wieder auf, ſo hat man einen Perſonen-, Staats- und Geſellſchaftswagen.

Die Stühle ſind äußerſt eng, weil ſie zwiſchen den Leitern des Wagens herabgehen. Nur zwei Perſonen können ſich zur Noth darin herunter zwängen. Sie ſind einer hinter dem anderen aufgereiht, und die vier oder fünf Paare, welche ſie einnehmen, drehen ſich daher den Rücken zu. Der vordere Stuhl ſtößt beſtändig auf die Kniee des in dem Hinterſtuhle ſitzenden Paares. Von Rechtswegen ſollten ſich daher bei jedem Wagen zur Schonung der Hoſen und Kniee einige Knieleder befinden.

Weil die Seitenleitern des Wagens gerade ſo hoch geblieben ſind, wie ſie beim Heuwagen waren, und weil man noch immer nicht auf die Idee gekommen iſt, eine Seitenthür darin anzubringen, ſo müſſen Damen wie Herren immer über jene hohen Leitern hinwegſteigen. Ein paar höchſt unbequeme ſteife eiſerne Fußtritte, die natürlich nicht weiter abſtehen dürfen als die Räder und daher ganz ſenkrecht herunter gehen, helfen dabei. Beim Ausſteigen ſind dieſe Fußtritte beſonders unbequem und gefährlich, weil man ſie nicht ſehen kann und oft vergebens mit dem Fuße heruntertappt, um ſie zu finden.

Auf den Posthöfen, bei den Wirthshäusern und auch hie und da auf den Edelhöfen hat man daher eigends für diese Wagen bestimmte kleine Leitern, die von den Hausknechten, wenn man daselbst ankommt, sogleich herbeigeschleppt und angesetzt werden, und auf denen dann die Reisenden wie Hühner vom Hühnerstall herabklettern.

In der österreichischen Monarchie, in Galizien, Ungarn und anderen Provinzen findet man eine von Mähren ausgegangene Wagenform, die sogenannten Reititschenken, sehr verbreitet und fast allgemein in Gebrauch. Wer dieses leichte, elegante, wohlfeile und bequeme Fuhrwerk kennt, der wird diese seine große Verbreitung sehr begreiflich finden. Die russische Droschke, die ebenfalls einige vorzügliche Qualitäten besitzt, hat sich in neuerer Zeit ein so großes Terrain erobert, wie vielleicht kein zweiter Wagen. Auch dieß wird man nicht unnatürlich finden.

Daß aber auch der besagte Körwagen so große Aufnahme hat finden können, ist mir fast unerklärlich, aber es ist ein Factum, daß er fast so weit geht, wie die niedersächsische Sprache. Man findet ihn als die eigentliche Grund- und Urform der Personenwagen fast bei allen Bauern um Bremen, Oldenburg und Hamburg herum und eben so bei allen wohlhabenden Marschbewohnern in allen Elb- und Wesergegenden, in Ostfriesland, in Nordfriesland, in den Dithmarschen ꝛc. Auch fast alle wohlhabenden Bürger in den Städten des bezeichneten Länderbezirks besitzen solche Stuhlwagen, die der Haupt-

ſache nach ganz dieſelben wie die der Bauern ſind, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie auf Federn gelegt und die Stuhlleitern elegant verziert ſind.

An Sonn- und Feſttagen kann man aus den Thoren Bremens und anderer norddeutſcher Städte eine Menge ſolcher langer Körwagen hervorrollen ſehen, worauf die geſchmückten Städter zu 10 oder 12, Zwei bei Zwei, hintereinander gereiht ſind. Ja bei den Hochzeiten und Feſtgelagen der Bauern ſieht man zuweilen eben ſolche Wagen in langen Reihen hinter einander herfahren, auf deren jedem ein halb Dutzend Paare hochzeitlich gezierter auf- und abhopſender Bauerweiber thront.

Auch im Herzogthum Schleswig und ſelbſt auf den frieſiſchen Inſeln hat man überall dieſe Wagenform. Jeder Wohlhabende auf dieſen Inſeln beſitzt einen ſolchen Wagen. Er iſt hier überall auf allen Gütern der gewöhnliche Wirthſchaftswagen, der Wagen, mit dem man auf die Jagd fährt, der Wagen, mit dem der Herr des Hauſes oder die Beamten des Guts die benachbarten Städte und Geſchäftsorte beſuchen. Beſtellt man ſich hier zu Lande einen Wagen, um eine kleine Reiſe von einem Orte zum anderen zu machen, ſo bekommt man immer nur einen Körwagen, auf dem, wenn man ein einzelner Menſch iſt, man zwiſchen allen den Stühlen die Wahl hat. Man ſetzt ſich in einen und ſitzt da, wie ein einſamer Frommer, der zwiſchen leeren Kirchenſtühlen ſein Gebet am Sonntag-Nachmittage in der Kirche verrichtet.

Selbſt nach Jütland und nach den däniſchen

Inſeln greift dieſe ſonderbare Wagenform noch weit hinein, und ſie iſt, wie mir es ſcheint, die Grundform, aus der ſich hier alle anderen Wagen, die nicht eben vom Auslande eingeführt wurden, hervorgebildet haben. — Selbſt die bedeckten Chaiſewagen, die der mit Extrapoſt Reiſende auf den Poſthöfen bekommt, ſind nur ſolche Stuhl-Leiterwagen, auf denen der hinterſte Stuhl mit einem Lederverdecke verſehen wurde.

Wir durchfuhren die ganze Inſel Föhr, Oſterland und Weſterland, der Länge nach und kamen an ihrem äußerſten Ende an, als eben die Ebbe den niedrigſten Stand erreicht und das ganze Land zwiſchen den beiden Inſeln Föhr und Amrum bloßgelegt hatte, ſo daß man von einer Inſel zur anderen hinüber fahren konnte.

Das ganze Binnenmeer, in welchem die frieſiſchen Inſeln liegen, läuft nämlich innerhalb 24 Stunden zwei Mal bis an den Rand voll, und zwei Mal wird es ſtellenweiſe bis auf den Boden trocken. Zur Zeit der Fluth laufen alle Häfen über, alle Schiffe ſind flott, alle Küſtenränder und Deiche werden von den Wellen beſpült. Zur Zeit der Ebbe hingegen zieht ſich das Waſſer aus den Häfen und Buchten zurück, die Schiffe legen ſich auf dem Schlick ſchief herum, ganze weite Vorlande zeigen ſich vor dem Rande der Küſten trocken, nur die tieferen Stellen bleiben vom Meere bedeckt, und zwiſchen einigen Inſeln, die durch einen unterſeeiſchen Rücken verbunden ſind, entblößt ſich dieſer letztere völlig und ſteigt aus dem Meere hervor wie der nackte Arm in Schiller's Taucher. —

Zuweilen iſt es nur ein ſchmaler Rücken, in der Regel aber ein weites flaches Land, das dann verbindend zwiſchen die beiden Inſeln ſich einſchiebt.

So wie die Leute von einer Inſel, die durch Abſatz von Schlamm mit dem feſten Lande auf immer verbunden iſt, ſagen, ſie ſei „landfeſt" geworden, ſo ſagen ſie von einer Inſel, die durch eine ſolche täglich zwei Mal entblößte Sandbank mit einer anderen oder mit dem feſten Lande zuſammenhängt, ſie ſei „ſchlickfeſt." Viele Inſeln ſind weder mit einander, noch mit dem Feſtlande ſchlickfeſt, weil ſie rund herum von tiefen Meerestheilen umgeben ſind.

Amrum iſt mit Föhr ſchlickfeſt, mit Sylt iſt aber keine von beiden Inſeln ſchlickfeſt. Dieſes Phänomen findet bei vielen von den Inſeln ſtatt, welche der Küſte der Nordſee bis nach Holland hin vorliegen. Man benutzt es natürlich, um eine engere Communication zwiſchen den Inſeln und dem Feſtlande zu bewerkſtelligen, denn die Verbindung zu Schiffe iſt immer etwas umſtändlich. Die, welche kein Schiff haben, die Armen, die Fußgänger, die Boten, die Briefträger u. ſ. w. warten alle das Ablaufen des Meeres zur Ebbezeit ab, um dann über den „Schlick," oder das „Watt," ſo wird das bloßgelegte Land genannt, ihre Reiſe anzutreten.

Eine ſolche Schlickreiſe iſt nicht immer ohne Gefahr, und man hat daher eigene Leute, welche dieſe Gefahren und die Beſchaffenheit des Schlicks kennen. Man nennt dieſe Leute „Schlickläufer," und ſie dienen als Boten und Poſtillone von einer Inſel zur anderen.

Uebrigens nennt man auch jeden Fußgänger, der die Schlickreiſe wagt, für die Zeit derſelben einen „Schlickläufer," ſo wie man auch Den einen „Berg-" oder „Alpenſteiger" nennen würde, der eben die Alpen beſteigt, wenn er auch nicht ex professo ein ſolcher wäre.

Der Meeresboden, ſo flach er ſich hier im Ganzen zeigt, iſt doch natürlich kein völlig ebener. Hin und wieder finden ſich Vertiefungen, in denen das Meer wie in Teichen ſtehen bleibt, die man auf Umwegen umgehen muß. Dann ziehen ſich die Fortſetzungen der Schlote oder Priele und die ſogenannten „Tiefen," in denen die Schiffe bei Fluthzeit fahren, durch den Schlick hin. Auch dieſe Canäle muß man umgehen oder die geeigneten Stellen und Furthen kennen, auf denen man ſie paſſiren kann. Hie und da iſt der Schlick ſumpfig, oder der Sand unter ihm nicht feſt, ſogenannter Trieb- oder Fluthſand. Auch dieſe Stellen muß man kennen und meiden. — Die kundigen Schlickläufer ſind hier alſo eben ſo nöthig, wie auf den Alpen die kundigen Gletſcher- und Schneeläufer.

Bei ſolchen Inſeln wie Föhr und Amrum, die verhältnißmäßig ſo viel Verkehr mit einander haben, hat man zwar den gang- und fahrbaren Weg ein für alle Mal mit Sträuchern und Reiſern ausgeſteckt, nach denen ſich jeder richten kann, aber dieſe Reiſer werden zuweilen vom Waſſer ausgeriſſen, und eine Verirrung auf dem völlig wüſten, weg- und ſtegloſen Schlick iſt dann, wenn ſie länger als ſechs Stunden anhält, allemal verderblich, da nach dieſer Zeit ohne Widerrede

die Fluth zurückkehrt und von ihrem uſurpirten Eigenthume wieder Beſitz ergreift.

Dazu kommt, daß zwar die Fluth in der Regel ihre einmal vorgeſchriebenen Friſten von 6 zu 6 Stunden einhält, und daß man daher meiſtens mit der Uhr in der Hand die Zeit beſtimmen kann, wann es für einen Menſchen, wann für einen Fiſch auf dem Schlick geheuer iſt, — daß aber dennoch Ausnahmen ſtattfinden. Wenn draußen auf der See ſtarke Weſtwinde aufſpringen, ſo werden die Gewäſſer dem Lande zugetrieben, und wenn ſich nun ein ſolcher Weſtwind mit der ebenfalls aus Weſten kommenden Fluth verbindet, ſo beeilt ſie manchmal ihre Schritte und iſt ſchneller und mit größerer Heftigkeit da, als man nach dem Kalender erwartete.

Der Schlickläufer muß daher auch ganz wie der Alpenſteiger das Wetter zu beurtheilen verſtehen, um danach ſeine Schritte zu reguliren.

Im Winter, wo das Meer oft wegen des Eiſes nicht zu befahren iſt, wird der Schlick oder das Watt am meiſten zur Communication benutzt. Allein dann droht hier auch die meiſte Gefahr, denn oft iſt das ganze Watt mit Eisſchollen belegt, welche die Fluth zurückließ, und zwiſchen denen der Weg ſchwer zu finden iſt. Und doch muß ſo mancher arme Inſulaner, ſei es eines Proceſſes wegen, ſei es um Geld zu holen, ſei es um einen wichtigen Brief zu überbringen, ſei es um des Arztes oder Apothekers Hilfe für einen geliebten Kranken in Anſpruch zu nehmen, dieſen gefährlichen Weg wagen.

Gefahrvoller aber noch als durch Eis und Fluth, wird das Watt durch einfallende Nebel oder Schneegestöber. Bei hellem Wetter kann man wenigstens die entfernte Inſel ſehen und danach ſeine Richtung nehmen; wenn aber Nebel und Schneeflocken die Luft verfinſtern, ſo iſt man auf dem verrätheriſchen Watt ſo rathlos wie in der Wüſte. Da läuft nun der arme Schlickläufer zuweilen, in der Meinung, er gehe dem Feſtlande zu, geradezu ins offene Meer hinaus, der Fluth direct entgegen, und findet er ſich nicht bald zurecht, ſo iſt er unrettbar verloren. Die Schlickläufer haben daher gewöhnlich, um gegen plötzlich eintretende Nebel gerüſtet zu ſein, einen Compaß bei ſich, und die Fußgänger und Kutſcher „peilen" daher hier eben ſo gut wie die Schiffer, nehmen ihren Cours bald nach Oſt oder Weſt, bald nach Nordweſt oder Südoſt. Wenn man an ſolche peilende Schlickläufer denkt, ſo wird man ſich noch beſſer erklären können, was ich oben über die Sitte der Friesemerkte, auch bei ganz gewöhnlichen Spaziergängen ihren Cours nach den Himmelsgegenden und der Stellung des Polarſterns zu beſtimmen.

Unſere Leute erzählten uns eine Menge Geſchichten von Schlickläufern, die in Folge ihrer Unkunde, Unvorſichtigkeit oder Tollkühnheit auf dem Watt umgekommen waren. Ich will einige dieſer Geſchichten mittheilen, weil ſie für das Leben und Treiben auf dieſen Landſtrichen bezeichnend ſind.

Einmal, ſagten ſie, wären von Amrum aus zwei Wagen ausgefahren. Ein ſtarker Sturm habe ihnen

entgegengeweht und ſie in ihrer Fahrt länger aufgehalten, als ſie vermuthet, und da die Ebbezeit gerade gegen Abend eingefallen, ſo wäre bald die Dunkelheit auf das Watt und auf ſie herabgeſunken. Zugleich hätte auch der Sturm die Fluth ſchneller zurückgeführt, und ſchon wäre das Waſſer in die Prielen und Schloten eingeſtrömt und hätte ſich drohend gehoben. Ihnen wäre nun Angſt geworden, und ſie hätten, wie dieß in ſolchen Fällen geht, den Kopf verloren. Dieſe Inſelbewohner wiſſen nur zu gut, daß der Fluth nicht zu entkommen iſt, und die Idee von der Uebermacht der heranrollenden Gewäſſer und dem Unvermögen, dem anſchwellenden Oceane zu widerſtehen, wirkt ſtark auf ſie ein. Die Rückkehr ſei eben ſo ſchlimm geweſen als das Weiterfahren, da ſie ſich ſchon zu weit auf's Watt hinausgewagt hätten. Bei einem ſtrömenden Priele, der ihnen in den Weg gekommen, hätten ſich die Parteien getheilt. Ein Wagen hätte es gewagt, an einer Stelle durchzufahren; dieſer ſei glücklich davon gekommen. Die Führer des anderen Wagens hätten dagegen geglaubt, das Priel auf einer ſeichteren Furthſtelle, die noch einige Tauſend Schritt weiter hinausgelegen, beſſer paſſiren zu können, aber ſie hätten dieſe Stelle in der Finſterniß nicht ausfindig machen können. Vermuthlich wären ſie in ihrer Angſt und Haſt nicht ruhig genug geweſen und, als ſie die geſuchte Stelle nicht gleich gefunden, wohl in die Kreuz und Quere gefahren, und ſo hätten ſie, wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu geſchehen pflege, bald hier, bald da hinauszukommen verſucht, um der ſie immer mehr und

mehr umſtrickenden Fluth zu entgehen. Zwar hätten ſie allerdings einen Compaß gehabt, allein es wäre bei ihnen, wie ſchon die nach Hauſe Gekommenen gerügt hätten, das Verſehen vorgefallen, daß nicht der Pferdelenker ſelbſt, ſondern einer der Paſſagiere den Compaß in der Hand gehabt hätte. So wie es aber bei den Schiffern Regel ſei, daß der Steuermann ſelbſt auch „peilen" müſſe, weil ſonſt das Schiff nie genau ſeinen Cours verfolgen könne, ſo ſei es auch bei den Schlick- und Wattreiſenden feſte Regel, daß der Kutſcher ſelbſt den Compaß auf dem Schooße haben müſſe, weil nur dann alle Bewegungen der Pferde richtig und pünctlich ausgeführt werden können. — Zuletzt, als ſie nicht mehr gewußt, wohin, ſeien ſie wahrſcheinlich auf's Gerathewohl in's Waſſer hineingejagt und ſo ihrem Verderben entgegengerannt. Am anderen Tage hätte man die Leichen der Menſchen und Pferde und den Wagen an verſchiedenen Stellen gefunden, wo die Ebbe ſie deponirt habe.

Es giebt auf dieſen Inſeln viele Leute, die ſich mit der Fiſcherei auf den Watten beſchäftigen und die daher oft der Gefahr, auf dem Watt umzukommen, ausgeſetzt ſind. Man nennt dieſe Leute „Wattfiſcher."

Die Fluth bringt natürlich jedesmal eine Menge Fiſche heran, die mit der Ebbe wieder davon gehen. Dieſe Fiſche ziehen ſich beim Abfließen des Waſſers, eben ſo wie das Waſſer ſelbſt, erſt in die Vertiefungen und Canäle zurück, halten ſich da ſo lange, als ſie darin Waſſer finden, und ſchwimmen dann allmälig in dieſen

Canälen mit dem Waſſer wieder in die See hinaus. Sie haben alſo auf dem Watt, ſo unregelmäßig dieß auch dem Auge erſcheint, eben ſo ihre regelmäßigen Gänge und Züge, wie das Waſſer. Die Wattfiſcher gehen nun zur Ebbezeit auf das Waſſer hinaus und befeſtigen ihre Fangapparate an geeigneten Stellen, und damit ſie dieſe Stellen wiederfinden können, ſo machen ſie von dem Halm, der auf ihren Dünen wächſt, eine Menge Stroh- oder Schilfbüſchel und nehmen ſie mit.

Alle paar Hundert Schritt ſtecken ſie einen ſolchen Strohwiſch in den Sand. Die Fluth, die ſehr allmälig ſich hebt und dieſe Strohwiſche in der Regel ſtehen läßt, bringt Fiſche herbei und die Ebbe führt ſie in die Netze. Die Wattfiſcher kommen wieder, wann die Waſſer völlig abgelaufen ſind, finden die Wege mittels der Strohwiſche und leeren ihre Netze. Zuweilen aber ſind ihre Strohwiſche doch entführt, dann wollen ſie ihre Netze nicht im Stiche laſſen und ſuchen wohl vergebens danach, — oder ſie haben einen reichen Fang gemacht und halten ſich zu lange bei ſeiner Bergung auf. Da überraſchen ſie wohl unverſehens Nebel und Fluth und bringen den Wattfiſcher zu den Seefiſchen unter die Wellen. Die Fiſcher errichten zuweilen auch hohe Zäune auf den Watten, um die Ebbefiſche zu fangen. Schon Plinius erwähnt dieſes Fiſchfangs der Frieſen. „Ihre Fiſchnetze," ſagt er, „machen ſie aus Binſen, und mit ſolchen Netzen fangen ſie bei ihren Hütten die mit dem abfließenden Waſſer zurückgebliebenen Fiſche."

Ein frieſiſcher Fiſcher gab mir folgende genaue Schilderung ihres Verfahrens. Die Leute ſtecken Stangen in den Sand der Watte und verbinden ſie durch dichte Binſen- oder Strohgeflechte. Dieſe Pfähle ſtellen ſie in einer langen Zickzacklinie ſo auf, daß dieſelbe gerade den Strom der Ebbe quer durchſchneidet. Auf der inneren Seite des Wehres machen ſie einen flachen Graben. Dieſer Graben, in dem nun Waſſer zurückbleibt, iſt alſo der eigentliche Fangbehälter. Das Wehr hindert nun die Fiſche, mit der Ebbe über den Graben wegzuſchwimmen, in dem ſie vielmehr ſtecken bleiben. Nach eingetretener Ebbe kommen dann die Fiſcher, gehen den Graben entlang, taſten mit den Füßen und Händen im Waſſer herum und fangen ſo die Fiſche, meiſtens Schollen und Butten. Dann ziehen ſie dieſelben auf eine große krumme Nadel und ſchleppen ſie an einem Stricke im Graben hinter ſich her, damit die Fiſche friſch und lebendig bleiben. Den Strick, an dem ſie die Fiſche hinter ſich her ſchleppen, haben ſie meiſtens in einem Knopfloche oder am Gürtel befeſtigt. Ich möchte wünſchen, daß einer unſerer Maler einmal einen ſolchen Pliniſchen Fiſchfänger zum Gegenſtande ſeiner Darſtellung wählte.

Ich freue mich immer, daß die Römer doch ein Stück von dieſer Gegend noch geſehen und durch ihren Bericht gewiſſermaßen geadelt und verherrlicht haben. Weiter nach Norden hin, wohin kein römiſches Auge drang, kommt es mir ſchrecklich finſter vor.

Noch vor Kurzem, ſagte man mir, wäre ſo ein Amrumer Fiſcher, der vergebens nach ſeinen Strohwiſchen

und Netzen geſucht, auf dem Watt um's Leben gekommen, ein anderer hätte ſich vor ein paar Jahren nur mit Mühe und Noth folgendermaßen das Leben gerettet. Er hatte ſich ebenfalls von der Fluth überraſchen laſſen, indem er ſich zu lange mit dem Aufſtellen der Netze beſchäftigt. Als er die Gefahr bemerkte, machte er ſich auf und lief ſo ſchnell als möglich über die trockenen Schlickſtellen hin; durch ein paar Prielen watete er hindurch, über eine dritte ſchwamm er hinüber. Aber es war zu ſpät, das Waſſer ſtieg ſo mächtig, daß Alles rings um ihn her bereits überſchwemmt war. Er hatte endlich eine Stelle erreicht, die etwas höher war als die Umgegend, und, ganz entkräftet, beſchloß er, auf dieſer Stelle entweder die Fluth auszuhalten oder um's Leben zu kommen, wie es des Himmels Wille ſei. Er poſtirte ſich daher auf dieſer Stelle und ließ die Gewäſſer um ſich her ruhig anſteigen. Sie hatten bald ſeine Bruſt und ſeine Schultern erreicht. Glücklicherweiſe hatte der Mann ſeinen „Klubben" bei ſich — ſo nennen die Frieſen den plumpen hölzernen Kaſten, in welchem ſich die Feldarbeiter, Fiſcher und Reiſenden Proviant und andere kleine Utenſilien mitnehmen, — und ihn brachte er ſich unter die Füße. Dadurch kam er wieder um einen Fuß weiter aus dem Waſſer heraus. Glücklicherweiſe war es nicht ſtürmiſch, und die Fluth wuchs ſehr langſam und ſpiegelglatt heran. Schon ging ſie ihm bis an die Schultern, und er merkte noch immer, daß ſie ſtiege. Seine Angſt und Todesfurcht wurde gränzenlos bei dieſer ſo langſamen Hinrichtung, doch hielt er dieß Alles ſtill und

geduldig aus. Rufen, Schreien und Jammern hätte nichts geholfen, weil es Nacht und das Ufer so weit entfernt war, daß Niemand ihn vernehmen konnte. Die Sterne schimmerten freundlich, und er konnte auch deutlich wahrnehmen, was rings um ihn her auf der Wasserfläche vorging.

Auf dem höchsten Puncte seiner Noth war er eben im Begriff, mit sich zu Rathe zu gehen, ob es nicht besser sei, seinem jämmerlichen Zustande und seiner Bedrängniß dadurch ein Ende zu machen, daß er sich freiwillig in die Wellen hinausstürze und sich ihnen ohne Widerstand überlasse, als er auf einmal wahrzunehmen glaubte, daß das Wasser ihm nicht mehr wie bisher um den Mund plätschere. Er betrachtete nach einiger Zeit wieder seinen Nacken und seine Schultern und beobachtete deutlich, daß sie sich merklich aus dem Wasser hervorhoben. Nun sah er, daß die Fluth vorüber und die Ebbe im Anzuge sei, und faßte neuen Lebensmuth, drehte sich auf seinem Klubben herum, machte volte face gegen die zurückfließende Ebbe und stemmte sich noch heftiger als zuvor gegen seinen Stecken, mit dem er seinen Rücken unterstützte. Endlich, endlich gegen Morgen legte das Wasser wieder seine Füße trocken. Er freute sich baß als weiland Noah, da seine Arche auf dem Berge Ararat festgebannt saß und die Taube ihm den ersten Oelzweig brachte. Er nahm seinen Klubben hervor, lief auf dem Watt nach Hause und befand sich ganz wohl danach.

Noch erzählte man mir eine Geschichte von

einem anderen Manne, der zu Pferde eine ſolche Fluthzeit über auf dem Watt ausgehalten habe. Das Pferd habe wie ein Baum geſtanden. Es ſeien aber dieß zu vollführen, nicht alle Pferde tauglich, es müſſe ſchon ein ſicheres und fluthfeſtes Thier ſein, wie man ſchußfeſte Pferde auf der Jagd habe. Denn häufig würden auch die Pferde, wenn ſie das Waſſer umgarne, wie die Menſchen von Angſt, Beklemmung und Schwindel ergriffen.

Die Frieſen haben mehre Sagen und Mährchen von einem ſchlimmen Geiſt, einer Art böſen Rübezahls, der draußen, außerhalb ihrer Dünen und Deiche, ſein Weſen treibt und die Menſchen, ehe ſie ſich's verſehen, umgarnt und in's Verderben lockt. Sie verbannen auch meiſtens alle Geſpenſter aus ihren Deichen auf die Watten hinaus.

Ihre Deiche ſind ihnen gewiſſermaßen etwas Heiliges, eine geweihte Umzäunung für das für den Menſchen gerettete und den unheimlichen Naturgewalten entzogene Gebiet. Man wird dieß Alles ſehr begreiflich finden, wenn man ſolche aus dem Leben gegriffene Erzählungen, wie die vorigen, erwägt, wenn man ſich an die Stelle ſolcher einſamen, auf den Watten beſchäftigten Fiſcher und Wanderer verſetzt. Sie ſind in ihren Geſchäften und Gedanken verloren. Auf einmal fängt es auf dem Sande rund um ſie herum zu blitzen und zu blinkern an. Es iſt das Waſſer, welches erſcheint, als ergöſſe es ſich aus unterirdiſchen Urnen. Es brauſt und donnert in der Ferne. Es iſt die Fluth,

die im Anzuge iſt, und die, mit dem Winde oder anderen ihr entgegentretenden Strömungen kämpfend, ſich Bahn bricht. Erſchreckt, beflügelt der Wanderer ſeine Schritte. Ueberall, wohin er tritt, zeigt ſich ſchon das verderbliche Element. Mit Mühe und Noth erreicht er das graſige Ufer eines Deichs und blickt entſetzt zurück auf die Wogen, welche ſeine Fußſpuren vertilgen, und die, mit Dorſchen, Butten, Seehunden und anderen Meerungethümen vermiſcht, wie die wilde Jagd im Freiſchütz daher brauſen.

Zu Hauſe am traulichen Feuerherde angekommen, erzählt er dann von ſeinem Abenteuer, und die Volksdichter ſprechen hinterdrein von einem wilden Geiſte, von dem rauhen Meerjäger, der die Menſchen draußen verſchlinge.

Man könnte von den Deichen daſſelbe ſingen, was Schiller in ſeinem hübſchen Gedichte: „der Spaziergang" von der heiligen Umzäunung der Stadtmauer ſingt. Wenn die Römer, die einen Gott für die Gränzen und einen für die Stadtmauern hatten, in dieſen Marſchgegenden gewohnt hätten, ſo hätten ſie gewiß den Deichgott dem oberſten Jupiter zunächſt geſetzt.

Im Winter, wenn das Meer zwiſchen den Inſeln mit Eisſchollen, die ſich ſelten zu einer feſten Länder verbindenden Decke zuſammenſetzen, weil das hier ſtets bewegte Meer ſie täglich zwei Mal zerreißt und zerſprengt, bedeckt iſt, wird zwar in der Regel der größte Theil der Eisſchollen, welche die Fluth hereinführte, mit der Ebbe wieder ins freie Meer hinausgeriſſen; allein wenn der

Wind der ausſtrömenden Ebbe entgegenweht, dann bleiben die obenſchwimmenden Schollen, auf die der Sturm von oben eine größere Gewalt übt als der Strom unten, auf dem Watt liegen. Dann häufen ſich die Eisſchollen auf den Watten zu ungeheueren Maſſen, und die Schlickläufer, die doch hinüber müſſen, haben dann ihre größte Noth.

Ein Inſelarzt, der einem Sterbenden auf der benachbarten Inſel ſeine Hilfe bringen wollte, beſchrieb mir einen ſolchen Winter-Wattübergang, bei dem er ſein eigenes Leben risquirt hatte. Er ſagte mir, er habe als Führer Amrumer Schiffsleute mitgenommen, welche in dieſen Gewäſſern die kühnſten und erfahrenſten ſind. Das Ufer der Inſel ſei rund umher mit feſtem Eiſe garnirt geweſen, und hier hätten ſie das Schiff, mit welchem ſie die Ueberfahrt bewerkſtelligen wollen, ſchieben müſſen. Darauf ſei ein Strich trockenes Land gekommen, das aber der Art mit Schollen bedeckt geweſen wäre, daß ſie nur mit Mühe und Noth durchgekommen, indem ſie ihr Schiff getragen. Dann ſeien ſie zu einem breiten Strome gelangt, in welchen die Fluth bereits brauſend hineingeſtrömt ſei. Sie hätten ihr Schiff hier ins Waſſer gebracht, aber die in demſelben ſchwimmenden Eisſchollen hätten ihnen die größte Noth gemacht. Um dieſen Schollen zu entkommen, hätten ſie freies Waſſer geſucht und ſo auf einem Umwege ihr Ziel zu erreichen geſtrebt. Sie hätten deßhalb die Eisſchollen immer vor ſich weggeſchoben und ſeien endlich glücklich ins Freie gekommen. Hier hätte aber der Wind mit bedeutender Stärke

geweht, und das kleine Schiff ſei furchtbar hin- und hergeſchleudert worden. Da es dadurch bald mit Waſſer gefüllt worden ſei, ſo habe er die Schiffer gebeten, das Waſſer auszupumpen oder auszuſchaufeln. „Ach was, pumpen!" hätten dieſe Amrumer geantwortet, „wir haben keine Zeit zu pumpen, wir müſſen ſegeln, Herr Doctor."

Sie hätten immer bloß auf ihre Segel, ihr Steuer, den Wind und das vor ihnen liegende Ziel geachtet; zuletzt ſei das Waſſer inwendig faſt bis an den Rand geſtiegen, und er habe ſich nicht mehr retten können. „Pumpt und ſchaufelt doch, ihr Leutchen, wir müſſen ja ertrinken!" habe er noch einmal gerufen. „Ach was pumpen, wir müſſen ſegeln, Herr Doctor," hätten ſie wieder geantwortet und wären immer drauf los geſteuert. Mit dieſer Theorie hätten ſie ihn denn auch richtig an's Land gebracht und danach erſt ihr Schiff und ihre Stiefeln ausgepumpt und ihm auch ſeine für ewige Zeiten eingeſalzenen Reiſeeffecten herausgegeben.

Hier an der ſchleswigſchen Küſte giebt es mehr als ein Dutzend Inſeln, die entweder unter ſich oder mit dem Feſtlande ſchlickfeſt ſind. Außerdem iſt zur Ebbezeit jede Inſel mehr oder weniger mit entblößten Watten umgeben. An der Weſtküſte von Holſtein giebt es noch ausgedehntere Watten. Eben ſolche Watten ſind an der ganzen Küſte von Hannover, Oldenburg, Oſtfriesland, und Holland. Auch findet ſich wieder etwas Aehnliches an der Weſtküſte von Frankreich und Spanien, auch da giebt es ſchlickfeſte Inſeln. An der

südlichen und westlichen Küste der Nordsee mag sich die Ausdehnung dieser Watten, dieser Erdoberfläche, die täglich zweimal Festland und zweimal Meer ist, vielleicht auf mehr als 100 Quadratmeilen belaufen, und man sieht daher, daß es nicht so ganz uninteressant und unwichtig ist, das Leben, die Ereignisse und die Scenen auf diesen Watten zu studiren und darzustellen.

Wir kamen nicht lange nach Sonnenaufgang auf das Watt hinaus, das einen eigenthümlichen Anblick darbot. Die weite Fläche eines völlig wüsten, wilden Landes zeigte sich vor unseren Augen, die kahlen Sandflächen streckten sich weit und breit vor uns aus, und zwischen ihren schwach gehobenen Rücken blinkten zahlreiche mit Wasser belaufene Stellen. Das Wasser war einige Zoll, einen Fuß und stellenweise ein paar Fuß tief und dabei spiegelblank. Diese blanken Wassertümpel haben die niederländischen Maler auf ihren Ebbe- und Fluthgemälden oft dargestellt und zu hübschen Effecten benutzt.

Selbst aus weiter Ferne leuchten noch solche Wassertümpel hervor, besonders wenn die Sonnenstrahlen schräg auffallen, wie es jetzt zu unserer Tageszeit der Fall war.

Die Halligen, die auch zur Ebbezeit von solchem mit einem dünnen Wasserschleier theilweise überzogenen Vorlande umgeben sind, schienen mir oft wie in einen blinkenden Spiegel eingefaßt, in welchem sich ihre Häuser und Wurten reflectirten. Ich schrieb dieß anfangs einer Luftspiegelung zu, bis mir die Insulaner

ſagten, daß man oft eine ſolche Luftſpiegelung mit dem blinkenden und zurückſtrahlenden Schlick verwechſele.

Mitten auf dem Watte, jedoch etwas näher nach Föhr zu, lag der Rumpf eines vor Kurzem geſtrandeten engliſchen Kohlenſchiffs.

Von Weitem kam uns dieſes Schiff unglaublich groß vor. Es lag natürlich ſchief, und auf der einen Seite hing ein dickes Strickende herunter. Ich berechnete, daß dieſes Strickende wenigſtens zwanzig Fuß über dem Boden hängen möchte. Als wir aber nahe hinzu fuhren, hing es in unſeren Wagen herab, ſo daß wir es zum Hinaufklettern benutzen konnten. Das Schiff fanden wir völlig verwüſtet, die Maſten waren bis auf den letzten Stumpf abgebrochen, und übrigens hatten auch ſchon die Berger Alles abgenommen, was nicht niet- und nagelfeſt war. Die Leute erzählten uns, die Mannſchaft des Schiffs hätte ſich, als ſie in Gefahr geriethen, in zwei Theile getheilt. Vier Mann wären in das Boot geſprungen und davon geſegelt, bisher aber noch nicht wiedergefunden worden; der Capitän aber mit den übrigen 3 Mann ſei an Bord geblieben, um das lecke Schiff auf eine Sandbank in der Nähe des Feſtlandes zu ſetzen. Er habe alſo ein Nothſegel befeſtigt, ſei mit der vollen Gewalt des Sturmes zwiſchen zwei Inſeln gegen das Land angelaufen und ſo hier zum Stranden gekommen, wo die Amrumer ihn und ſeine Mannſchaft gerettet hätten. Die Leute ſagten, wenn die Engländer ſich nur ein wenig weiter nördlich gehalten hätten, ſo würden ſie ſehr gut die Sandbänke vermieden und das Schiff in den Wyker Hafen gebracht haben.

Die Engländer, die ſonſt faſt alles Unbelebte zur Sache machen, ſchreiben dem Schiffe bekanntlich Perſönlichkeit zu, und in der That ſieht ein Schiff, weit mehr als irgend ein anderes ſo großes Machwerk von Menſchenhand, einem lebendigen Weſen, einem Wallfiſch oder einem Rieſenſchwane ähnlich. Es iſt gerade nach denſelben Grundſätzen gebaut, nach denen die Natur die Fiſche und die Waſſervögel bildete. Seine Erſcheinung und äußere Form iſt ſo graziös, wie ſeine Bewegungen. Seine Umriſſe zeigen dieſelben ſchönen, gekrümmten Wellenlinien, die der Körper des Weibes darbietet, — einen gefüllten Buſen, einen ſchlanken Leib, ſchwellende Segel und flatternde Wimpel, wie die Schleier und Bänder einer Schönen, dieſelben gleichmäßigen, lieblich ſchwankenden Bewegungen, dieſelbe Glätte und Ruhe — kurz ich ſage, es iſt kein Wunder, daß die Engländer aus dem Schiff eine „She“ machen. Und wenn man nun eine ſolche „She“ von den Stürmen zerzauſt, ihres Schmuckes beraubt, gefangen und gelähmt auf dem Schlick liegen ſieht, ſo giebt dieß einen höchſt melancholiſchen und faſt herzzerreißenden Anblick. Es iſt, als wenn man eine gefangene, übelbehandelte Nymphe ſähe, die ſich nicht zu helfen wußte.

Wir fuhren auf dem Watte weiter. Unſer Weg war uns durch eine Menge kleiner, mit Seetang und ſchmuzigem Seeſchlamm behangener Sträucher, die in dem Sande befeſtigt waren, und die wir der Reihe nach über's ganze Watt hin verfolgen konnten, vorgezeichnet. Dieſe Sträucher waren nur 3 — 4 Fuß hoch. Sie

brauchen nicht höher zu ſein, weil ſie auf dem Watt, der ſonſt ganz kahl iſt, leicht zu unterſcheiden ſind. Sie dürfen aber auch nicht höher ſein, weil ſie ſonſt, wenn ſie über das Fluthwaſſer hervorragten, die Schiffer irre führen möchten. Denn für dieſe giebt es wieder andere, ebenfalls mit Sträuchern abgeſteckte Wege, welche natürlich ganz anders laufen, da ſie das tiefe Fahrwaſſer bezeichnen, während jene das hohe Land marquiren. Die Fahrwaſſerzeichen, die man Baken nennt, ſind natürlich möglichſt hohe junge Baumſtämmchen, die immer 7 — 10 Fuß über die Fluth hervorragen. Sie bedürfen einer gewiſſen Feſtigkeit, um den Stürmen widerſtehen zu können, doch müſſen ſie auch zugleich ſchwankend und elaſtiſch ſein, um den Schiffen keinen Schaden zuzufügen und geduldig nachzugeben, wenn ſolche etwa darüber hinſegeln ſollten. Gewöhnlich werden dazu junge Birkenbäume genommen, wenn man ſie haben kann; und ſo unordentlich dieſe ſtruppigen, ſchief- und krummgewachſenen Wegweiſer im Vergleich mit unſeren Meilenzeigern auf dem Feſtlande ausſehen, ſo entſprechen ſie doch vollkommen ihrem Zwecke im Meere. Um ſie zu befeſtigen, ſpitzt man den Baum unten ein wenig zu und ſteckt ihn in den Sand. Dann hält ein Mann ihn unten feſt, während ein anderer ſich oben mit den Händen an das Holz hängt und ſich in der Luft hin und her ſchwenkt. Der Baum, der dieſe Bewegung mitmachen muß, wird dadurch allmälig tief in den Boden hineingedrückt. Durch die Wellen, welche nachher die Bäume ebenfalls hin und her werfen, werden

ſie eher noch mehr befeſtigt und in den Boden hineingerammt, als gelockert.

Der Poſtbote hat die Aufſicht über die kleinen Sträucher für die Schlickläufer; er ſteckt neue auf, wenn ſie verloren gingen, er verſetzt ſie, wenn vielleicht die Phyſiognomie des Watts, wie dieß natürlich oft geſchieht, ſich verändert haben ſollte. Die hohen Baken ſtehen unter Aufſicht der dazu beſtimmten Schiffer und Bakenmeiſter. In den größeren Tiefen treten an die Stelle der Baken kleine und große Seetonnen, die an Ketten vor Anker gelegt werden. Auf den Seekarten ſind alle mit Bäumen oder Tonnen ausgebakten Wege mit kleinen Pünctchen bezeichnet, die ſich auf dem Bilde wie Chauſſeeen ausnehmen.

Es begegnete uns ein Schlickläufer auf dem Watt, der uns ſchon von Weitem zuwinkte. Als wir näher kamen, fragte er uns, ob wir nicht wüßten, ob der Doctor bald käme, er erwarte ihn mit Sehnſucht, denn ſein Weib auf Amrum läge ſeit 24 Stunden in Kindesnöthen, und man habe den Arzt ſchon bei der Ebbe von geſtern Abend erwartet. Wir ſagten dem armen Ehemanne, daß wir dieß nicht wüßten, daß er ſich aber ſputen möchte, denn die Fluth ſei ſchon im Anzuge.

Unſer Kutſcher machte uns auf das Brauſen, das draußen vom Meere hereinſchallte, aufmerkſam. Er ſagte, es müſſe wohl das Wetter ſich ändern wollen und der Wind auf dem Meere ſchon im Anzuge ſein. Wir hörten einen entfernten Lärm, den wir noch deut-

licher vernahmen, wenn wir das Ohr an den Boden des Watts legten. Ich wünschte wohl, daß ein Akustiker sich einmal die Mühe gäbe, dieß Phänomen recht deutlich zu erklären. In unserer Nähe war Alles ganz still und, so weit wir sehen konnten, das heiterste Wetter. In sehr weit entlegener Ferne aber rauschte und tobte es, als wenn dort Alles drüber und drunter ginge. Man konnte sich kaum überreden, daß dieß blos von über einander schlagenden Tropfen und von Schaum herrühren sollte. Es klang gerade so, als wenn Balken über einander stürzten und zersplitterten; auch waren oft so polternde und scharfabgeschnittene Töne darunter, als ob eine Masse von Kugeln und Steinen einen Berg hinunterrollte. Auf welche Weise und nach welchen Gesetzen mögen doch durch die bloße Entfernung und durch das Verfließen in der Luft Töne so entstellt und noch dazu so verschärft werden? Man sollte vermuthen, daß alle scharfen und eckigen Töne durch die Entfernung milder und dumpfer und gleichsam abgestumpft werden müßten. Diese aber schienen zwar weniger stark als in der Nähe, aber doch eckiger, prasselnder und krachender, so daß sie gar nicht mehr solchen Tönen, wie sie durch Wasser verursacht werden, ähnlich waren. Man braucht nicht weit in die Akustik hineinzublicken, um zu erfahren, daß sie eine noch wenig aufgehellte Wissenschaft sei.

Die Insel Amrum oder, wie sie Einige schreiben, Amram, an deren sandigem Ufer endlich unsere Pferde hinaufklommen, stellt sich dem Auge als ein Haufen von Dünen dar, die sich in einem Halbmonde herum-

ziehen und auf der Außenseite eine kleine, etwa 3 Stunden lange Ebene oder Marsch umkränzen.

Wenn ein Geestbewohner, ich meine ein Sachse, Oesterreicher oder Preuße, denn dieß sind in den Augen der Friesen lauter Geestleute, von Marsch hört, so darf er dabei nicht immer gleich an lauter Fett und Fruchtbarkeit denken. Zwischen Marsch und Marsch ist ein großer Unterschied. Es giebt ganz außerordentlich schwere und fette Marschen, wie z. B. die berühmten Marschen von Eiderstädt, Wilster und Krempe, es giebt aber auch Marschen von sehr geringem Werthe, manche sogar, die gar nicht zu gebrauchen sind.

Die kleinen Marschen, welche diesen kleinen Dünen-inseln anhängen, sind von der letzten Bonität. Sie sind nicht eingedeicht und vermischen sich auf ihren Gränzen theils mit den sandigen Watten, theils mit den noch sandigeren Dünen, die beständig viel Sand landeinwärts senden. Man findet auf Amrum magere Weiden, ziemlich kärgliche Aecker, mit Heide überzogene Striche, und die ganze Insel hat ein ziemlich todtes und ödes Aussehen. Den größten Theil des Landes nehmen die Dünen weg, deren Hügelreihe 200 bis 300 Schritte, ja hier und da wohl 1000 Schritt breit ist.

Vom Himmel aus betrachtet, giebt daher Amrum das Bild eines Halbmondes, der auf der Außenseite vom Sande gelblich und grau gefärbt, auf der Binnenseite aber von den Heidekräutern und Gräsern etwas grünlich und bräunlich angelaufen ist. Die Insel sieht daher ungefähr wie Norderney, Wangeroog, Spi-

keroog und wie die ganze an der südlichen Nordseeküste hinliegende Reihe von Düneninseln aus, für die sie als Modell und Typus dienen kann. Sie ist aber ganz anders beschaffen als Helgoland, welches ein röthliches Felsstück ist, ganz anders als Pelworm und Nordstrand, welche beide aus grünen, mit Deichen eingefaßten Ländereien bestehen, ganz anders als die Halligen, die der Gnade oder Ungnade des Meeres preisgegebene Schafweiden vorstellen, ganz anders als Föhr, welches ein aus Geest und Marsch gemischtes Ländchen ist.

Auf der inneren Seite der Insel liegen die Dörfer, von denen das vornehmste, Nebel genannt, die Residenz des Predigers und der wohlhabendsten Schiffer, ungefähr in der Mitte liegt. Auf der äußeren Seite aber befinden sich die Gegenstände, die den Reisenden am meisten anziehen, die Dünen, die Sandbänke, die Brandung.

Die Friesen und Jüten fordern den Reisenden häufig auf, ihre Dünen, die bis an die Nordspitze von Jütland hin auf einer Strecke von 60 Meilen das Land besäumen, zu besichtigen, und fragen ihn oft, ob er die Dünen schon besucht habe, wie die Schweizer sich erkundigen, ob er ihre Alpen und Gletscher schon kenne. Sie sprechen zuweilen geradezu: „Ist es nicht eine wunderbare Gebirgswelt, die sich in unseren Dünen erschließt?" — Man weiß erst nicht recht, was die Leute damit sagen wollen, und ist fast geneigt, sie auszulachen, wenn man zum ersten Male in diese trostlose Dünenwüstenei hineinblickt und darin nichts als mehr oder weniger un-

regelmäßig geſtaltete, kleine und große Sandhaufen erkennt. Allein es hat ſich ſchon mancher Spötter in einen eifrigen Liebhaber verwandelt. Die Dünen ſind gefährlich wie ſolche Schönen, die ihre Liebreize im Verborgenen tragen.

Ich ſah die Dünen anfangs von einem etwas hohen Alpenſtandpuncte aus an, aber allmälig fand ſich der Geſchmack, und ich lernte ſpäter recht wohl verſtehen, was jene Leute eigentlich ſagen wollten. Es giebt in dieſen Ländern oft Menſchen, die ſich ſo in die Verhältniſſe der Dünen einſtudirt haben, daß ſie am Ende ganz in und mit den Dünen leben und weben, in der Nähe derſelben ihre Wohnung aufſchlagen und am Ende glauben, von den ſich an ſie knüpfenden Fragen hänge das Wohl der Menſchheit ab. Ich begriff zuletzt auch dieſe Menſchen und war faſt geneigt, mit ihnen Partei zu machen.

Es ſcheint zwar im Ganzen unglaublich einfach, daß der Wind Sand zuſammenweht und daraus kleine und große Haufen bildet. allein ſieht man ſich die Sache näher an, unterſucht man die innere Conſtruction der Dünen, ihre Schichtung, ihre Höhe, die Größe ihrer inneren und äußeren Winkel, die Längen- und Querthäler, welche ſich durch ſie hinziehen, ſo ſtellen ſich die intereſſanteſten Phänomene heraus. Betrachtet man die in ihnen enthaltenen Quellen, Moräſte und Seeen, alsdann die hier und da von Hügeln eingeſchloſſenen Flächen und wiederum die langen Reihen von gleichförmigen Sandkegeln, ſo vermehren ſich die Fragen noch bedeutend.

Bedenkt man weiter, daß nicht wenige Thiere in der Welt der Dünen ihr eigentliches Lebensgebiet und Element finden, daß es Dünenwürmer, Dünenspinnen, Dünenfische, Dünenvögel und Dünenvierfüßer giebt, die den Dünensand nöthig haben, um ihre Nester oder Höhlen darin zu bauen, sich darin zu verkriechen, ja selbst um denselben zu verspeisen und sich davon zu nähren, so gewinnt die Sache gewiß noch mehr an Reiz und Interesse.

Hört man weiter, daß die Dünen wandelnde Gebirge sind, die sich seit Jahrtausenden immer mehr landeinwärts gewälzt haben, daß sie über Felder, Aecker, Dörfer und Kirchen hinweg schritten und daß sie viele merkwürdige Ruinen in ihrem sandigen Schooße bergen, — und läßt man sich endlich sagen, daß der Mensch sich sonach seit langer Zeit mit den Dünen im Kampfe befindet, daß es ihm in neuerer Zeit in Frankreich, Holland und auch hier in Jütland gelingen zu wollen scheint, ihren Verwüstungen ein Ende zu machen, diese rollenden Berge zu fixiren und sie aus schädlichen Sandwüsten in nützliche, schützende Dämme zu verwandeln, so kann man vielleicht sagen, daß die Dünen dreist sich anderen Unebenheiten der Erdoberfläche an die Seite setzen können, und daß sie dem Verstande eben so viele Probleme zur Lösung aufgeben, als sie der Phantasie Scenen zur Beschäftigung darbieten.

Wir waren an den Prediger der Insel gewiesen, den einzigen gebildeten, — ich meine auf Hochschulen gebildeten Mann, der hier wohnt, und er hatte

die Güte, uns vor allen Dingen zu seinen Dünen zu geleiten. In der Mitte der Ameumer Dünenreihe liegt eine Düne, die sich durch ihre Höhe vor allen anderen auszeichnet und die auch eben so wie alle besonders hohen Dünen, gleich den höchsten Spitzen der Alpen, ihren eigenen Namen hat. Sie wird von den Deutschen gewöhnlich die „Satteldüne" genannt, als wenn man ihre Benennung von „Sattel" hergenommen hätte. Ihr eigentlicher friesischer Name soll aber „Sahteldün" sein, was von „Saht" (setzen) herkommt und sonach die Setzdüne bedeutet. Die Ameumer Fischer sollen sie so genannt haben, weil sie dieselbe zum Merkzeichen gebrauchen, wenn sie in großer Entfernung auf dem Watte ihre Netze aussetzen. Sie ist 105 Fuß hoch und ragt über alle übrigen hervor.

Wir bestiegen zunächst diese Düne, auf deren oberster Spitze ein Pfahl errichtet ist, und die man an den meisten Puncten der Insel sieht. Man hat von hier aus den schönsten Ueberblick der Insel und der ganzen vorliegenden Küste, einen Ueberblick, der für einen Binnenlandbewohner ganz wunderbar sein muß.

Zur Rechten und Linken hat man einen breiten Streifen von Dünenhaufen, die zum Theil von darüber hinlaufenden Heidekräutern braun gefärbt, zum Theil kahl und rostgelb sind. Nach vorn eröffnet sich dem Dünenbesteiger das weite Meer und zunächst im Vordergrunde das prachtvolle Schauspiel einer dreifachen Brandung.

Es ziehen sich nämlich die Westküste entlang große

breite Sandbänke hin, welche die Insel mit einem dreifachen Gürtel dermaßen umgeben, daß Homer sie gewiß „das unnahbare Amrum" genannt haben würde. Diese Sandbänke verlieren sich gegen das Ufer hin allmälig, gegen das Meer zu aber sind sie etwas schroffer, ganz so wie die Dünen, welche ebenfalls unter einem kleinen Winkel aus dem Lande aufsteigen, nach dem Meere zu aber unter einem größeren schroff abfallen.

Hierdurch entstehen zwischen den Sandbänken tiefe mit Wasser gefüllte Thäler. Manche derselben sind so tief, daß es bedrängten Schiffen möglich wird, in diesen Furchen zwischen den Sandbänken Rettung zu finden. Man könnte diese Vertiefungen Längenthäler nennen.

Man muß sich die Sandbänke zwar im Ganzen als langgedehnte und in ziemlich geraden Linien fortlaufende Sandstriche denken, jedoch nur im Ganzen; denn hier und da sind sie durchbrochen und dadurch in Stücke getheilt. Man könnte diese Durchbrüche Querthäler nennen und somit dasselbe System, wonach fast alle Gebirge und auch die Dünen Längen- und Querthäler haben, selbst noch unter das Meer bei den Sandbänken fortgesetzt sehen.

Die drei Bänke schienen mir wohl eine halbe Stunde weit von einander entfernt zu sein, eine Strecke, die auf der weiten Fläche des unübersehbaren Meeres nicht viel austrägt. Auf allen drei Streifen stand eine gewaltige Brandung in die Höhe. Das Meer stürmte gegen jede Bank mächtig heran, schlug in hohen Wellen auf und

stürzte in einem langen Streifen weißen Schaumes wieder zurück.

Es schien uns, als sähen wir einen gewaltigen breiten Strom in drei Absätzen einen Katarakt herunter kommen.

Bei solchen heftigen Aufregungen der See schlagen die Wellen mit großer Gewalt gegen die Seiten der Dünen, so daß diese davon sehr merklich erschüttert werden. Mir erzählte ein Capitain, daß er bei der Strandung eines mit Manufacturwaaren beladenen Schiffs mit zwei Juden an den Strand gegangen sei, um die Lage des Schiffs zu besehen. Sie hätten sich, um eine kleine Collation einzunehmen, in eine Sandhöhlung hinter der vordersten Reihe der Dünen niedergesetzt, aber gleich darauf so starke Erschütterungen der ganzen Dünenreihe verspürt, daß die beiden Juden entsetzt, wie bei einem Erdbeben, aufgesprungen und davon gelaufen seien.

Von der ganzen Meeresfläche vor uns kam ein mannichfaltiges Rauschen, Baffen und Klatschen der Wogen zu unseren Ohren, bei dem wir zuweilen genau die Schläge einzelner Wellen unterschieden. Die meisten Töne gingen indeß in dem allgemeinen Säuseln auf, das darüber hinwegzog, und es machte einen ganz eigenen Eindruck, wenn man einige der höchsten Wogen der entferntesten Wogenreihe mit dem Perspective betrachtete. Man sah sie sich heranwälzen, gegen die Sandbank sich brechen, sich hoch aufbäumen und in weiße Schaumberge sich auflösen, und doch vernahm das Ohr kein entsprechendes Gepolter.

Noch weiter auf der hohen See, in der Entfernung von mehren Meilen, ſoll es noch einen Gürtel von Sandbänken und noch eine Brandung als äußerſte Umfaſſung geben. Mehr oder weniger zeigt ſich übrigens die Brandung oder wenigſtens eine eigenthümliche Meeresbewegung auf allen Sandbänken, ſelbſt auf denen, die mitten im Meere ſo tief unter der Oberfläche liegen, daß die Schiffe getroſt darüber hinfahren können. Selbſt die große, 50 Meilen lange Doggersbank, in der Mitte der Nordſee, wiſſen die Schiffer ſogleich an dem eigenthümlichen, gebrochenen Wellenſchlage, der auf ihr ſtattfindet, zu erkennen.

Ein Nordſeefiſcher ſagte mir, er ſei in einem argen Unwetter in zweimal vierundzwanzig Stunden über die ganze Nordſee hingeſchlagen und habe dabei auf der Doggersbank die größte Gefahr ausgeſtanden, weil dort die Wellen merklich kürzer, höher und unruhiger ſeien als in den tieferen Gewäſſern der Nordſee, wo ſie ſich länger und gemächlicher hinzögen. Die Doggersbank liegt 10 Faden tief unter dem Meere, und es iſt bemerkenswerth, daß von einer ſolchen Tiefe herauf die Sandkörner noch auf die Bildung der Wogenberge influenziren können.

Die Dünen ſind in vieler Hinſicht die Schatzkammern der Armen dieſer Inſeln. Die Kinder der Armen unter den Inſulanern laufen in die Dünen, um den dort niſtenden Kaninchen nachzuſtellen; die armen Männer und Weiber, die keine Schafe beſitzen und mithin keine Wolle zu ſpinnen haben,

gehen in die Dünen, ſchneiden den hier wachſenden Halm (Dünenhalm) ab und machen daraus Stricke, die ſehr feſt und geſucht ſind und von hier aus zu mancherlei Hausgebrauch als Handelsartikel weit im Lande herumgehen; die, welche keine Wieſen in der Marſch beſitzen, treiben ihre Schafe in die wilden Dünen, welche Gemeingut ſind, und auf denen dieſe mageren Thiere der Armen einige Heideblumen und dürre Sandgräſer finden. Doch wird dieſe Beweidung der Dünen jetzt mehr und mehr unterſagt, weil dadurch die Begraſung des Sandes nicht wenig verhindert wird.

Auch ſieht man wohl hier und da einen armen, in Lumpen gekleideten Mann in den Dünen und am Strande herumſtreifen, von Zeit zu Zeit ein Stückchen Schiffsholz oder ſonſt ein verwehtes Läppchen, das er gebrauchen könnte, aufhebend. — Während die Straßenkehrer von Paris längſt durch Meiſterpinſel verewigt wurden, hat dieſe armen Lappen- und Lumpenſammler, die ſich doch in allen Dünen bis nach Spaniens Gränze hin eben ſo wie die Kaninchen finden, noch Niemand geſchildert, wie ſie mit im Sturme flatternden Gewändern lugend und ſpähend im Sande herumſtreifen, bald ein Bretchen aus der Brandung fiſchen, bald ein Stück Bernſtein erhaſchen, bald einem an's Land geworfenen Seehunde die Haut abſtreifen, bald allerlei Sträucher und Schilfhalme zum Brennen und zum Bedecken der Häuſer ſammeln, bald mit forſchenden Blicken nach dem Meere ſchweifen, um zu erſpähen, was von da herzu geführt werden möchte.

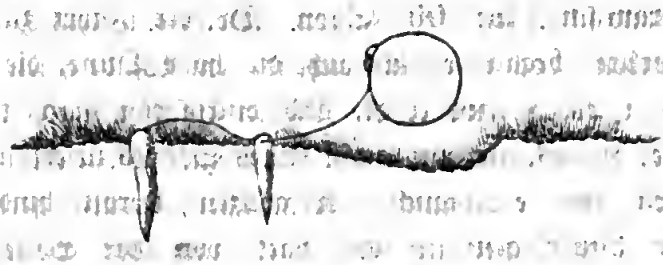
Wir trafen einen kleinen munteren, rosenwangigen Jungen, der sich mit einer Menge Kaninchenschlingen beschwert hatte. Er sagte, die Kaninchenjagd in den Dünen sei ganz frei, und es könne sie betreiben, wer da wolle. Ich dachte dabei, auch von den Dünen könnte man singen: „Auf den Bergen ist Freiheit ꝛc.“ — Auf diese entlegenen Inseln kann man dieß Wort gewiß oft eben so gut anwenden wie auf die entlegenen Berggipfel.

Ich weiß nicht gewiß, wie die Kaninchen hierher gekommen sind. Einige geben dafür ein sehr junges Datum an. Uebrigens findet man sie auch auf Norderney, Wangeroog, auch in den Dünen Hollands, sowie auf allen anderen Düneninseln verbreitet, und man würde es für ein wahres Wunder ansehen, wenn dieß nicht so wäre, da die Kaninchen und die Dünen wie für einander geschaffen zu sein scheinen. Wir kamen zuweilen an Dünenstellen, wo wir eine ganze Menge Kaninchenlöcher erblickten. Die Kaninchen sind übrigens den Dünen sehr schädlich, und an ihrer völligen Ausrottung arbeitet man daher in Holland schon seit 200 Jahren. Denn ein kleines, durch sie gegrabenes Loch ist oft hinreichend, dem Winde einen Haltpunct zu geben, wo er die Dünen anfassen und, weiter bohrend, sie zerstören und entführen kann. Vielleicht ist der Schaden, den die Kaninchen verursachen, dadurch geringer, daß sie ihre Löcher in der Regel nach der Seite hin anlegen, woher der Wind nicht kommt.

Der Kleine zeigte uns die Art, wie er die Kaninchen fange, und uns fiel dabei auf, daß er seine Schlingen so weit von den Eingängen des Baues entfernt legte.

Sein Verfahren war ganz aus der Beobachtung des Benehmens der Thierchen hervorgegangen. Er erklärte uns, daß, wenn das Kaninchen aus ſeinem Bau hervorkomme, es ſehr vorſichtig ſei, erſt mit dem Kopfe herausblicke, rechts und links ſehe und dann langſam vorwärts krieche; erblicke es nichts Feindliches, ſo fange es ſofort an, in raſchen Sprüngen weiter zu gehen. Daher ſetze er ſeine Schlingen nicht dicht bei den Löchern aus, denn hier würde ſie das Kaninchen jedesmal entdecken. Er bringe ſie vielmehr immer in 10 bis 12 Schritt Entfernung an, wo das Thierchen ſchon angefangen habe, in raſchen Sätzen blindlings vorzuſchreiten.

Die Kaninchen haben ihre beſtimmten Gänge, in denen ſie immer hin und her laufen. Der Kleine wies uns ſelbſt auf dem feſten Raſen Spuren an den Pflanzen, welche bewieſen, daß die Kaninchen vorbeigehüpft ſeien, und zeigte uns, auf welchen Fleck er ſeine Schlinge ſetzen müſſe. Dieſe beſtand aus einem meſſingenen Drahte. Daran war ein großer Pflock zum Befeſtigen und ein kleiner



zum Dirigiren derſelben. Die Schlinge kommt ſo hoch über den Boden, daß das Kaninchen bequem hineinſpringen kann, indem die Kraft des Sprunges zugleich dazu dient, ihm die Schlinge feſt um den Hals zu ziehen.

Es werden hier auch einige abgerichtete Frettchen unterhalten, welche den Kaninchen in ihren Bauen nachgehen und bei den Jagden des dänischen Hofes auf diesen Inseln gebraucht werden.

Die Namen, welche sowohl die Sandbänke als die einzelnen hohen Dünen erhalten, hängen zuweilen mit den Namen auf der Insel berühmt gewordener Personen zusammen. So heißt eine der drei, die Insel umzäunenden Bänke: Jung-Namens-Sand, weil hier einst ein gewisser Jung-Namen, vielleicht ein Amrumer Seeheld, gestrandet und umgekommen sein soll. Eine andere Bank nennt man: Kniep's Sand; eine der höchsten Dünen heißt „Ulv's Düne," und es wurde uns dabei folgende Geschichte erzählt: Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wohnte auf Amrum ein alter Schiffer, Namens Ulv, dessen einziger hoffnungsvoller Sohn in die Sclaverei der tunesischen Seeräuber gefallen war. Der Vater hatte ihn nur ungern in die Gewässer des Mittelmeeres entlassen. Als nun die Zeit herankam, wo sein Sohn von der Fahrt zurückkehren sollte, begab er sich auf die hohe Düne, die jetzt von ihm ihren Namen trägt, und blickte von da weit auf das Meer hinaus, um das Schiff seines Sohnes zu erspähen.

So war er täglich den ganzen Herbst hindurch auf die Düne gestiegen und hatte von dort vergebens seine Blicke ausgesandt.

Endlich lief eine Nachricht von dem Schiffe ein, die das geängstete Vaterherz auf's Tiefste verwunden mußte. Es sei dasselbe an der tunesischen Küste von

Seeräubern genommen und die ganze Mannſchaft in die Sclaverei entführt worden. Dieſe Nachricht ſtreckte den Alten auf's Krankenlager. Nachdem er aber etwas geneſen, fing er an, eifriger als bisher zu arbeiten, beſtellte ſeine Schafe und Kühe pünctlich, handelte beim Verkauf ſeiner Wolle bis auf den letzten Pfennig, hielt jede Kleinigkeit zu Rathe, und fand er am Strande ein Stückchen Holz, ſo beſtimmte er es zu Hauſe nicht für den Ofen, ſondern verkaufte es, um baares Geld zu gewinnen. Auch zeigte er ſich bei Strandungsfällen energiſcher und habgieriger als alle Uebrigen und riß dabei an ſich, was er ergreifen konnte. Auf alle gegen ihn in dieſer Beziehung gerichtete Bemerkungen antwortete er: „Ich brauche es für meinen Sohn."

Es war nämlich der Plan in ihm zur Reife gekommen, er wolle ein Capital zuſammenbringen, um ſeinen Sohn damit aus der Sclaverei zu erlöſen. Solche Fälle kommen oder kamen bei dieſen Schiffervölkern nicht ganz ſelten vor, und ſie wiſſen ſchon, wie ſie dabei zu verfahren haben; auch giebt es immer Conſuln in der Nähe, die ihnen dabei durch Vermittelung der Regierung zu Hilfe gehen. Als der alte Ulv die nöthige Summe zuſammengebracht, ſandte er ſie auf dem geeigneten Wege nach Afrika, und nun ſetzte er ſich wieder auf ſeiner Düne, dem Ankerplatze ſeiner Hoffnung, hin und blickte voll Sehnſucht auf das Meer hinaus, um zu erſpähen, ob es ihm nicht für Silber und Gold ſeinen geliebten Sohn zurückbrächte.

Die Sache kam indeß in Richtigkeit, der junge

„Ulvsſohn" wurde ausgelöſt, — und der Befreite ſegelte eines Tages der nicht mehr fernen Küſte zu. Die Freude des Alten bei der Annäherung des ſo heißerſehnten Schiffes und bei dem Gedanken, das Ziel ſeiner Hoffnung baldigſt in ſeine Arme ſchließen zu können, läßt ſich wohl nicht denken, aber ſeine Verzweiflung kann man vielleicht ermeſſen, als er bemerken mußte, daß der an's Land Geſtiegene — nicht ſein Sohn war. Es war noch ein anderer „Ulvsſohn" von Amrum in die Sclaverei gerathen, der, wie es bei den Frieſen ſo häufig iſt, ganz denſelben Namen trug, und man hatte dieſen Falſchen ausgelöſt.

Der Alte verfiel abermals in eine Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte, und aus der er als ein ſehr melancholiſcher und in der Welt vereinſamter Greis mit ſchneeweißem Haar hervorging. Niemand wußte ihm zu ſagen, an wen er ſich entweder wegen ſeines verlorenen Sohnes, oder auch wegen ſeines verlorenen Sparſchatzes zu wenden habe. Er fühlte nicht die Kraft mehr in ſich, noch einmal ein ſolches Capital zuſammenzubringen. Der Ankerplatz ſeiner Hoffnung, der ſandige und windige Dünengipfel, wurde nun zum Orte ſeiner Melancholie und Verzweiflung.

Die Vorübergehenden ſahen den alten Ulv oft auf ſeinem Hügel ſitzen, auf dem der Wind mit ſeinen greiſen Locken ſpielte, während ſeine Augen trauernd auf der weiten Meeresfläche ſchweiften. Sei es, daß er Vergnügen darin fand, die Blicke nach der Gegend zu ſenden, wo ſein Sohn entſchwunden, ſei es, daß ihn

doch noch eine kleine Hoffnung zuweilen belebte, daß ſein Kind von daher zurückkehren müſſe, — er ſuchte den Hügel immer wieder auf.

Eines Tages kehrten Schiffer aus dem Mittelmeere zurück und verwandelten plötzlich die Hoffnung des Alten zur Gewißheit. Sie brachten ihm Nachrichten und Briefe von ſeinem Sohne, worin dieſer ihm mittheilte, er lebe nicht nur, ſondern es gehe ihm auch recht wohl; er ſei Sclave eines afrikaniſchen Fürſten und durch das Vertrauen, das dieſer in ihn geſetzt, auch einer von deſſen Officieren und zuletzt ſein General geworden; er ſehne ſich jedoch nach ſeiner Inſel und nach ſeinem Vater zurück, und, ſobald er könne, wolle er in ſeine Heimath zurückkehren.

Hätten es des Alten Mittel erlaubt, gewiß würde er auf ſeiner Düne einen Tempel der Freude haben bauen laſſen, um die Wonnegefühle des ſüßen Wiederſehens in dieſen heiligen Hallen zu genießen. In ſeinen jetzigen Umſtänden blieb ihm jedoch nichts weiter übrig, als wie bisher täglich auf dem Sande Platz zu nehmen und auf's Meer hinauszuſchauen.

Es verſtrichen aber noch einige Jahre, und der Alte ſeufzte oft: „Kommt mein Sohn nicht bald, ſo wird er wohl nur auf meinem Grabe beten können.“ — Es kam jedoch ein wenig beſſer. Denn der afrikaniſche General kehrte eben noch zeitig genug in ſein Vaterland zurück, um ſeinen alten ſchwachen Vater zu umarmen, ihm ſeine Liebe mit Zärtlichkeit zu erwiedern und ihm, nachdem er den letzten Reſt ſeiner Lebensfriſt

mit ihm in Gemächlichkeit verbracht, ein ehrenvolles Begräbniß zu geben. Ihn, den General, machte man nachher zum Strandvoigt auf der Inſel Amrum, als welcher er hier noch lange wirkte.

Die Amrumer erzählen noch heute von dem Ulv ſowohl als von dem General, und von dem Letzteren ſagen ſie, er habe im Dienſte ſeines afrikaniſchen Königs ſogar mehr als eine Schlacht gegen die Wilden der Wüſte gewonnen, und jene Düne heißt ſeitdem die Ulvsdüne.

Mir fiel dabei die Geſchichte der alten hochſchottiſchen Bettlerstochter bei, die als die Frau eines Schiffers in Sclaverei gerieth und am Ende Gemahlin des Kaiſers von Marocco wurde, und deren väterliche Hütte ich auf einer Reiſe in Schottland ſah. Auch erinnerte ich mich bei dem Amrumer auf der Düne eines alten böhmiſchen Bauers, der mir ebenfalls bewies, daß ſolche Dinge unter den ſogenannten gemeinen Leuten nicht unmöglich ſind.

Dieſer Bauer hatte viele der Seinigen verloren und nun, da er einſam ſtand, ſich am Rande eines Berges zwiſchen zwei ſehr nahe an einander ſtehenden Bäumen, die mit einander verwachſen waren, einen einſiedleriſchen Sitz bereitet, auf dem er ſich zuweilen an Sonntagen hinſetzte, um die weite Ausſicht zu genießen und in der Erinnerung an die Seinigen zu ſchwelgen.

Schwärmeriſche und ſogenannte ſentimentale Empfindungen ſind ſonſt gewöhnlich nur den gebildeten Ständen eigen, allein ſie kommen auch bei den Bauern

vor und ſind dann um ſo rührender, da ſie mit äußerer Rauhigkeit in Contraſt treten und gewöhnlich mit mehr wirklichem Gefühle verbunden ſind.

Amrum mit ſeinen weit ausgedehnten Bänken iſt als einer der gefährlichſten Orte in der ganzen Nordſee bekannt, ja vielleicht iſt es geradezu der gefährlichſte. Wir hatten davon einen handgreiflichen Beweis vor Augen, nämlich das Wrack eines vor Kurzem geſtrandeten Schiffes, das mitten zwiſchen den Sandbänken und Brandungen wie eine gefangene Fliege in einem Spinnengewebe feſtſaß. Es war ebenfalls ein engliſches Schiff, das mit ſeiner Ladung das raſchere Weiterkommen auf dem Feſtlande hatte befördern ſollen, — es hatte nämlich Eiſenbahnſchienen geladen, — und das nun ſelber ſich nicht weiter befördern konnte.

Leider konnten wir nicht nahe hinzukommen, weil die Fluth die Bänke dahin noch nicht trocken gelegt hatte. Doch bemerkten wir durch das Perſpectiv deutlich, daß der Rumpf bereits ſo tief im Sande verſunken war, daß man von der Sandbank aus mit einem Schritt in's Schiff ſelbſt hineinſteigen konnte. Eine Eiſenſchienenladung muß natürlich das Schiff ſchneller und tiefer in den Boden hineinbringen als z. B. eine Holzladung, die ſelbſt, wenn das Schiff ſchon voll Waſſer iſt, das Ganze noch etwas hält und hebt. Die Berger hatten große lange eiſerne Scheeren, mit denen die Gärtner hohe Bäume beſchneiden, herbeigeſchafft, um damit die eiſernen Schienen aus dem unteren Bodenraume hervorzuholen. Sie

stachen damit durch den Sand, faßten die Schienen und zerrten und hoben sie hervor. Sie sagten uns aber, die Versandung des Schiffes nehme so schnell zu, daß wahrscheinlich bald alle Schienen ihren Klammern entschlüpft sein würden. Sie hätten erst einen verhältnißmäßig unbedeutenden Theil der Ladung herausgebracht, das Uebrige, meinten sie, würde wohl stecken bleiben.

Geschieht dieß, so wird die Folge davon sein, daß sich hier wahrscheinlich ein kleines festes eisenhaltiges Sandsteinriff bildet. Das Meerwasser wird nämlich das Eisen auflösen und mit dieser Auflösung den Sand fest zusammenballen, wie denn eine solche Zusammenballung des losen Sandes zu Stein bekanntlich bei jedem Nagel oder Eisenstückchen, das man im Sande liegen läßt, eintritt. Eine ganze Schiffsladung Eisen mag wohl Rost und Eisenoxyd genug herzugeben im Stande sein, um einen kleinen Sandsteinfelsen herzustellen.

Ein Herr, der von Seiten verschiedener englischer und deutscher Assecuranzcompagnieen mit der Controle über alle Strandungs- und Bergungsfälle an dieser ganzen gefürchteten cimbrischen Küste beauftragt ist, sagte mir, er erinnere sich eines Winters, wo auf den Sandbänken von Amrum die Rumpfe von mehr als 6 Schiffen auf ein Mal an verschiedenen Stellen festgesessen hätten. Sie kommen zuweilen selbst oben auf die Dünen zu sitzen. Auch davon wurde mir ein Beispiel erzählt. — Er erklärte mir zu gleicher Zeit, woher es käme, daß gerade auf diese Insel immer so viele Schiffe hingetrieben würden.

Es beruht dieß auf der Gestaltung der ganzen Küste der Nordsee im Osten und Süden, auf der Richtung der Strömungen und der hauptsächlichsten Handelsstraßen dieses Meeres.

Die ganze cimbrische Halbinsel ist so zu sagen nur eine einzige große Sandbank, die von Schweden gegen Westen aufgeworfen ist und sich 60 Meilen weit von Süden nach Norden erstreckt. Diese Sandbank ist im Osten höher als im Westen; sie stellt dort ein anmuthiges Hügelland dar und hat eine Menge guter Häfen, Meerbusen und Einlasse und tieferes Meer in der Nähe der Küsten. Im Westen hingegen flacht sie sich gegen das Meer hin ab, steigt allmälig unter sein Niveau hinunter, bildet eine Menge Sandbänke und eine 60 Meilen lange Reihe von Dünen, hat fast gar keine Häfen und weder tiefe Meerbusen noch bequeme Einlässe, so daß den Schiffern, die gegen diese Küste geworfen werden, nichts Anderes übrig bleibt, als mit ihren Fahrzeugen geradezu gegen diesen Strand anzusegeln und sie dort auf die beßtmögliche Weise auf den Sand zu setzen.

Auch die Südküste der Nordsee ist zwar ein ähnliches flaches Dünen- und Marschland wie Jütland, allein dieses Flachland ist doch vielfach von Meerbusen und Strömen durchbrochen. Die großen tiefen Flüsse, die aus Deutschland hervorkommen, die Elbe, die Weser, die Ems, bieten ihre Mündungen dem Rettung suchenden Schiffer dar, und selbst, wenn man dieß, wegen der Schwierigkeit, die mit dem Einlaufen in solche Ströme verbunden ist, nicht hoch anschlagen wollte, so

streichen doch die vornehmsten herrschenden Luft- und Wasserströmungen der Nordsee parallel an dieser Küste hin und führen die Schiffer also hier vorbei, während die Richtung der jütischen Riesensandbank der Richtung jener Strömungen gerade entgegentritt, so daß die Schiffe durch beide Gewalten auf sie hingeführt werden.

Unter vier Stürmen, die auf der Nordsee wüthen und die Schiffe scheitern machen, kommen drei aus Südwesten, Westen oder Nordwesten, und die Hauptströmungen im Wasser führen ebenfalls auf Jütland hin, theils wahrscheinlich in Folge jener Windrichtung, theils wegen der durch den britischen Canal eindringenden Strömungen, theils in Folge der Richtung der Fluth.

Jütland läuft im Norden bei Skagen am Ende in eine ganz schmale Sandbank aus, die sich unter das Meer hin noch mehre Meilen fortsetzt. Natürlich ist dieser nördliche Punct einer der gefährlichsten von allen, denn es müssen hier zwischen diesem Sandriff und Norwegen hindurch alle die englischen, hanseatischen, russischen, schwedischen und preußischen Handelsflotten passiren, die aus der Ostsee kommen oder zu ihr hinfahren. Es geht hier ein beständiger großer Zug von Schiffen vorüber, von denen immer einige so unglücklich oder unvorsichtig sind, diesem Sandriff zu nahe zu kommen.

Es ist daher diese Sandbank auch immer mit einer Menge von vor Kurzem gescheiterten Schiffen, von halb verwitterten und fast ganz unter dem Sande vergrabenen Wracks bespickt. Mir erzählte ein Augenzeuge, er habe dort einmal 15 Wracks zu gleicher Zeit gezählt.

Bei Skagen ſind, beim Herausfahren aus der Oſtſee, alle die genannten Schiffszüge oder Flotten noch beiſammen. Etwas hinter Skagen trennen ſich die norwegiſchen oder diejenigen baltiſchen Schiffe, die nach Archangel und überhaupt nach dem Norden beſtimmt ſind, ſowie auch alle diejenigen, welche dem Canale zuſteuern wollen. Sie gehen, ſich von Jütland entfernend, ſchräg über die Nordſee nach Weſten und Südweſten. Daher kommt es, daß die Weſtküſte von Jütland wieder etwas weniger durch Schiffbrüche berüchtigt iſt als der äußerſte Punct Skagen. Nur die hanſeatiſchen Flotten, die nach der Elbe und Weſer beſtimmt ſind, ſegeln direct nach Süden an dieſer Weſtküſte herunter und haben hier von jeher mehr als irgend eine andere Nation, die hungrigen Strandbewohner mit ihren Gerippen und Eingeweiden gefüttert.

Die Weſtküſte von Nordjütland iſt hafenlos und ſandig. Aber zuweilen hat ſie doch, wie es der Schiffer nennt, einen reinen Strand, und das Meer iſt ſtellenweiſe tief, bis an das hohe Sandufer heran. Die Weſtküſte von Schleswig und Holſtein, von Friesland und Dithmarſchen hat zwar Häfen, allein dieſe ſind ſchwer zu finden und weit und breit von Küſten und Inſeln mit Watten und Bänken umgeben. Auch wird hier im Süden wieder, ebenſo wie an der Nordſpitze, das Gedränge der Schiffe größer, als in der Mitte; denn Alles, was für die Elbe und Weſer beſtimmt iſt, alle hanſeatiſchen Flotten drängen ſich hier in der ſüdöſtlichen Ecke der Nordſee zuſammen.

Sie umſegeln Helgoland und werden dann hier oft von den Weſtwinden und Weſtſtrömungen ergriffen, weiter, als ſie dachten, nach Oſten geführt und auf die finſtere, mit Leuchtfeuern nicht erhellte Weſtküſte von Friesland geworfen.

Es befinden ſich an der ganzen Küſte der cimbriſchen Halbinſel nur drei Feuer, was ſich übrigens ſehr natürlich aus der Hafenloſigkeit der ganzen Gegend erklärt. Nur da, wo es bedeutende Häfen giebt, in welche die Schiffe einlaufen, wird es ſich lohnen, Leuchtfeuer anzulegen. Theils fordert die Menge der bei einem Hafen zuſammenkommenden Schiffe weit eher dazu auf, etwas zu thun, theils iſt es dort rentabler, weil bei einem ſolchen Hafen Feuer- und Leuchtthurmgelder erhoben werden können.

Die Weſtküſte Jütlands zu illuminiren, wäre das Werk reiner Menſchenliebe. Natürlich haben ſich aber ſowohl die Strandbevölkerungen, die Inſulaner und Schiffer, als auch die Beamten, die ebenfalls aus den Strandungsfällen Gewinn ziehen, niemals ſehr thätig gezeigt, für eine ſolche Beleuchtung zu wirken. Hie und da wäre die Errichtung eines Leuchtthurmes vielleicht auch ſehr ſchwierig, weil ſich nur loſe Dünen und Sandbänke dazu darbieten und zuweilen die Watten ſo weit in die See hinausliegen, daß das Leuchtfeuer vom Feſtlande aus nicht weit genug reichen würde.

Die gefährliche Inſel Amrum iſt immer finſter geblieben, und erſt jetzt iſt man ernſtlich darauf bedacht, ſie zu illuminiren. Dieß Alles bietet daher Umſtände

genug, welche die große Gefährlichkeit dieser Insel in's rechte Licht setzen.

Wie in der Nähe einer Giftpflanze gewöhnlich in der Natur auch ein Gegengift gefunden wird, so haben die Watten, Brandungen und Sandbänke von Amrum die kühnen und wageluſtigen Amrumer Schiffer erzeugt, die, obgleich als etwas beuteluſtig verſchrieen, doch manchem Schiffe ſchon als wahre Rettungsengel in der Noth erſchienen ſind.

Die Amrumer Schiffer ſind bei Weitem nicht ſo gut geſchult und gebildet, wie die Föhringer, die daher auch als Capitaine und Steuerleute in „der großen Fahrt" mehr geſucht ſind. Allein kommt es darauf an, ſich in offenen kleinen Booten durch 3 bis 4 Gürtel von Brandungen zu einem Schiffe durchzuſchlagen, das mitten im Meere 2 Meilen von der Küſte feſtſitzt, und an dieſem Schiffe, an dem der Ocean hinaufleckt, ſich feſtzuklammern, die armen Schiffbrüchigen hervorzuziehen und wieder durch dieſelbe Anzahl von Brandungen ſicher an's Land zu ſchaffen, ſo ſind die Amrumer die rechten Leute dazu; darüber ſind Alle einig. Sehr verſchieden aber lauten die Meinungen darüber, ob ſie in ſolchen Fällen immer mit der möglichſten Ehrlichkeit und Humanität verfahren. Einige ſchildern ſie als ein kleines Volk von Räubern, die bei böſem Wetter beſtändig in ihren Dünen liegen und immer nach den Schiffen hinausblicken, um zu ſehen, ob ſich nicht eines in die Sandgewebe, mit welchen die Natur ihre Inſel umſponnen hat, verliere, und ſtets bereit, ſich

das Unglück der Strandenden ſo viel als möglich zu Nutze zu machen. Solche Beſchuldigungen ſind aber größtentheils nur noch Reminiscenzen aus alter Zeit.

Etwas Wahres mag indeß doch daran ſein. Das ganze dortige Bergungs-, Rettungs- und Strandungsweſen iſt aber jetzt von oben her viel beſſer organiſirt als je zuvor. Es giebt ſogenannte Strandvögte, die gewiſſe Diſtricte des Strandes beaufſichtigen und unter deren Leitung und Commando die Bevölkerung der Inſeln vertheilt iſt. Auf Amrum ſelbſt giebt es unter den Strandvögten auch einen beſonderen, der die äußerſten vorliegenden Sandbänke unter ſeiner Inſpection und zu dieſem Zwecke die kühnſte Mannſchaft und die beßten Boote unter ſeinem Commando hat. Es iſt indeß natürlich, daß zuweilen ein Schiff irgendwo in einer entlegenen Gegend ſcheitern kann, ohne daß gleich ein ſolcher Strand- oder Sandvogt mit ſeiner Mannſchaft bei der Hand iſt, und daß dann die Leidenſchaften der nicht organiſirten und oberhauptloſen Bevölkerung durch Ausſicht auf leichten Gewinn ſich ſo erhitzen, daß jeder ſich dabei zueignet, was ihm beliebt. Allerdings werden ſolche Fälle jetzt ſtreng beſtraft, aber ſie werden ſich wohl immer wieder ereignen, da die Menſchen in Augenblicken entzündeter Leidenſchaft ſowohl die Strafe, die ihrer wartet, als das Unrecht, welches ſie thun, vergeſſen.

Es ereignen ſich ſolche Fälle auch noch jetzt beſtändig in faſt allen civiliſirten Ländern. Ich hörte von einem ſolchen Falle auf den frieſiſchen Halligen. Als ich in

England war, waren die Blätter voll von einer furchtbaren Schiffsplünderung an der Küste von Wales. Von einem noch schlimmeren Falle an der neapolitanischen Küste meldeten im vorigen Jahre die österreichischen Zeitungen.

Es ist freilich ein Leichtes, über schändliche, barbarische und räuberische Sitten zu eifern, allein es liegt etwas Falsches in diesen Declamationen. Es sind oft ganz friedliche und gutmüthige Menschen, die bei einem Strandungsfalle unerhörte Dinge begehen. Mitten unter diesen Amrumern, unter den Halligenbewohnern, unter diesen Helgoländern und vielleicht auch unter jenen Italienern und Wallisern lebte zu allen Zeiten ein Mensch, wenn er kein gestrandeter Capitän war, so sicher wie in Abraham's Schooße. Sie krümmten Niemandem ein Haar und stahlen keine Stecknadel. Eine Strandung aber ist ein eben so außerordentlicher Fall, wie ein Krieg oder eine Revolution, und was die Menschen in solchen Fällen allgemein aufgeregter Leidenschaft thun, das darf man ihnen nicht sogleich auf dieselbe Weise als Verbrechen zur Last legen, wie das, was sie in Friedenszeiten vollführen.

Man muß auf einer Insel gewesen sein und die Aufregung, die sich selbst der Beßten bemächtigt, mit angesehen haben, wenn es heißt, es sei ein Schiff auf den Dünen gestrandet, — ein Handelsschiff vielleicht mit sehr kostbarer Ladung. Giebt es doch Schiffe, die mit Gold und Silberwaaren beladen sind, oder vielleicht Passagiere an ihrem Bord, die jeden ihnen geleisteten

Dienſt mit Gold bezahlen. Was iſt da nicht möglicher Weiſe zu gewinnen.

Hierdurch wird die Phantaſie der Bevölkerung mächtig ergriffen und die Gewinnluſt geweckt und gereizt. Die Frauen, die Kinder ſelbſt helfen dieſe Stimmung erhöhen. Die Männer ſtürzen hinaus in ihre Boote. Das Schiff ſelbſt erreichen ſie gemeiniglich nicht ohne Kampf und Todesgefahr; einer ſucht dem anderen zuvorzukommen, denn der Erſte gewinnt am Meiſten. Es iſt eine Jagd, ein Krieg, es waltet dabei dieſelbe Aufregung, wie bei einem gefährlichen Spiele. Das Schiff wird mit Lebensgefahr erſtürmt. Vielleicht kommt die Mannſchaft mehrer Boote gleichzeitig an demſelben an; da hat nun der eine den anderen in Verdacht, und fangen ſie an zu rauben, ſo berauben ſie nicht ſowohl die armen Schiffer, als vielmehr ſich untereinander. Es iſt wie bei der Plünderung einer eroberten Stadt, wo ſelbſt der ehrliche Soldat mit zugreift, indem er denkt: das was ich nicht nehme, nimmt mein Camerad. Die Schiffer ſind gleichſam die Feinde, um derentwillen jeder der Gefahr ausgeſetzt wurde, und die doch Alles verloren hätten, wenn man nicht gekommen wäre und ihnen das Koſtbarſte, das Leben, gerettet hätte.

Ich ſage, auf dieſe Weiſe mag es ſich zum Theil erklären, daß ſelbſt ſonſt ganz ehrliche Küſtenbevölkerungen bei Strandungsfällen zuweilen ſo ganz unbillige und oft unerhörte Thaten verrichtet haben.

Die Geſetzgebung hat ſich in neuerer Zeit in vielen Ländern, und namentlich auch in Dänemark, ordnend in das Chaos der Strandräubereien eingemiſcht.

Aber es iſt ſogar nicht einmal rathſam, allem Unfuge zu ſteuern. So z. B. ſcheint es allerdings ſchändlich, mitten in der See, mitten in der Noth mit den Bedrängten zu capituliren und ihnen zu ſagen: „Gebt Ihr uns ſo und ſo viel, ſo retten wir Euch, wo nicht, ſo laſſen wir es bleiben.“ Und doch wäre es vielleicht nicht einmal im Intereſſe der Nothleidenden, wenn man dieß Accordiren völlig verbieten und verhindern könnte und wollte. Nur bei der Ausſicht auf große Prämien macht der Menſch große Anſtrengungen, und manches Schiff würde wohl in der Brandung ſtecken bleiben, wenn die rettenden Küſtenbewohner nicht gewiß wären, daß ihre außerordentlichen Anſtrengungen und Wagniſſe auch außerordentlich belohnt werden könnten.

Der Prediger hatte verſprochen, uns zu einem Platze in den Dünen zu führen, wo wir eine Menge alter Steinſetzungen ſehen könnten. Da er lange nicht dageweſen war, ſo machte es ihm einige Mühe, die Stelle wiederzufinden. Doch gelang es uns endlich, nachdem wir mehre Dünenthäler durchirrt und mehre Sandhügel erklommen hatten, und wir fanden nun hier zwiſchen den Dünen einen mit Steinfiguren dermaßen bedeckten Fleck, daß dabei das Herz eines nordiſchen Alterthumforſchers vor Freude hüpfen mußte.

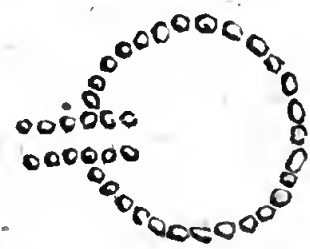
Es war ein flaches Stück Land von etwa 300 Schritt im Durchmeſſer, das rund umher von Dünen umgeben war. Auf der einen Seite dieſes Dünenkeſſels ſtand ein kleiner Grabhügel, der nicht wie die

Dünen aus Sand, ſondern aus ſchwarzem Erdreich beſtand und mit einer Menge von Topfſcherben und Knochen bedeckt war, die wir zum Theil oben aufliegend fanden, zum Theil auch aus dem Erdreiche hervornahmen. Der Prediger erzählte uns, es hätten hier rund um den Hügel viele Töpfe voll Knochen und Aſche geſtanden, allein die Leute hätten einen großen Theil davon zerſchlagen, manche möchten auch von ſelbſt zerfallen ſein, und einige habe er für ſein kleines Muſeum der Inſelantiquitäten conſervirt.

Auf der anderen Seite des Keſſels fanden ſich die Rudera eines ähnlichen Hügels. Doch war das Erdreich dort viel ſchwärzer und faſt ganz moderig und fettig, auch, wie es ſchien, mit Kohlenſtaub vermengt. Der Paſtor ſagte, es wären hier keine Urnen gefunden worden, und meinte, dieß ſei der Platz geweſen, wo man die Leichen verbrannt habe. Zwiſchen dieſen beiden bezeichneten Hügeln, die etwa 200 Schritt auseinander liegen mochten, jedoch etwas näher bei dem letztgenannten, befand ſich eine ganze Strecke Landes mit einer Menge von Steinkreiſen beſäet. Sie beſtanden aus lauter kleinen Steinen, von denen die meiſten nicht viel größer waren als unſere kleinen Pflaſterſteine.

Die Kreiſe, zu denen ſie zuſammengeſtellt waren, mochten etwa 15 Fuß im Durchmeſſer haben und waren ſehr regelmäßig gebildet, auch ziemlich von gleicher Größe. Da indeſſen einige halb von darauf gewehtem Dünenſande bedeckt, andere ſpäter in ihrer Ordnung geſtört worden waren, ſo war es ſchwer, ihre Anzahl zu beſtimmen.

Ich zählte 12, deren Steine noch ziemlich vollzählig waren. Unter dem Dünenſande mochten noch mehre ſtecken. Die meiſten Kreiſe waren an einer Stelle durchbrochen, als wenn da ein Eingang ſein ſollte, der auch durch zwei Reihen von Steinen bezeichnet war, nämlich ſo:



Das Ganze ſah aus wie ein kleiner Steinirrgarten, und ich dachte mir anfangs, daß die Prieſter in dieſen Ringen und Steingängen Proceſſionen gehalten haben möchten; allein die kleinen Gänge oder Eingänge, wie ich ſie genannt habe, können keine wirklichen Eingänge geweſen ſein, denn die beiden Steinreihen liegen ſo dicht beiſammen, daß man kaum bequem dazwiſchen hindurch gehen kann.

Unwillkürlich fallen einem bei dieſen Steinkreiſen die Cirkel ein, welche unſere Zauberer und Teufelsbeſchwörer aus Schädeln und geweihten Steinen auf unſeren Theatern und in unſeren Geſpenſterſagen zurecht legen. Vielleicht hängen ſolche Zauberkreiſe mit den alten heidniſchen Steinſetzungen zuſammen. Vielleicht dienten ſie auf irgend eine Weiſe bei den Beſchwörungsceremonieen der Schamanen der alten Barbaren, welche einſt hier wohnten.

Auf den Dankwerth'ſchen Karten ſoll in dieſer

Gegend der Inſel der „Schalltempel" verzeichnet ſtehen, bei dem ein Flüßchen, „Schallwaſſer" genannt, vorbeifließt. Daß dieſer Name nicht aus der Luft gegriffen iſt, ſcheint daraus hervorzugehen, daß noch heutigen Tages eine benachbarte Düne „Skal-nesdune" heißt. Sie liegt mitten zwiſchen den jetzt untergegangenen Dörfern Knipum und Mårum.

Es iſt bekannt, daß es in dieſen nördlichen Ländern viele ſolche mit Steinen ausgeſetzte Stellen giebt. Auch in einigen Gegenden Livlands, an der Düna z. B., ſind ganze Felder davon wie mit Moſaik beſetzt. Dort hält man ſie für alte Kirchhöfe und glaubt, daß die verſchiedenen Grabſtätten ſo bezeichnet worden wären. Indeß iſt es dabei ſonderbar, daß zwiſchen den Kreiſen nicht der geringſte Hügel ſich erhebt, der doch ſonſt bei jedem Grabe ſich zu finden pflegt, und deſſen Errichtung über den Gräbern noch jetzt in Europa allgemeiner Gebrauch iſt, indem wir dabei unbewußt einer uralten heidniſchen Völkerſitte folgen. Und was ſollten denn dieſe beſchriebenen kleinen Anhängſel, die wir Eingänge nannten, bedeuten?

Der Grabhügel war erſt in neueſter Zeit ſeiner Urnen beraubt worden, weil, wie uns geſagt wurde, erſt vor Kurzem das Ganze von einem Sturme aufgedeckt worden war. Es iſt ſehr wohl möglich, daß ein Sturm nächſtens den Dünenſand wieder darüber hinführt und das Ganze unſeren Augen auf lange Zeit entzieht. Doch wäre es wohl der Mühe werth, daß ein Kundiger einen genauen Plan dieſes Ortes aufnähme und auch eine Anſicht von dem zwi-

schen dem Dünensande verborgenen Steinkreisekessel und von diesen Trümmern des Dankwerth'schen Schalltempels anfertigte.

Auf einer der Dünen wehte der Wind glänzende kleine Röhren vor mir her, es waren Trümmer einer Blitzröhre. Die Sandkörner waren zu einer dünnen halbdurchsichtigen glasgrünen Wand zusammengeschmolzen, und ich konnte fast meinen kleinen Finger hineinstecken. Die übrigen Theile der Röhre fand ich leider nicht. Der Blitz mag hier wohl oft solche Sandröhren bilden, und wir können sie vielleicht den eigenthümlichen Dünenproducten noch hinzufügen. Leider versäumte ich, zu fragen, was wohl die Insulaner von diesen Röhren fabeln möchten. Sie verfehlen sonst nicht, von allen Naturproducten, die der Zufall gewissen Kunstproducten ähnlich gestaltete, irgend eine Elfen- oder Feeengeschichte zu erzählen.

Im Ganzen nennen sie solche Dinge Hexen- oder Feeengeräthschaften. So findet man z. B. an dem Strande dieser Inseln sehr häufig gewisse kleine hohle Steine, die hier „Trolldasker" (Hexenschüsseln) heißen. Diese Steine sehen bräunlich aus und scheinen Sand zu sein, der durch Eisen zusammengefügt wurde. Ich fand mehre von ihnen so groß wie große Nüsse, die hohl waren und inwendig noch einen röthlichen Sand enthielten, um den sich der Stein wie eine feste Schale um einen losen Kern herumgelegt hatte. Die meisten findet man aber schon in zwei Theile getheilt, und dann sehen diese Halbkugeln wie kleine Schüsseln aus.

Es giebt noch mancherlei solches Hexengeräth, und auf der Insel Sylt ist ein Vorgebirge, das voll solcher Dinge ist und aus dem das Meer eine ganze Menge Geräthschaften von wunderlicher Gestalt, ähnlich unseren Schüsseln, Tellern, Flaschen, Röhren, Löffeln, herausgewaschen hat, weßhalb auch die Leute fabeln, der Berg stecke voll von fabricirenden und schmiedenden Zauberzwergen.

Die Dörfer auf Amrum haben, von außen besehen, ein ziemlich ödes und schmuckloses Ansehen. Im Inneren der Häuser stellen sich aber oft recht nette, reinliche Zimmer dar, mit allerlei Möbeln und gut im Stande gehaltenen Geräthschaften versehen. Indessen ein Sopha befindet sich auf der ganzen Insel nicht, nicht einmal der gute Prediger hatte eins.

Die Kirche der Insel interessirte mich in vielfacher Beziehung. Leider habe ich die Notizen, welche ich mir über sie machte, verloren und erinnere mich nur, daß sie voll von einer Menge gewundener und geschmückter eiserner Arme und Stangen war, deren Gebrauch ich nicht enträthseln konnte. Ich hielt sie Anfangs für Wandleuchter zum Tragen von Lichtern, der Prediger sagte mir aber, die Leute pflegten sie hier anbringen zu lassen, um ihre Hüte daran zu hängen. Die eisernen Arme waren zum Theil über eine Elle lang, sehr sorgfältig geschmiedet und im Arabeskenstyl ausgeschmückt. Auf einem eisernen Plättchen stand immer der Name des Besitzers oder Stifters des Huthalters dabei. Die Stände, die Chorgeländer, die Kirchstühle waren überall mit diesen sonderbaren Zierathen

verſehen, auf die hier die Leute offenbar ſich etwas zu Gute thaten. Ein Beweis, daß die Mode, wenn ſie ſich einmal auf einen Gegenſtand richtet, ſogar auf einer entlegenen Inſel das Unbedeutendſte zu einem Gegenſtande des Luxus machen kann.

Wollten die Amrumer ihr Leben nach dem Maßſtabe dieſer prachtvollen und koſtbaren Kirchenhutnägel einrichten, ſo müßten ſie ſich wenigſtens einen Cölner Dom bauen, in königlichen Paläſten wohnen und der Länge ihrer Inſel 20 Meilen zuſetzen.

Es ſcheint, der Menſch muß immer, wenn er es im Ganzen nicht kann, wenigſtens in einem Puncte ausſchweifen und groß thun. Die Amrumer verſchaffen ſich, weil ſie es auf ihrer Inſel haben können, wenigſtens prunkende Kirchenhutnägel und laſſen das Uebrige, was noch ſonſt zu einem Grandſeigneur gehört, einſtweilen weg.

Bemerkungen über die frieſiſche Sprache.

Man hat hier auf Amrum auch das eigenthümliche frieſiſche Sonntagsgericht, das ich beim Weſterland auf Föhr bemerkte und das dort „Oenbras“ heißt. Hier nennt man es „Oensahting,“ was etwa ſo viel als „Ofenſatz“ bedeutet. Im Oſterlande Föhrs, ſagte mir mein Paſtor, werde es „Pot“ (Topf) und in einer anderen Gegend Frieslands „Smuurpaan“ genannt.

Dieſe unſägliche Verſchiedenheit der frieſiſchen Dialekte wird mir ein ſtetes Wunder bleiben, das man zum Theil daraus zu erklären pflegt, daß die frieſiſche Sprache keine Schriftſprache wurde*). Zum anderen Theile erklärt es ſich mit aus dem Charakter der an dem alten Herkommen ihrer Väter und ihrer ſpeciellen Heimath ſo feſthaltenden Frieſen. Sie ziehen ſich gern in ſich

*) Allein dieß erklärt nicht Alles. Denn das Lettiſche z. B. iſt ebenfalls wenig geſchrieben worden, hat keine Literatur, und doch iſt die Spracheinheit in ihm bei Weitem größer. Es muß, wie in manchen Steinen, ſo auch in manchen Sprachen ſchon von Haus aus eine Neigung zum Zerbröckeln liegen.

ſelbſt zurück und wollen ſelbſt von ihren nächſten Nachbarn nichts Neues annehmen.

Sogar die allergewöhnlichſten Dinge, die beinahe in ganz Europa ziemlich gleich lauten, nennen die Frieſen der verſchiedenen Inſeln und Köge ganz verſchieden. So heißt z. B. der Vater auf Amrum „Aatj," auf den Halligen „Baba" oder „Baabe," auf Sylt „Foder" oder „Vaar", in manchen Kögen des feſten Landes „Täte," im öſtlichen Theile von Föhr „Oli" oder auch „Ahilj." Obgleich alle dieſe Leutchen nur ein paar Meilen von einander wohnen, ſo iſt hierin doch mehr Unterſchied, als in „père, pater, padre, Vater und father" bei den Franzoſen, Lateinern, Italienern, Deutſchen und Engländern, die Hunderte von Meilen auseinander wohnen. So begrüßen die Sylter den Eintretenden mit den Worten: „Sat op to stoal, ihlj en styk os en kouk!" (ſetzt euch an den Tiſch und eßt ein Butterbrod mit uns); die Föhringer dagegen ſprechen zu ihm: „Sat op to boossel, ihlj en bötterschüff me üs," was ganz daſſelbe bedeutet.

Ein Tiſch heißt auf Föhr: „Boossel," auf Amrum „Boassel," auf Sylt „Stoal", auf den Halligen „Tafel," in einigen Kögen des Feſtlandes „Skeew." Dieſe Worte ſind ſo verſchieden von einander wie Feuer und Waſſer und ſcheinen keine Dialekte, ſondern Grundverſchiedenheiten der Sprache anzudeuten.

Forſcht man näher nach, ſo findet man darin nicht bloß uralte deutſche oder germaniſche, ſondern, man könnte ſagen, allgemein europäiſche Wurzelworte, in die

ſich die verſchiedenen Frieſen unter einander getheilt zu haben ſcheinen.

In der Windingharde, einem nördlichen frieſiſchen Diſtricte, begrüßt man ſich mit den Worten „goi di,“ (guten Tag), was in anderen frieſiſchen Dialekten „gut dai“ heißt.

Ein frieſiſcher Schullehrer ſchrieb mir die Redensart: Habt ihr kein Vieh zu verkaufen, Peter? in dem Dialekte ſeiner Leute auf, wie folgt:

„Hee em naan ferki to kup, Pedder?“

Ein anderer Schullehrer aus einer anderen Gegend ſagte, in ſeinem Kooge ſchreibe und ſpreche man daſſelbe ſo:

„Haa i nün föärkin tö koop, Pedder?“

Es war alſo kein Wort dem anderen gleich.

Wie verſchieden die Dialekte ſogar auf einer und derſelben Inſel ſind, mag man noch daraus ſchließen, daß auf Sylt in einem Dorfe „küſſen“ „toike“ heißt, in dem anderen dagegen „tatje,“ daß in dem einen der Seehund „Rob“, in dem anderen „Sallig“ genannt wird.

Selbſt die Namen ihrer Landſchaften und Inſeln lauten in ihren verſchiedenen Dialekten ſehr verſchieden, ſo z. B. heißt diejenige Inſel, welche ſonſt bei den Hochdeutſch ſprechenden Frieſen Sylt genannt wird, bei den Syltern ſelbſt „Söl,“ bei den Frieſen auf Föhr „Sol“ und auf Amrum „Sal.“

Ja ſogar über ihre eigenen Nationalnamen ſind ſie unter ſich noch weniger einig als die Deutſchen oder Teutſchen. So nennen die Amrumer die Frieſen „Fräsk“

(kurz) und in den ſüdlichen Feſtlandkögen heißen ſie „Freeske“ (lang); in anderen Theilen Frieslands aber wechſeln nicht nur die Vocale, ſondern auch die Conſonanten, und das Wort lautet „Fraasche,“ ſo daß dann an dem ganzen Namen „Frieſen“ nichts Bleibendes mehr iſt, als die beiden Anfangsbuchſtaben. Wir Deutſchen haben wieder eine Variation darauf gemacht, die in ganz Friesland ſonſt nicht vorkommt, indem wir das Volk „Frieſen“ nennen. Richtiger würde man ſie wohl „Fresken“ heißen. Bemerkenswerth iſt es, daß die alten Griechen, welche bereits von den Frieſen Notiz genommen haben, dieß Volk mit einem Namen bezeichneten, der etwas mehr frieſiſch lautet als der deutſche Name. Sie nannten ſie „οἱ Φρησα“ (die Fräſen).

Die mannichfaltige Modulirung der Vocale in den verſchiedenen frieſiſchen Dialekten iſt ganz erſtaunlich, und obgleich dieſe Modulirung dem Ohre eines Fremden oft kaum faßbar iſt, ſo unterſcheiden ſie doch die Frieſen ſehr genau. Wenn man das Kleine mit dem Großen vergleichen darf, ſo kann man wohl ſagen, daß es vielleicht in ganz Europa keine Sprache giebt, die auf ſo kleinem Gebiete ſo ſtark von einander verſchiedene Dialekte hat, wie die frieſiſche, ſo wie es vielleicht umgekehrt keine Sprache in der Welt giebt, die auf ſo ungeheuerem Gebiete eine ſolche Gleichförmigkeit der Dialekte, eine ſo außerordentliche Einheit der ganzen Sprache zeigt, wie die ruſſiſche.

Man würde nur dann einen ordentlichen Begriff von dem Grade der Dialektverſchiedenheit im Frieſiſchen erhalten, wenn man den ganzen Bau und alle Eigen-

thümlichkeiten jedes Dialekts mit einander vergliche. Zur Zeit kann dieß aber noch kein Mensch, weil das Material dazu noch gar nicht gesammelt ist.

Ich will daher, um meinen Lesern den Grad jener Verschiedenheit noch näher anzudeuten, einige praktische Erfahrungen, die ich darüber machte, mittheilen. Einem nicht ungebildeten Friesen von Föhr, der sonst Deutsch las und Föhringisch-Friesisch gut verstand, legte ich ein Buch vor, das in der friesischen Sprache von Sylt geschrieben war. Er konnte es aber nicht geläufig lesen; einige Worte und ganze Phrasen verstand er, dann kamen aber ihm unbekannte Worte und wunderlich aussehende Stellen. Er stockte, sah sich die Augen blind, klappte endlich ungeduldig das Buch zu und rief aus: „ich verstehe gar nichts von dem Zeuge."

Ein Prediger sagte mir, er habe einmal in einem friesischen Inseldialekt einen Friesen aus den nördlichen Festlandmarschen angeredet, und derselbe habe ihm geantwortet: „Ik ken den Frasch ei forstian" (ich kann dein Friesisch nicht verstehen).

Ich kannte auf Föhr einen anderen Friesen, den ich zuweilen über dieß und jenes bezüglich der friesischen Dialekte befragte. Betraf es seinen Inseldialekt, so wußte er es, betraf es aber das Friesische vom festen Wall, so sagte er: „Fragen Sie darüber meine Frau, die ist vom festen Wall her, ich verstehe diesen „Dessang" (er wollte sagen Accent) nicht; meine Frau hat ihn freilich auch schon zum Theil vergessen, aber wenn Einer von ihren festewalling'schen Bekannten herüber kommt, dann kommt

es ihr wieder, dann plappern ſie feſtewallingſch zuſammen, und ich verſtehe gar nichts davon."

„Meine Tochter," ſagte mir ein Kaufmann in einem Dorfe Föhrs, „iſt gewandt. Sie verſteht alle Dialekte unſerer Inſel, wykſch, niblumſch, oſterländiſch und weſterländiſch, und kennt alle Ausdrücke der Leute viel beſſer als ich; ich ſpreche eigentlich bloß wykſch." Um noch weiter zu bezeichnen, wie verſchieden dieſe Dialekte ſind, will ich noch anführen, daß mir ein Föhringer ſagte, daß eigentlich kein Wyker die föhringer Sprache je ganz rein lerne. Und doch ſind die Bewohner Wyks Frieſen, die ſchon ſeit mehr als ein paar Jahrhunderten auf dieſer frieſiſchen Inſel wohnen.

Zu der Verſchiedenheit der Worte ſelbſt kommt noch die große Verſchiedenheit der Ausſprache; ſo giebt es eine vierfache Ausſprache des Lautes „ö" in dem Worte, das Uhr bedeutet. Ein frieſiſches Ohr unterſcheidet dieſe verſchiedenen Laute ſehr ſcharf, aber einem nichtfrieſiſchen Munde wird die Nachahmung ſchwer. Ungefähr lautet die eine Ausſprache wie „cloak," die andere wie „clock," die dritte wie „clook," die vierte wie „clohk."

Die Amrumer behaupten, daß, ſo wie ihre Inſel England näher liege, auch ihre Sprache dem Engliſchen verwandter ſei als die der anderen Nordfrieſen. Da dieſe entlegenen Inſeln vielleicht am wenigſten den Einfluß des Däniſchen und Deutſchen erfuhren, ſo mag es wohl ſein, daß ſie auch die älteſten frieſiſchen Formen, ſo wie ſie nach England hinübergingen, bewahrt haben. „Wir haben noch das reine engliſche „th,"

ſagte mir ein Amrumer, und ich könnte eine Menge amrum'ſcher Redensarten zuſammenſetzen, die im Engliſchen ganz eben ſo klingen. So z. B. fragen die Engländer: „How many miles?“ und die Amrumer: „Hu mani mile?“ Die Amrumer haben viel alte Worte, die in anderen frieſiſchen Dialekten verloren gegangen ſind, ganz ſo wie die Engländer, z. B. „want“ (nöthig haben). So heißt es auf Engliſch „I want wool,“ auf Amrumiſch „Ik want uhl“ (ich habe Wolle nöthig), auf Engliſch „some,“ auf Amrumiſch „sommen“ (einige). Sehr viele irreguläre Zeitwörter werden im Amrum'ſchen (allerdings auch überhaupt im Frieſiſchen) ganz eben ſo umgewandelt wie im Engliſchen, z. B.:

engliſch: think, thought,
frieſiſch: theenk, thoagt,
engliſch: bring, brought,
frieſiſch: bring, broaght.

Ich will hier nur einmal diejenigen frieſiſch-engliſchen Worte aufſchreiben, die mir auf meinen Wanderungen vorkamen. Es ſind dieß folgende: gefs gues (rathen, vermuthen), Bradgum, Bridegoom (Bräutigam), Brikken, bridges (Hoſen), büd, but (aber, nur), Fohmen, woman (Mädchen), Hohl, hole (Loch), hier, heer (hören), ihtj, eat (eſſen), kaaste, cast (werfen), knif, kniwe (Meſſer), kai, kee (Schlüſſel), zwit, sweet (ſüß). Wahrſcheinlich iſt aus dieſen Ländern auch die Gewohnheit der Engländer hervorgegangen, auf eine Frage mit „only“ (nur) „nein“ ſtatt „ja“ zu antworten. Sehr häufig, nicht immer jedoch, beantworten die Frieſen

eben so wie die Engländer eine Frage, wie z. B. folgende: „Haben sie nur 10 Schafe?" mit „nein," wo wir „ja" sagen würden. Löst man sich das „nur" mit „nicht mehr, als" auf, so paßt dieß „nein" ebenfalls sehr gut.

Uebrigens ist die Aehnlichkeit der englischen und friesischen Sprache im Allgemeinen den Leuten auch im Privatleben schon längst aufgefallen, und sie haben sogar ein Sprüchwort darauf gemacht, welches in Holland, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann, ziemlich allgemein bekannt ist. Es lautet:

„Good bread an good cheese, is good Englisch an good Freese" (gutes Brod und guter Käse, ist gut Englisch und gut Friesisch)*).

Ein friesischer Schriftsteller versichert daher auch, daß die friesische Sprache im Allgemeinen sich viel leichter ins Englische als ins Deutsche übertragen lasse. Er sagt: „Es ist im Friesischen wie im Englischen ein sehr tiefes, ein sehr ernstes, ein sehr poetisches Element, und es eignet sich dasselbe, wie das Englische, wegen seines Begriffreichthums besser als das Deutsche zur Poesie. Die friesische Sprache ist reich an einsylbigen Wörtern (das ist wahr, denn wenn ich in meinen friesischen Sylter Peterstag sehe, so finde ich manchmal ganze Reihen einsylbiger Worte darin) und in ihrer Begriffsbezeichnung

---

*) Wiarda schreibt dieses Sprüchwort so:
Buwter, Breat, in griene tzies
Is guth Inglisch, in guth Friesch.

ungewöhnlich ſcharf und treffend. Das „g" ſprechen die Frieſen gewöhnlich ſo hart wie die Engländer aus, ferner haben ſie auch den Laut „w," das engliſche dobble ju. Ich habe 1030 Wurzelwörter aus dem engliſchen Sprachkörper herausgehoben, die ächt frieſiſch ſind."

Ich will hier die charakteriſtiſchen, obwohl zuweilen etwas zu patriotiſchen Aeußerungen eines Frieſen über das Verhältniß der hochdeutſchen Sprache zur frieſiſchen anführen. „Die frieſiſche Sprache," ſagt er, „iſt die wahre Familienſprache, wie die ungekünſtelte Wahrheit ſie ſpricht, die deutſche iſt die Umgangsſprache, wie der Herr des Hotels ſie zu ſeinen Gäſten redet, um fein und lieblich zu ihnen zu ſprechen. Die frieſiſche Sprache iſt die des Familienvaters, welcher ſein eigener Herr im Hauſe iſt, die deutſche Sprache iſt ſehr langſtielig, wie die ganze Geſchichte des Volks und alle ſeine politiſchen Vorgänge von jeher. Die Frieſen können hundert und tauſend Mal etwas durch ein Wort ausdrücken, wozu die Deutſchen langweilige Umſchreibungen bedürfen, und ſolche Wortmenge iſt Sprechwuth. Der Reichthum einer Sprache beſteht in etwas Anderem als in der Fülle von Wörtern zu philoſophiſchen Ausdrücken und von Zuthaten der Mode und des geknechteten und hochverfeinerten Lebens."

Bei dieſen Aeußerungen fällt mir eine Menge ganz ähnlich klingender Aeußerungen anderer deutſcher Provinzialſchriftſteller bei, die über die Vernichtung ihrer Provinzialſprache durch die herzloſe deutſche Schriftſprache klagen, wie jener Frieſe, und die alle in

gewiſſer Beziehung Recht haben, zugleich aber ſämmtlich außer Augen laſſen, daß ſie ihrer eigenen Mutterſprache die Vorzüge, die ſie noch mit vielen anderen Volksſprachen theilt, ausſchließlich zuſchreiben. Die Rechte ihrer Sprache verfechtend, werden ſie ungerecht gegen andere Sprachen.

Wenn man nun die verſchiedenen, hier im Schleswigſchen noch heut zu Tage blühenden frieſiſchen Dialekte ſo zu ſagen mit Händen gegriffen hat, wenn einem Monate lang die frieſiſchen Phraſen und Worte in den Ohren geklungen haben, und wenn man ſich dann in den Werken vieler Gelehrten umſieht, die über dieſes Volk geſchrieben haben, ſo kann man ſich nicht genug wundern, wie groß noch im Allgemeinen die Unwiſſenheit in Bezug auf die Exiſtenz dieſer intereſſanten Sprache in Dänemark iſt, und wie unwiſſend namentlich auch die Sprachforſcher, welche über einen frieſiſchen Sprachreſt, den ſie in ihrem eigenen Lande vor Augen hatten, ſo viel geſchrieben haben, in Bezug auf diejenigen Reſte ſind, die ſich davon in anderen Ländern befinden. Die Holländer, die Oſtfrieſen, die Oldenburger, die Bremer, die hannöver'ſchen, die holſteiniſchen, ſchleswigſchen und däniſchen Sprachforſcher wären diejenigen, welche hauptſächlich zur Forſchung über die frieſiſche Sprache berufen wären. Allein wenn man die älteren Schriftſteller nachſieht, ſo reden ſie meiſtens nur von einem ſogenannten „Bauernfrieſiſch" oder von „wunderlichen alten frieſiſchen Ausdrücken," die an ihrem Strande oder in einem gewiſſen Bezirke gäng und gäbe ſeien, ohne ſich eine weitere Ausſicht

zu verſchaffen, und ohne die Sache einer behutſameren und vorſichtigen Unterſuchung zu würdigen.

Gewöhnlich ſchreibt der Eine, ohne vom Anderen irgend etwas zu wiſſen. Die nordfrieſiſchen Schriftſteller der cimbriſchen Halbinſel haben meiſtens ignorirt, was die Holländer ſo reichlich über die weſtlichen Frieſen geſchrieben haben, und umgekehrt ignoriren die holländiſchen Schriftſteller meiſtens völlig ihre Brüder jenſeits der Elbe.

„Jenſeits der Elbe und Weſer iſt die frieſiſche Sprache am erſten erloſchen, indeſſen iſt ſie noch zu den Zeiten des Saxo Grammaticus, wiewohl damals ſchon vermuthlich verfälſcht, bekannt geweſen.“ Dieß ſagt Wiarda, einer der berühmteſten Schriftſteller Oſtfrieslands, in ſeiner Geſchichte der altfrieſiſchen Sprache (S. 31), und doch hätte jeder amrumer oder föhringer Schiffer dieſe Aeußerung des Gelehrten bedeutend berichtigen können.

Ich fand zu meiner großen Verwunderung in den bändereichen, ſonſt trefflichen Werken Wiarda's keine Spur davon, daß er auch nur eine einigermaßen richtige Vorſtellung von dem Zuſtande Nordfrieslands gehabt hätte.

Selbſt die Aeußerungen einiger neueren Schriftſteller ſind ſo auffallend falſch, daß man ſeinen Augen kaum traut. So ſagt Raſk in ſeiner altfrieſiſchen Sprachlehre, wo er alle die Gegenden aufzählt, in denen noch frieſiſch geſprochen wird (S. 16): „Das Nordfrieſiſche wird auf den ſchleswigſchen Inſeln und auf Helgoland geſprochen.“ Und was werden wohl alle

die Marsch- und Geestfriesen, die noch viel zahlreicher sind als die Inselfriesen, dazu sagen, daß der Verfasser sie ganz vergessen hat?

Wie wenig die verschiedenen Ländertheile, in denen noch friesische Sprachreste sich befinden, überhaupt mit einander in literarische Verbindung getreten sind, mag noch folgender Umstand beweisen. Es giebt nicht weit von Emden ein kleines eigenthümliches friesisches Ländchen, das sogenannte Saterland, das von Morästen umgeben, von Canälen und Sümpfen durchzogen ist und in dem sich ein eigenthümliches friesisches Völkchen erhalten hat. Vor etwa 50 Jahren reiste in dieses Ländchen ein Pastor, Namens Hoche, der einige zwar schätzenswerthe, aber sehr weitschweifige und doch im Ganzen nur dürftige Nachrichten darüber in Bremen publicirte. Längst hätten wieder friesische Gelehrte ins Saterland reisen müssen, um die Sache genauer zu untersuchen, um die allmälige Umwandlung dieses originellen Völkchens zu verfolgen und es in seinen verschiedenen Phasen zu schildern, aber so dürftig sind unsere Nachrichten, daß über das Saterländische jene Reise des Pastors Hoche noch immer citirt wird. Er ist für das größere literarische Publicum die vornehmste Quelle über das Saterland geworden. Es mag andere und bessere Schriftsteller darüber geben, aber sie sind nicht so allgemein bekannt geworden. Ein englischer Sprachforscher, der vor 10 Jahren im Saterlande war, sagte mir, die Leute seien dort noch jetzt viel friesischer, als man im Allgemeinen glaube.

Ueber das Sater- oder Sagelterland drückte Wiarda schon 1784 sich so aus, als wenn dort gar nicht mehr Friesisch gesprochen worden wäre. „In jenem Lande," sagt er, „ist die alte friesische Sprache noch in diesem Jahrhundert geredet worden," und doch wird sie daselbst noch 1845 gesprochen. Im Ganzen kann man wohl behaupten, daß wir Alle geneigt sind, viel zu leicht an den schnellen Untergang einer Sprache zu glauben, und daß die Sprachen im Untergehen weit langsamer sind als die Phantasie und die Prophezeihungen der Autoren.

Ich habe nirgends eine einigermaßen vollständige Uebersicht des jetzigen geographischen Verbreitungsgebiets der friesischen Sprache und der verschiedenen Grade, Schattirungen und Abstufungen der Reinheit oder der Vermischtheit, mit der sie gesprochen wird, finden können. Auch ich bin natürlich nichts weniger als im Stande, eine solche zu geben, allein einige Nachrichten, die ich einzog, mögen für die, welche noch weniger als ich hierüber erfuhren, nicht ohne Interesse sein.

In der holländischen Provinz Westfriesland giebt es in der Gegend von Leuwarden einen kleinen District, in dem das alte Friesische noch gesprochen wird. Ich glaube auch nicht, daß die friesische Sprache auf den holländischen Inseln Texel, Vlieland, Ameland, Borkum ꝛc. völlig ausgestorben ist. Ein gebildeter Capitain von den schleswigschen Halligen, der einmal auf Ameland gelandet war, sagte mir, die Leute dort hätten mit ihm und seiner Mannschaft holländisch gesprochen, aber, sobald sie sich unter einander unterhalten, eine andere Sprache geredet, von

der ſie geglaubt, daß er ſie nicht verſtehe. Er hätte ſie aber ſehr wohl verſtanden, denn es wäre ſeine eigene frieſiſche Sprache geweſen, die ſie geſprochen. In Oſtfriesland hat zwar die plattdeutſche Sprache das Frieſiſche in eben dem Grade verdrängt, wie es die holländiſche in den Niederlanden gethan hat, aber es giebt dort noch das Saterländiſche und vielleicht eben ſo viel frieſiſche Worte in dem dortigen Plattdeutſch, als die Bremer und andere Plattdeutſche niederſächſiſche Worte in ihr Hochdeutſch hineingetragen haben. Von der an der oldenburgiſchen Küſte liegenden Inſel Wangeroog bemerkt Wiarda, daß die Bewohner derſelben noch ein ganzes Jahrhundert das alte Frieſiſche rein geſprochen hätten. Ich habe von den an der Küſte von Oſtfriesland und Oldenburg liegenden Inſeln oft ſagen hören, daß dort die Leute einen wunderlichen Jargon redeten, der kein ächtes Plattdeutſch ſei. Sollte dieſes unächte Plattdeutſch nicht vielleicht zum Theil ächtes Frieſiſch ſein? Es wird ſo Vieles in der Welt für einen Jargon ausgegeben, was eine eigene Sprache iſt.

Im Bremiſchen, im Lande Wurſten, iſt noch lange frieſiſch geſprochen worden. Ein hannöverſcher Beamter ſagte mir, daß in allen den kleinen ehemals frieſiſchen Marſch- und Küſtenländchen im Hannöveriſchen wiſchen der Elbe und der Weſer in dem Munde des gemeinen Mannes ſich noch eine Menge frieſiſcher, dem Plattdeutſchen beigemiſchter Worte finden.

Daß dieß im Lande Dithmarſchen ſtattfindet, und in welchem Grade es der Fall, iſt in einem frei-

lich sehr dürftigen Aufsatze in Falk's schleswig-holsteinischem Magazine nachgewiesen.

Die Insulaner an der Mündung der Elbe, die Helgoländer, reden rein friesisch.

Die Bewohner Eiderstedts, eines Ländchens, welches zunächst im Norden von Dithmarschen folgt, haben auch noch einige friesische Brocken und Reste in ihrer niedersächsischen Sprache. Dann kommt unser 25 Stunden langer ganz friesischer Küsten- und Inselstrich.

Wie in Holland sich das noch bestehende Friesische mit dem Holländischen und in Niedersachsen mit dem Plattdeutschen vermischt hat, so ist auch im Schleswig-Friesischen der Einfluß des Dänischen nicht zu verkennen, doch wird es am reinsten auf den Inseln gesprochen.

Daß hier im Norden das Friesische sich so lange Zeit in einer weit größeren und compacteren Masse erhalten hat, mag sich zum Theil wohl mit daraus erklären, daß hier ein großes, höchst merkwürdiges Sprachgränzgebiet ist. Die dänische, die niedersächsische und die hochdeutsche Sprache streiten sich hier seit uralten Zeiten um die Herrschaft, und wenn die Größeren um die Herrschaft kämpfen, so wird es gewiß den Kleineren leichter, ihre Unabhängigkeit zu behaupten. In den Gränzgebieten zweier großen Sprachen kann man immer kleine Sprachen sich erhalten sehen. So erhielt sich das Baskische an der Gränze zwischen Frankreich und Spanien, so erhält sich das Wallonische in Belgien, dem Gränzlande zwischen der französischen und deutschen Sprache. So giebt es in den Alpen zwischen

Deutſchland und Italien Ueberreſte des Romaniſchen. Die cimbriſche Halbinſel verengt ſich da, wo ſie ſich an Deutſchland anſchließt, gewiſſermaßen zu einem engen Flaſchenhalſe, wo die Fortſchritte der Sprache ſtockten, und das alte Frieſiſche blieb in dieſem engen Halſe ſtecken. An der Südküſte der Nordſee dagegen wurde das Küſtenfrieſiſche von dem übermächtig eindringenden Deutſchen überwältigt.

In jener von uns eben beregten Zerſtückelung und Verbindungsloſigkeit der frieſiſchen Literaten und frieſiſchen Literatur ſpiegelt ſich wieder der Zuſtand des ganzen Landes ab. Wie dieſes von den Fluthen zerſtückelt und zerbröckelt und in eine Menge von Inſeln und Halbinſeln zerſprengt iſt, ſo iſt auch das Volk, von mächtigeren Völkern überfluthet, von jeher in eine Menge kleiner Seeländer und Republiken ohne politiſche Einigung zerbröckelt geweſen, und ſo iſt auch die frieſiſche Literatur, inſoweit man von einer ſolchen reden kann, ohne inneren Zuſammenhang und ohne Verbindung, und es ſitzt bald auf dieſer, bald auf jener Inſel, bald in dieſer, bald in jener Marſch ein frieſiſcher Gelehrter und meditirt über die Ruinen und Reſte dieſes Volks und bringt es doch nicht weit mit ſeinen Studien, weil es ihm an Ueberblick mangelt.

Als eine kleine Beſonderheit der frieſiſchen Sprache will ich noch anführen, daß ſie durchgängig mit lateiniſchen Lettern geſchrieben wird, während doch rund um die Frieſen herum alle germaniſchen Sprachen mit ſogenanten deutſchen Lettern geſchrieben werden, ſowohl das Däniſche, als auch das Hoch- und Plattdeutſche. Wenigſtens

habe ich alles das Friesische, welches ich irgendwo gedruckt gesehen habe, mit solchen Lettern gefunden. Die friesische Sprache ist wohl innerhalb Deutschlands die einzige, die dieß thut. Vermuthlich sind die Friesen in dieser Beziehung von Holland ausgehenden Impulsen gefolgt.

Der Prediger auf unserer Insel beschäftigte sich eifrig mit Sprachstudien und hatte, um endlich alles nordfriesische Sprachmaterial zusammenzubringen, den Plan gefaßt, eine friesische Polyglotte anzulegen. Er wollte nämlich alle ihm bekannten Worte des amrumer Dialekts niederschreiben und dann dieß Verzeichniß in mehren Exemplaren in anderen friesischen Gegenden herumschicken und seine dortigen Freunde veranlassen, die Ausdrücke des bei ihnen herrschenden Dialekts beizufügen, — gewiß ein höchst verdienstliches, aber auch sehr schwieriges Unternehmen, wobei es sicherlich vieler feiner Hände, kundiger Köpfe und scharfer Ohren bedarf.

Wie schwer die Sache sei, alle Ausdrücke zusammenzubringen, zeigte uns unser Pastor sehr deutlich. Er sagte, er entdecke noch täglich im Gespräche mit seinen Amrumern Worte, die ihm nicht bekannt seien, es gehe ihm wie einem Insectenhascher auf den Wiesen. Es gebe Worte, die nur selten erschienen, und passe man da nicht auf, fange man sie nicht gleich ein und fixire sie durch die Schrift, so flögen sie wie Schmetterlinge davon und kämen so bald nicht wieder.

Ich hörte hier noch eine Hypothese über die Endsylbe „um," die, wie ich oben erwähnte, stattfindet bei den meisten frie-

ſiſchen Dorfnamen aufſtellen. Mein Paſtor ſagte nämlich, es gebe eine frieſiſche Silbe „am,“ die eine Collectivendung ſei und andeute, daß eine Menge von Dingen in einen Begriff oder in eine Vorſtellung zuſammengenommen werden ſolle; „Dün“ z. B. heiße die Düne, „Dünam“ aber eine Menge von Dünen, wie „Gebirge“ eine Menge von „Bergen.“ Jenes „um“ der Dörfer könne wohl ein verdorbenes „am“ ſein und auf die Maſſe von Menſchen und Häuſern hindeuten, die in einem Dorfe zuſammengefaßt ſeien. Bei dem Namen ſeiner Inſel, den man allgemein Amrum ſchreibe, der aber eigentlich Amram laute, zeige ſich, daß das „am“ oft in „um“ abgeändert worden ſei.

Naturforſcher ſchenken ſich wohl unter einander Conchylien, ſeltene Schmetterlinge und dergleichen. Sprachforſcher können ſich nichts Schöneres ſchenken als Worte, und ſo ſchenkte mir denn mein amrumer Freund zum Andenken an ſeine einſame Inſel das Beſte, was er mir geben konnte, eine Reihe von Sprüchwörtern, die unter den amrumer Fiſchern, Schlickläufern, Schiffern, Strand- und Sandvögten gangbar ſind, und eine Reihe kleiner Sprachcurioſitäten. Ich will einige von ihnen hierherſetzen, mögen ſie zugleich dem deutſchen Leſer einen Begriff vom Laute dieſer Sprache geben.

„Wan't naan as um gud Lidj, wuurd Tadern to fadern beden“ (wenn's knapp ſteht mit guten Leuten, ſo werden wohl Tataren [Zigeuner] zu Gevattern gebeten).

„Hi bält bi a Ploak un lät a Meareg fäar“

(er hält beim Pflock fest und läßt die Blutwurst fahren). Die Friesen gebrauchen dieses Sprüchwort dann, wenn Jemand an einer kleinen Sache ängstlich festhält und sich dabei einen großen Vortheil entgehen läßt.

„An withen hingst skal föl Streilang haa" (ein weißer Hengst muß viel Streu haben) sagen sie von einer verwöhnten Frau, die viel Nadelgeld bedarf.

„Jarag Hünjer luup altidj me rewlag Skan" (böse Hunde laufen allezeit mit zerrissener Haut), heißt es, wenn man einem Rauf- oder Trunkenbolde mit blauem Auge begegnet.

„Hi träpt ap uun a Püssel an falt deel uun Bussam" (er steigt auf im Saale und fällt herunter im Stall), spotten sie, wenn ein Amrumer seine Bergegelder in Großthun vergeudet und dann in Armuth geräth.

„Det skal haal kaaste, sa'd a Sparrag daa skul hi Guusei warp" (das wird aber ein Loch werden, sagte der Sperling, als er ein Gänsei legen wollte).

„Diar nun a kual spütjet mut't sallem idj" (wer in den Kohl speit, muß ihn selbst essen).

Die uns mitgetheilten kleinen anderen Curiositäten bestanden in ein paar Phrasen, die der Prediger zusammengesetzt hatte, und bei denen das Sonderbare das war, daß eine und dieselbe Lautzusammensetzung eine fünffache Bedeutung bekam, z. B.: „Man, man, man ha't jil man man," (aber mein Mann hat des Geldes nur wenig). Man bedeutet nämlich „aber" und „mein" und „Mann" und „nur" und „wenig;" „an an an" heißt „und eine Ente." Hätten „an" und „man" noch einige Tausend

Bedeutungen, ſo wäre nichts leichter in der Welt zu lernen als die frieſiſche Sprache, aber auch allerdings nichts ſchwerer zu verſtehen.

Hier will ich auch eines frieſiſchen Wortes Erwähnung thun, das mir, ſeitdem ich es zum erſten Mal hörte, wohl ſchon einige hundert Mal durch den Kopf gegangen iſt. Es iſt dieß der frieſiſche Ausdruck für „Spiegel," der bei den Frieſen „Schemsteen" oder „Schimstihn" heißt. Dieſes Wort ſieht dem deutſchen, das mit ihm gleiche Bedeutung hat, ſo unähnlich, wie eine arabiſche oder indiſche Benennung dieſes Gegenſtandes. Uebrigens iſt es doch bei genauerer Betrachtung deutſch und zwar eine Zuſammenſetzung aus „Schemen" (Schatten) und „Steen" (Stein). Es enthält alſo eine gute Definition des Wortes „Spiegel" als eines Glaſes oder Steines, der den Schattenriß zeigt.

Hätten die Frieſen in dieſer Weiſe fortgefahren, alle ihre Mobilien und Geräthſchaften umzutaufen, ſo würden ſie wohl ſtatt Stühle „Sitzhölzer," ſtatt Hämmer „Haublöcke," ſtatt Pfeifen „Rauchröhren," ſtatt Taſſen „Theetrinknäpfe," ſtatt Stiefeln „Fußkleider," ſtatt Matratzen „Schlafpolſter" ſagen und hätten jedenfalls eine hübſche Sprache, in der jedes Wort, ſo zu ſagen, ſeine Definition im Munde führte.

Es liegt, wie mir es ſcheint, etwas Eigenes, ich will nicht ſagen Wohlklingendes, aber doch eigen Hochtönendes, Kräftiges und Energiſches in dieſer frieſiſchen Sprache. Es kommt mir vor, als hörte man das ehrwürdige Alter der Sprache heraus. Sie hat weit

mehr ſcharfe Endungen der Worte als die plattdeutſche, die oft in ſtummen Sylben verſchwebt. Sie erinnert durch ihre vielen vollen Vocale an das alte Gothiſche und an manche oberdeutſche Gebirgsdialekte und verhält ſich in mancher Beziehung zum Plattdeutſchen, wie zum Däniſchen das Schwediſche, das auch vollkommener und mächtiger iſt. Das Frieſiſche ſcheint mir etwas viel Würdevolleres als das Plattdeutſche zu haben und iſt dabei auch bündiger. Man leſe nur folgende frieſiſche Phraſe:

„Dir iz nin klirk so krol, az klirrkamstirkrol here, di klirk aller klirken iz hia to krol“ (es iſt kein Geiſtlicher ſo ſtolz wie der Clericus von Claro Campo, dieſer Geiſtliche iſt ſtolzer als alle anderen Geiſtlichen).

Dieß iſt eins von den Schibolethen, welche in alten Zeiten die das Fremde haſſenden Frieſen den Ausländern, die ſich bei ihnen aufhielten, auszuſprechen aufgaben, um ſie daran zu erkennen und hinterdrein über die Gränze zu ſchaffen oder auch wohl über die Klinge ſpringen zu laſſen*). Ich führe dieſes Schiboleth an, weil es auch mir mehre Male in Friesland zum Nachſprechen aufgegeben wurde, freilich nicht in ſo böſer Abſicht, ſondern nur um mich als Fremden etwas zu necken und meine Zungengeläufigkeit zu üben.

*) Wiarda ſpricht nur von einem Falle, wo jene Phraſe angewandt worden ſei, aber andere frieſiſche Schriftſteller führen ſie auch bei anderen Fällen an.

Es iſt übrigens merkwürdig, daß ſich ſolche Schibolethe bei vielen Völkern finden, und daß dieſe, wenn es darauf ankam, Fremde zu erkennen, immer zu der Sprache als dem beßten Probirſtein griffen, vermuthlich weil ſie die Bemerkung, die ſich dem Reiſenden noch täglich aufdringt, gemacht hatten, daß, wenn die Ausländer auch ſonſt alles Einheimiſche angenommen haben, doch noch Zunge, Lippen, Gaumen und Zähne ſie zu verrathen im Stande ſind.

Ich las die beſagte Phraſe, wie erwähnt, in mehren Büchern über Oſtfriesland, und ich hörte ſie wieder eben ſo in einem entfernten Winkel von Nordfriesland. Es iſt merkwürdig, wie ſolche Dinge ſo lange unter den Völkern herumſpuken.

Man hat häufig die Bemerkung gemacht, daß die frieſiſche Sprache wegen ihrer vielen harten Gaumen- und Ziſchlaute, wegen ihrer vielen einſylbigen Worte und der vielen Endſylben, die ſich nicht in ſtummen Lauten verlieren, ſondern meiſtens ſcharf abſetzen, mit dem ſchweizeriſchen Deutſch viel Aehnlichkeit habe, und dieß iſt in der That eine Bemerkung, die ſich auch dem Fremden ſogleich aufdringt. Sie muß, wenn es ſeine Richtigkeit damit hat, für diejenigen, welche in den Tönen und in der Phyſiognomie einer Gebirgsſprache, wo man die Felſen und ſchroffen Schlünde und Bergſpitzen wieder erkennt, recht niederſchlagend ſein. Man ſollte bei den Frieſen, die, ihre Dünen ausgenommen, das flachſte Land bewohnen, das ſich denken läßt, die biegſamſte, geſchmeidigſte und flachſte Sprache von der

Welt vermuthen. Sie leben eigentlich mehr auf und in dem Waſſer als auf dem Feſtlande, und man ſollte daher denken, daß, wie ihr Land unter der Welle gleichſam zerſchmilzt, ſo auch die Laute in ihrem Munde zerſchmelzen müßten.

Man hat ſogar einen der ſchweizeriſchen Gebirgsdialekte zum Theil aus dem Frieſiſchen ableiten wollen. Man erzählt nämlich, daß die heutigen Bewohner des Haslithales Nachkommen von 1200 Frieſen und 6000 Schweden ſeien, die im 5ten Jahrhundert wegen einer Hungersnoth ihr Land verlaſſen hätten und in die Alpen ausgewandert wären. Dieſe Sage ſoll noch in einem ſchweizeriſchen Volksliede von 77 Verſen leben. Der Dialekt des Haslithales ſoll häufig an dieſe Sprache erinnern.

Ich weiß nicht, auf welcher Autorität dieſe Nachricht beruht. Wäre etwas Wahres daran, ſo hätten wir hier wieder einen kleinen Cimbern- und Teutonenzug, der ſich mit dem großen, welchen Marius bekämpfte, in eine intereſſante Parallele ſtellen ließe.

Uebrigens wurde ich auch noch in mancher anderen Beziehung auf dieſen flachen frieſiſchen Inſeln an die Alpen und ihre Bewohner erinnert.

Man könnte das ganze Friesland füglich mit einem auf dem Boden liegenden Gebirge vergleichen. Die Städte Huſum, Tondern ꝛc. lägen dann am Fuße dieſes Gebirges, die Marſchen wären die ſchönen Thäler und Anlande deſſelben und die äußerſten Dünenineln Amrum, Sylt ꝛc. ſeine höchſten Gipfel.

Wenn ich dieſe armen Inſulaner und ihr Treiben anſah, ſo fielen mir unwillkürlich die armen ſteieriſchen Alpenbewohner und ihr Treiben bei. Bei den Seehundsjägern dachte ich an die Gemsjäger, bei den Schlicklaufern und ihren mit Sträuchern bezeichneten Schlammwegen an die Alpen- und Gletſcherbeſteiger und ihre mit Sträuchern bezeichneten Schneewege. Sah ich dieſe von Weibern, Schäferinnen und Meierinnen bevölkerten Inſeln, deren Männer im Seedienſt leben, ſo fielen mir dabei die von Sennerinnen bewohnten Gebirge in Steiermark bei, deren Geliebte in öſterreichiſchem Militairdienſte ſtehen. Es giebt eine Art von Dünenroſen, ſowie es Alpenroſen giebt.

Auch die Art und Weiſe, die ſimple Naivetät, mit der dieſe Inſulaner ihren König begrüßten, erinnerte mich an die Hochſchotten und Steiermärker, von deren Denk- und Ausdrucksweiſe bei Beſuchen, die ihnen von ihrer Königin und ihrem Kaiſer zu Theil wurden, ich ähnliche Proben geſehen hatte.

Der König von Dänemark pflegt nämlich, wenn er im Seebade auf Föhr lebt, zu Zeiten kleine Dampfſchifffahrten nach den benachbarten Inſeln zu machen. Da kommen ihm denn die Inſulaner entgegen und überreichen ihm Gedichte. Bei einer ſolchen Gelegenheit erhielt er auf Amrum ein Gedicht, das die ſimple Naivetät dieſer Inſulaner, auf die ich eben anſpielte, recht charakteriſtiſch zeigt. Ich will ſeinen Inhalt hier mittheilen, weil manches Intereſſante darin vorkommt.

Sie ſangen das Lied, oder wollten es wenigſtens

ſingen, nach der Melodie: „Hier ſitz' ich auf Roſen ꝛc.“ (natürlich nur auf Dünenroſen, denn andere giebt es dort nicht).

Im erſten Verſe redeten ſie den Landesvater an und freuten ſich, daß er ſie ſo oft beſuche:

„Landesvater, du kommſt ja recht oft auf dieß Land, betrittſt bereits zum ſechsten Mal den Strand der Amringer. Darum iſt voll Freude unſer Herz. Ja es entzückt dieß die Bewohner dieſer mit Sand umringten Inſel.“

Dann beklagten ſie ihre Unbedeutendheit und die Verachtung, in der ſie bei anderen Menſchen ſtänden, tröſteten ſich aber damit, daß der König ſie doch nicht verließe.

„Auf dem Feſtlande, ſo hört man, achtet man uns nicht viel! Wir gehören zu den Kleinen, das wiſſen wir wohl, aber das kann man nicht hindern, unſeren Werth nicht vermindern, wir ſehen ja, daß unſer König viel von uns hält. Halte Du nur viel von uns, wir halten auch viel von Dir!“

Hierauf verſprachen ſie dem Könige ein großes Feſt, das ſie ihm geben möchten, wenn ſie nur Geld dazu hätten, und wenn in ſolchen bedrängten Zeiten das Großthun nicht gar zu theuer zu ſtehen käme:

„Wären wir nur etwas vermögender, ſo ſollte ein Haufen von Gold, ja eine Mahlzeit für Chriſtian und ſeinen Hof bereit ſein, und wir wollten dabei Vivat ſingen. Aber leider, wir haben's nicht in unſerem Vermögen. Wer etwas die Welt kennt, ſieht das auch

wohl ein. Bei armen Austernfischern, Seeleuten und Schäfern zieht das Großthun in dieser Zeit zu viel auf den Beutel."

Sie baten dann den König, den guten Willen für die That zu nehmen, ersuchten ihn aber, bevor sie nach Hause gingen, es nicht blos bei dem guten Willen bewenden zu lassen, wenn sie sich einmal mit Bitten an ihn wenden müßten:

„Wir hoffen, hier gilt der gute Wille für die That. Regent, bleibe gut gegen uns, bitten wir, bevor wir nach Hause gehen, und hilf uns, wenn's nöthig wird, auch durch die That."

Sie schlossen mit folgendem Verse:

„Dem Könige und dem Königshause gehe es stets gut! Gott halte unser Vaterland immer auf festem Fuß! Er stärke Dich, Landesvater! Für Dich ist nichts Besseres. Wenn Du seinen Beistand hast, so hast Du keine Noth!"

Solchen simplen Leuten denke man sich einen gütigen königlichen Landesvater gegenüber, der dieß Alles lächelnd und gnädig aufnimmt, und man hat dann wirklich eine hübsche und ansprechende Scene vor sich.

Fahrt nach der Inſel Sylt.

Wir hatten auf Föhr Gelegenheit, längere Zeit hindurch ein höchſt merkwürdiges, täglich wiederkehrendes Wetterphänomen zu beobachten, das aus dem Zuſammenhange des Luftmeeres mit dem Waſſermeere hervorging. Es war dieß ein regelmäßiger Wechſel zwiſchen ſchlechtem und gutem Wetter, der ganz genau mit dem Wechſel von Fluth und Ebbe correſpondirte.

So lange die Ebbe anhielt, war das ſchönſte Wetter von der Welt, das bis zu dem Augenblicke fortdauerte, wo das Waſſer ſeinen niedrigſten Standpunct erreichte. So wie aber die Fluth ſteigend heranzog, erſchien am äußerſten Horizonte über dem Meere ein grauer Nebel, der höher und höher am Himmelsgewölbe heraufſtieg, endlich die Sonne und den blauen Himmel verſchlang und mitunter einen ſtarken Regen herabſendete. Es erhob ſich dabei ein heftiger Wind, der am ſtärkſten war, wenn die Fluth am höchſten ſtand. Mit dem Fallen der Gewäſſer zertheilten ſich auch die Wolken wieder, der Regen hörte nach und nach auf, der

Wind legte ſich und der heiterſte Himmel lächelte über den entblößten Watten und Inſeln.

Weil die Fluth alle Tage über eine halbe Stunde ſpäter eintrat, ſo hatten wir auch täglich den Regen wie den Sonnenſchein über eine halbe Stunde ſpäter. Da das Luftmeer ohne Zweifel von denſelben Gewalten, welche Fluth und Ebbe im Ocean verurſachen, in ähnlicher Weiſe influencirt wird, wie dieſer, ſo läßt ſich ein ſolcher Zuſammenhang von ſchlechtem und gutem Wetter mit Fluth und Ebbe wohl denken, obgleich man weder ſieht, warum uns gerade die Fluth immer das ſchlechte Wetter bringen muß, noch ſich es erklären kann, warum ein ſolches Phänomen nicht alle Tage des Jahres eintritt.

Allmälig verlor ſich dieſer regelmäßige Wechſel, es ſchien, als habe ſich das Wetter wieder unabhängig vom Ocean gemacht und befolge nun ſeinen eigenen Willen. Zunächſt war dieſer Wille ein ſehr böſer, denn es wurde anhaltend ſchlecht. Es flutheten beſtändig Regenſtröme vom Himmel herab, und es wehte der Wind ſo anhaltend aus nordöſtlicher Richtung, als wenn es keine andere auf der Windroſe mehr gäbe. Keine Ebbe wollte mehr verfangen und keine konnte mehr in dieſem Unweſen eine Pauſe bewirken.

Wir wünſchten eine kleine Reiſe nach der benachbarten Inſel Sylt zu unternehmen, deren Name in Friesland einen guten Klang hat. Auch lag ein trefflicher ſylter Freund mit ſeiner kleinen Smak ſchon im Hafen bereit, um uns hinüber zu holen, aber vom Morgen wurden wir auf den Abend, vom Abend auf

den Morgen vertröſtet, und dazu mußten wir noch das troſtloſe Sprüchwort, das die Frieſen in Bezug auf den Nordoſtwind gemacht haben, hören, das ſo heißt: „Nordost rihnen, uhl Wüffens grienen ha nimmer na Onj“*) [Nordoſt-Regen und alter Weiber Weinen hat nimmer ein Ende]. Dieſe ungeduldigen Elemente hier, dieſe Stürme, die kein Menſch beſchwört, dieſe Fluth, die ungebeten kommt und ſich Platz macht, dieſe Ebbe, die zur beſtimmten Zeit unerbittlich Abſchied nimmt und das Schiff unfehlbar auf den Strand ſetzt, dieſe Wellen, die dem Menſchen zum Aerger wild auf dem Ocean einherjagen, ſind recht dazu gemacht, Geduld zu lehren.

Sie ſind es, die den ausdauernden und gleichmüthigen Charakter des Seemannes bilden. Dieſem geht es in ſeinem Umgange mit der wilden Natur, wie dem Sokrates in ſeiner Ehe mit der Xanthippe. Je ungezügelter die Elemente ſind, deſto ſtiller und langmüthiger werden jene.

Es ſcheint mir überhaupt in dem Charakter aller Inſel- und Seeküſtenbewohner im Gegenſatz zu dem der Binnenlandbewohner etwas ſehr Zähes, Ausharrendes, Gleichmüthiges und Geduldiges zu liegen; namentlich zeigt ſich dieß bei den Frieſen, denen man es faſt in jedem Zuge

*) Ich ſchreibe dieſes Sprüchwort ſo auf, wie ein alter Frieſe es mir angab. Sonſt habe ich immer mehr gehört von dem vielen Regen, den der Südweſtwind herbeiführe. Der bekannte, aus ölgetränkter Leinwand beſtehende Hut der Nordſeeſchiffer, der ſogenannte „Südweſtern“ ſcheint ebenfalls, mehr auf dieſe Windrichtung als die richtigſte hinzuweiſen.

ihres Weſens anſieht, daß Gottes Ruthe beſtändig über ihnen hängt.

Mir ſchwebte in dieſen Gegenden immer ein Bild vom Könige Knut vor, das ich einmal auf einer Londoner Kunſtausſtellung geſehen hatte. Es bezog ſich dieſes Bild auf die bekannte Geſchichte von jenem Könige, die mir ſowohl in England, als auch hier in Friesland häufig erzählt wurde, und der zufolge einmal der mächtige Monarch ſeinen Schmeichlern und Hofleuten, die ihm weiß gemacht hatten, er vermöge Alles, einen lehrreichen Verweis gab. Er lud ſie ein, ſich mit ihm an den von der Ebbe entblößten Strand zu ſetzen, weil er beſchloſſen habe, ſich daſelbſt der rückkehrenden Fluth zum Trotze zu vergnügen. Der König war auf jenem Bilde dargeſtellt, wie er eben von ſeinem Throne aufſpringt, da gegen ſeinen Willen die anſchwellende Brandung ſeinen Fuß benetzt und ſeinen Mantel mit Schaum beſpritzt hat. Er ergreift ſeine Gemahlin bei der Hand, um ſie zu retten, und ſchilt ſeine erſchreckten Hofleute, die ihn belogen haben und mit Verwunderung ihren unbeſiegbaren König vor weichem Schaum und leichten Waſſertropfen die Flucht ergreifen ſehen.

Könnte man ſo recht in das Räder- und Triebwerk der Geſchichte ſehen, ſo würde man vielleicht erkennen, daß ſchon die täglich wiederkehrende Belehrung über die ganz gleichmäßige menſchliche Unmacht bei allen dieſen freien und republikaniſchen Inſel- und Küſtenvölkern Uebermuth und Tyrannenſinn faſt vollkommen unterdrücken und die Lehre von der

Gleichheit aller Menschen hier an den Seeküsten besonders tiefe Wurzeln schlagen mußte.

Endlich vernahmen wir das schöne friesische Wort, „es sei nichts mehr im Wege," gingen an einem regnerischen Morgen an Bord und bewegten uns mit Hilfe von Stangen und Staken langsam aus dem kleinen Wyker Hafen ins Freie hinaus. Neben uns schwankte eben so langsam das Dagebüller Fahrschiff heraus, das bereits einige werthe Badegäste entführte. Wir reichten ihnen über Bord die Hand, und da unsere Schiffchen bald entgegengesetzte Course steuerten, so ließen wir die Taschentücher flattern, bis der Regen sie dermaßen tränkte, daß an kein Flattern mehr zu denken war, und wir uns in unsere respectiven Cajüten zurückzogen.

Wir trafen unterwegs noch mehre andere kleine Schiffe, von denen man uns sagte, daß sie vor ein- oder zweimal 24 Stunden ausgesegelt seien, und die jetzt noch nicht weiter waren als wir. Sie hatten den ganzen Tag über contraren Wind gehabt, die folgende Nacht bei eingetretener Ebbe auf dem Schlick fest gesessen und waren nun endlich mit uns später Ausgelaufenen auf rascher Fahrt.

Es ist unglaublich, was die Leute in diesem kleinen friesischen Inselarchipelagus, wo alle Puncte doch nur ein paar Meilen auseinander liegen, für langwierige und abenteuerliche Fahrten machen. Die Stadt Husum, der Haupthafen dieses Archipelagus, liegt höchstens 6 Meilen von Föhr. Bei gutem Winde segelt

man in 4 — 5 Stunden hinüber, aber nicht ſelten brauchen die Leute eben ſo viele Tage dazu, und manchmal kommt man eben ſo ſchnell auf die Halbwegsſtation zwiſchen Liverpool und Amerika, als von Wyk nach Huſum.

Man hört hier von den Binnenſchiffern Erzählungen, die an die Abenteuer des vielduldenden Odyſſeus erinnern. Und wirklich hat auch dieſer frieſiſche Archipelagus, wie es ſcheint, eine Art von Odyſſeus; wenigſtens theilte man mir ſehr viele Abenteuer von einem frieſiſchen Schiffer mit, der, ich weiß nicht wann, hier lebte und handelnd von Inſel zu Inſel fuhr. Einmal ſaß er 8 Tage lang auf einer Sandbank feſt, und wäre dort bald verhungert und verdurſtet; ein anderes Mal ſegelte er bei ſehr hoher Fluth mitten über eine Inſel weg, und weil er glaubte, hier eine neue Meerenge entdeckt zu haben, die noch Niemand vor ihm geſehen hätte, ſo nannte er dieſe Meerenge nach ſeinem Namen. Einmal glaubte er, bei einer anderen Inſel irgendwo eine ſolche Meerenge zu entdecken, und ſegelte luſtig landeinwärts; es war aber nur ein ſogenannter Schlot, der bei der Fluth ſehr voll gelaufen war. Als die Nacht kam, ging er vor Anker und war ſehr verwundert, als er am anderen Morgen zur Ebbezeit ſein Schiff mitten zwiſchen blumigen Wieſen ſitzen ſah. Die Kühe und Ochſen, die in ſeine Cajüte hineinblökten, hatten ihn aufgeweckt.

Man darf nur alle die Naturerſcheinungen in dieſem ſonderbaren Archipelagus, die ich zum Theil ſchon

berührt habe und zum Theil noch erwähnen werde, vor Augen haben, und man wird begreifen, daß hier Stoff genug iſt zu den mannichfaltigſten Abenteuern, und daß ein launiger frieſiſcher Dichter hinreichend Gelegenheit finden würde zu einer, wenn auch nicht heroiſchen, doch ſehr komiſchen Odyſſee und ſo ein ſehr volksthümliches frieſiſches Gedicht ſchaffen könnte. In Kleinrußland exiſtirt eine ſehr national gewordene koſakiſche Odyſſee, in welche alle Ereigniſſe und Abenteuer, die auf den Steppen ihrer Natur nach entweder gewöhnlich oder auch nur möglich ſind, ſehr hübſch eingeflochten erſcheinen. Jedes Land bietet, je nach ſeiner Beſchaffenheit, Gelegenheit dar zu einer eigenthümlichen Epopöe dieſer Art.

Liebt man Odyſſeiſche Abenteuer nicht, ſo muß man das Glück und Geſchick haben, in dem frieſiſchen Archipelagus alle Reiſen von Inſel zu Inſel innerhalb einer und derſelben Fluthzeit zu vollenden. Man muß dieſen Archipel nämlich als ein durch die Dünen der vorliegenden Inſeln gebildetes Binnenmeer betrachten, das bei jeder Ebbe halb ausfließt und bei jeder Fluth durch alle die Eingänge zwiſchen den Inſeln wieder bis an den Rand vollläuft. Dann muß der Reiſende die Zeit wahrnehmen und ſich mit einer und derſelben Fluth ungefähr innerhalb 6 Stunden von Küſte zu Küſte ſchwingen. Gelingt der Sprung nicht, ſo bleibt er auf den Watten ſitzen und muß da übernachten, bis am anderen Tage die Fluth wiederkommt. So wie daher die Waſſer eindringen, ſieht man auch überall die Gewäſſer mit Segeln bedeckt; ſo wie aber die Ebbe abfließt, iſt Alles

todt und still, und die Schiffe liegen entweder in den Häfen oder auch mitten im Meere schief auf dem Sande.

Unsere Schiffer verließen oft das von den Baken vorgeschriebene Fahrwasser, nachdem sie darüber consultirt hatten, ob sie es wohl wagen könnten, diesen oder jenen kleinen Richtweg einzuschlagen. Solche Schifferconsultationen machen sich gewöhnlich durch ein paar Blicke, Mienen und Handbewegungen ohne viel Wortluxus ab. Da weder die Fluth noch die Ebbe plötzlich eintritt, also der Wasserstand in jedem Augenblicke ein anderer ist, so ist natürlich in jedem Augenblicke über jedem Bodentheile eine verschiedene Tiefe; jetzt ist dieses Watt noch passirbar, in der nächsten Stunde ist es aber schon zu weit entblößt, als daß man nicht tiefere Stellen aufsuchen müßte.

Man kann sich also zu jeder Zeit der Fluth verschiedene kleine Vortheile zu Nutze machen und andere Richtwege einschlagen, so wie man zu jeder Zeit der vorgerückten Ebbe größere Umwege machen muß. Die Schiffer müssen daher mit einer genauen Kenntniß der unterseeischen Wege, ihrer Richtung, ihrer Tiefe und Höhe, eine beständige Kenntniß der Fluth- und Ebbezeit combiniren, und man darf sich nicht wundern, wenn man liest, daß die alten Friesen ehemals ihre Tage ganz und gar nach Fluth und Ebbe eingetheilt und regulirt haben.

Hierzu kommt aber noch, daß die Fluthen bald stärker, bald schwächer sind. Zuweilen ist es eine ein-

fache Fluth, zuweilen eine Springfluth, welche anſtrömt. Jetzt haben eine Zeit lang ſtarke Weſtwinde geherrſcht, die das Waſſer in die Thore und Einläſſe hineintrieben, ſo daß das Meer immer bis zum Ueberlaufen voll iſt und ſelbſt zur Ebbezeit noch viel Waſſer hält. Dann haben vielleicht Tage lang Oſtwinde geweht, welche die Binnengewäſſer hinaustrieben und einen ſo flachen Waſſerſtand veranlaßten, daß es ſelbſt bei der Fluthzeit nicht hoch ſteht. Starke Oſtwinde vermögen die Gewäſſer dermaßen aus dem Archipelagus hinauszupeitſchen, daß einige Watten, die ſonſt täglich zwei Mal überfluthet werden, wohl Wochen lang bloß liegen. Die Schiffer, die zur Ebbezeit auf ſolche Watten zu liegen kommen, ſind dann wohl in Gefahr, zu verhungern und zu verdurſten. Daraus ergiebt ſich, daß die Steuerleute und Lootſen alle jene vorhergehenden Umſtände wohl zu berückſichtigen haben. Bei Spring- oder Weſtwindfluthen können ſie mehr wagen und directer fahren als bei gewöhnlichen und Oſtwindfluthen.

Endlich müſſen ſie auch ihr Schiff genau kennen und immer vor Augen haben, ob es flach oder ſpitz gebaut iſt und wie tief es im Waſſer geht; aus der Combination aller dieſer Kenntniſſe, der Kenntniß ihres Schiffes, der Kenntniß der Bodenbeſchaffenheit, der Kenntniß der Fluth- und Ebbezeit, ſowie des Standes der Sonne und des Mondes, geht erſt die vollkommene Kunſt und Wiſſenſchaft eines tüchtigen Lootſen und Steuermanns in hieſigen Gewäſſern hervor. Man

ſieht, daß ſein Studium einer ebenſo ins Unendliche gehenden Vervollkommnung fähig iſt, wie jedes andere Studium, und man wird begreifen, was es heißt, wenn einem dieſer oder jener Lootſe als ein der Gewäſſer außerordentlich kundiger Mann bezeichnet wird, der mehr als alle andere befähigt ſei, über die Watten und Sandbänke hinweg und hindurch zu fahren. Was von den frieſiſchen Lootſen und Schiffern geſagt iſt, gilt natürlich auch von allen denen der Elb-, Weſer- und Rheinmündungen.

Die Inſel Sylt ſoll früher ein großes Land geweſen ſein, das die frieſiſche Nordweſtharde genannt wurde, und deſſen alte Kirchen, Wieſen und Fußpfade unter dem Meere zu ſuchen ſind.

Es ſoll dieß Land 16 Kirchdörfer und außerdem noch viele andere Orte gehabt haben.

Was jetzt noch davon übrig iſt, hat nur noch 3 Kirchen und folgende Beſchaffenheit. Es iſt eine langgeſtreckte Inſel, zuſammengeſetzt aus drei Halbinſeln. Eine davon geht nach Norden, eine nach Süden und eine, dem inneren Meere zugewandt, nach Oſten. Die beiden erſten Halbinſeln ſind lange ſandige Dünenarme, die nur wenig bewohnt ſind, die zweite iſt wie Föhr zum Theil Marſch-, zum Theil Geeſtland und enthält die meiſten und reichſten Dörfer. Das Hauptdorf heißt Keitum und liegt gerade in der Mitte des Ganzen.

Der Name der Inſel wird verſchiedentlich abgeleitet. Viele ſagen, er ſei eine Zuſammenziehung des Wortes „Sillend“ (Seeland). Wie viele von den Frie-

sen bewohnte Districte, wie die sieben friesischen Seelande, die es im Mittelalter an der südlichen Küste der Nordsee gab, wie die Inseln der Schelde- und Maasmündung und die dänische Hauptinsel, die noch heutigen Tages „Seeland" genannt werden, so habe auch Sylt sonst diesen Namen gehabt, und derselbe sei erst später zu dem jetzigen Worte corrumpirt worden. Andere leiten dieses Wort von dem nordischen „Sild," das so viel als Häring bedeutet, ab und sagen, die Insel sei so genannt worden, entweder, weil ihre längliche Gestalt an einen Fisch erinnere, oder weil die Einwohner sonst viel Häringsfischerei betrieben hätten und daher auch noch heutiges Tages einen Häring im Wappen führten. Diese Einwohner, die sich selbst „Sylringer" (oder Sölreng), sowie die von Amrum „Oemrenger" nennen, seien daher auch wohl sonst auf dem Festlande scherzweise „Häringe" gescholten worden. Ein anderer Friese sagte mir, der Beiname der Sylringer wäre eigentlich „Salliger," was so viel als Seehunde bedeute und von dem alten Worte „Selig" oder „Sallig" herkomme. Da die Friesen viel Seehunde erschlugen und sich auch beim Erlegen dieser Thiere als Seehunde verkleideten, da sie, wenn sie an's Festland kamen, wie Seehunde aus der See hervorstiegen, so kann ich mir diesen Spottnamen recht gut erklären, um ihn sowohl mit „Sylter" als mit „Seeländer" und „Sylringer" in Zusammenhang zu bringen.

Die langen gestreckten Dünenhalbinseln Sylts sehen von Weitem ganz so aus, wie zackige Berge nachahmende Wolkenstreifen, die man zuweilen im Herbste

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

tief unten am Horizonte über dem Meere hervortreten ſieht. Da aber jede von ihnen 4 — 5 Stunden lang iſt, ſo überſieht man ihre Enden nicht.

Die dem Lande zugekehrte Halbinſel endigt in einem hohen ſchroffen, vom Meere abgeſchnittenen Ufer, welches Morſumkliff genannt wird und das wir umſegeln mußten. Kaum hatten wir dieß ausgeführt, ſo erkannten wir mit unſeren Perſpectiven die Flaggen, die in dem Hauptorte uns zu Ehren aufgezogen waren. Sofort ging auch an Bord unſerer Smack eine Flagge in die Höhe, um den Gruß zu erwiedern. Dieſes Flaggen bei freudigen Gelegenheiten iſt eine ächt frieſiſche Schifferſitte. Die Leute thun es nicht bloß, wenn ſie etwas von der See aus erwarten, ſondern auch bei allen vorkommenden feierlichen Gelegenheiten im Inneren der Inſeln.

Ueberall findet man neben den Häuſern in den Gärten oder auf den Feldern hohe Flaggſtäbe errichtet, an denen ein buntes Tuch flattert, ſo lange im Hauſe Gäſte ſind, oder eine Hochzeit, Kindtaufe oder ſonſt ein Feſt gefeiert wird. Wenn der König oder ſonſt eine hohe Perſon durch die Dörfer der Inſeln zieht, ſo flattert und flaggt es aus allen Gärten. Meiſtens werden alsdann auch den Windmühlen große Flaggen an die Flügel geſteckt.

Wir mußten noch einige Mal weit ausholen, gegen conträren Wind hin- und herkreuzen, ehe wir endlich in der Bucht von Keitum vor Anker gehen konnten. „Und ſo kam ja Doctor —erſen an Bord, und ſo

ſtiegen wir ja denn in ſeine Jölle, und als wir an's Land kamen, trafen wir ja denn da die Uebrigen, und ſo wurde mein Freund ja denn bei Doctor —erſen und ich bei Capktain —eſſen einlogirt." Dieß iſt ein Bißchen frieſiſch-deutſch oder überhaupt ſchleswigſch-deutſch geſprochen. Denn, ſo wie man in Bremen keine Geſchichte erzählen kann, ohne einige hundert Mal „und da" einzuflicken, z. B.: „und da kam mein Notar — und da ſagte er mir — und da gab er mir ein Buch — und da ging ich mit ihm" u. ſ. w., ſo kann man in Schleswig nichts berichten, ohne einige Dutzend Mal „und ſo ja" zu ſagen. Wir Nichtſchleswiger pflegen in der Regel „ja" bloß dann einzuflicken, wenn wir bei dem Zuhörer ſchon eine Bekanntſchaft mit dem Erzählten vorausſetzen und ihn nur an die Ereigniſſe erinnern wollen; ſo ſagen wir z. B. in dieſer Abſicht: „Du haſt mir ja damals ſelbſt verſichert." Die Schleswiger ſprechen aber immer ſo, und es hat daher den Anſchein, als ob ſie dieß bei jeder, ſelbſt der wildfremdeſten Geſchichte vorausſetzen könnten.

Wenn ich auch nicht das Geringſte davon weiß, daß dieſer oder jener Schleswiger einmal einen Orden bekommen hat, ſo erzählt er mir dieſe Sache doch ſo: „Ich reiſte nach Petersburg, und ſo gab mir ja der Kaiſer den Wladimir-Orden, und als ich abreiſte, ſo ging ich ja denn noch ein Mal zu ihm, und ſo ſagte er mir ja denn ꝛc."

Wahrſcheinlich kommt dieß, gleich Vielem in ihrem Dialekte, aus dem Däniſchen, wie dieß unter Anderem auch mit der Auslaſſung des Pronomen reciprocum bei mehren im Geſpräch oft vorkommenden Worten der Fall iſt. „Ich erinnere

mich" heißt z. B. auf Däniſch bloß „husker" ohne „mig" (mich), und ebenſo drücken die Schleswiger ſich ſtets ſo aus: „O ja, ich erinnere das wohl," oder: „Erinnern Sie die hübſche Geſchichte, die uns paſſirte?" Ich weiß nicht genau die Gründe anzugeben, warum dieſe Unart meinem Ohre höchſt unangenehm war.

Ueberhaupt laſſen ſich die meiſten Eigenheiten des ſchleswigſch-deutſchen Dialekts aus dem Däniſchen erklären. Wie die Niederdeutſchen in Bremen und Hamburg weit mehr plattdeutſche Worte in ihr Hochdeutſch aufgenommen haben, als ſie ſelber wiſſen, ſo haben die Schleswiger viele däniſche Worte mit ihrem Hochdeutſch vermiſcht. Ihre Ausſprache des Deutſchen nähert ſich außerordentlich dem Accent, mit dem der Däne unſere Sprache ſpricht. So z. B. ſchärfen ſie das „ſ," wo es bei uns weich iſt, zu einem ſehr ſcharfen ſauſenden Laute, ſie ſagen nicht „ſo," „ſein," ſondern „ßo," „ßein," nicht „See" ſondern „ßee." Auch unſer hartes „ſ" verwandeln ſie in ein ſolches „ß," z. B. ſagen ſie „ßu" ſtatt „zu," „ßerreißen" ſtatt „zerreißen." Auch den Rauſchlaut „ſch" geben ſie meiſtens durch ein „ß" wieder, wenigſtens dann, wenn er vor einem „l" ſteht; ſo z. B. ſagen ſie „ßlafen," „ßleudern," „ßlaff," ſtatt „ſchlafen, ſchleudern, ſchlaff." Dazu machen ſie das vorſtehende „ß" ſo ungeheuer ſcharf, daß mir es dabei oft durch die Ohren ſchnitt, und mir es immer vorkam, als wenn ſie ſich ordentliche Mühe dazu gäben.

Dieß haben ſie offenbar von den Dänen, die den Laut „ſ" in ihrem Alphabete gar nicht beſitzen und unſer

„sch" entweder mit „s" oder mit „ß" vertauschen, wo das „s" fast immer scharf ist. Unser „o" wird von den Schleswigern in vielen Worten mit „u" vertauscht, indem sie z. B. „vull" statt „voll," „vun" statt „von" sagen. Umgekehrt wird häufig das „o" an die Stelle des langen „a" gesetzt, z. B. in „klogen" statt „klagen," in „frogen" statt „fragen." Dieß geschieht auch im Plattdeutschen, und man kann es bei allen ungebildeteren, hochdeutsch sprechenden Niedersachsen bemerken.

Das „g", das im Munde des Berliners ein „j" wird, verwandelt sich bei den Schleswigern in „ch," so daß, wenn ein Berliner einen Schleswiger fragt: „I mein Jott, wie jeht's Ihnen?" dieser antwortet: „O, es cheht mir recht chut." Dieß geschieht bei den ächten Schleswigern sogar am Ende der Wörter, z. B. in „lanch" statt „lang." Umgekehrt wird das „ch" oft in ein „k" verändert, z. B. in „niks" oder „nix" statt „nichts." Das „t" in „ist" und in „nicht" wird völlig weggeschliffen, und daher blos „is" und „nich" gesagt. Dieß thun auch die Engländer und alle Niedersachsen, wie die Bremer, Hamburger, Oldenburger ꝛc. Ein verehrter Freund las mir einmal den berühmten Hamlet'schen Monolog „Sein oder nicht sein" auf Schleswig-deutsch vor. Geschrieben nimmt er sich etwa so aus:

„ßein obr nich ßein, das is hier die Froge,
Obs edler im Chemüth, die Feil un ßleidern
Des wüthenden Cheßiks ertrogen, oder
Duch Widestand ßie enden; ßterben, ßlosen.

Nix weite, — 'ßis ein Siel
Uf's innigſte ßu wünßen. — Sterben, — ßlofen,
ßlofen — vielleicht auch treimen? Jo do liegt's,
Des ßwincht uns ßill ßu ſtehn. Das is die Rickſicht,
Die Elend läßt ßu hohen Joren kummen."

Man hat das Vater Unſer zum Frommen des Sprachſtudiums in vielen germaniſchen Dialekten drucken laſſen. Man ſollte einmal auch einen ſolchen Monolog in den verſchiedenen Pronunciationsweiſen des Hochdeutſchen drucken laſſen, zum Frommen der immer mehr und mehr ſich herausbildenden deutſchen Sprachreinheit und Spracheinheit. Bei einem ſo pathetiſchen Gegenſtande treten die Unarten beſonders ſchroff und komiſch hervor. Es iſt, als wenn man den gewöhnlichen ſchleswigſchen Menſchen in Schlafrock, Pantoffeln, Nachtmütze und Pfeife auf hohem Kothurn mit der tragiſchen Maske vor dem Antlitz erblickte.

Hier im Schleswigſchen habe ich auch die Quelle der Eigenheiten der engliſchen Sprache im Gebrauche der Hilfszeitwörter „wollen und ſollen" (shall and will), die uns beim Erlernen dieſer Sprache ſo viel Mühe machen, entdeckt.

Die Engländer haben die Regeln über dieſen Gegenſtand ohne Zweifel mit von der cimbriſchen Halbinſel gebracht.

Bei uns gebraucht man das „ſollen" nur da, wo ein Zwang und Befehl angedeutet werden ſoll, und „wollen" dagegen nur da, wo der freie Wille herrſcht, indem wir z. B. ſagen: „Ich ſoll das thun," d. h. es iſt mir befohlen, das zu thun, und „ich will ſprechen," d. h. es iſt meine Abſicht zu ſprechen.

Hier vermiſcht man ſonderbarer Weiſe den freien

Willen mit dem Zwang und ſetzt oft den einen für den anderen. Wenn man z. B. von Jemandem etwas wünſcht und er unſeren Wunſch erfüllen will, ſo ſagt er hier nicht, wie bei uns: „Ja das will ich wohl thun," ſondern: „Ja das ſoll ich wohl thun." Statt: „Ich werde oder ich will das nicht vergeſſen," ſpricht man immer: „Das ſoll ich wohl nicht vergeſſen." — Sehr häufig auch ſetzt man das „ſollen" (devoir) für das „müſſen" (il faut). Wird man hier zu Lande z. B. von einer Magd durch die Straßen eines Dorfes oder einer Stadt gewieſen, ſo wird ſie bei jeder Ecke ſagen: „Jetzt ſollen wir hierhin," oder „jetzt ſollen wir rechts, jetzt ſollen wir links," ſtatt: „jetzt müſſen wir rechts oder links." Es finden hier noch manche im übrigen Deutſchland ungewöhnliche Gebräuche und Vertauſchungen ſolcher Hilfszeitwörter wie wollen, mögen, wünſchen ꝛc. ſtatt, auf die ich ſpäter zurückkommen werde.

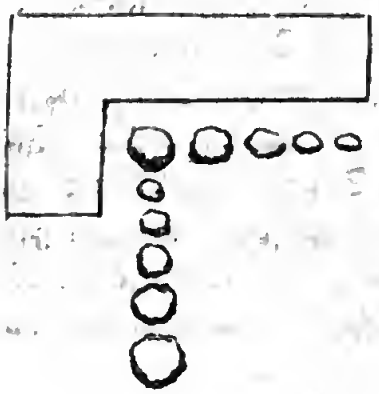
Der kleine Hafen dieſer Inſel war der kleinſte Miniaturhafen, den ich je geſehen habe, 40 Schritt lang und 40 Schritt breit. Doch iſt er eine Wohlthat, welche die Inſel einem ihrer energiſcheſten und thätigſten Einwohner verdankt. Es lagen darin einige kleine Miniaturſeeſchiffe, Auſternfahrzeuge, Schiffchen aus Norwegen mit Holz, aus Huſum mit Torf.

Die Dörfer der Inſel Sylt ſehen ähnlich aus, wie die von Föhr, nur haben ſie nicht ſo viele Bäume, wie dieſe. Die netten wohlerhaltenen, reinlichen, von rothen Ziegelſteinen erbauten Häuſer liegen in einem lockeren Verbande zuſammen. Ihre Gehöfte und etwaigen Gemüſegärtchen haben die Einwohner mit hohen Wällen gegen die

Gewalt des Westwindes eingefaßt. Statt der Bäume steht neben jedem Hause ein Flaggstab; nur einige haben Bäume zum Schmuck, die aber vom Westwinde übel zugerichtet worden sind.

Bei dem Hause, in welchem ich auf dieser Insel wohnte, sah ich eine merkwürdige Wirkung des Westwindes an den Bäumen. Das Haus bestand aus zwei Flügeln, die in einem rechten Winkel zusammengesetzt waren. Vor dem Hauptflügel war eine Reihe von fünf bis sechs Bäumen aufgepflanzt. Sie standen alle der Reihe nach von Westen nach Osten, so daß der eine den anderen gegen den Westwind deckte. Man kann hier keine Reihe von Bäumen gerade gegen Westen Front machen lassen, sie würden sonst alle einzeln verdorren. Der vorderste Baum nach Westen zu war ganz klein und krüppelig und hatte fast nur dürre, völlig blätterlose Zweige. Der zweite, der schon etwas Schutz von jenem empfing, war einige Fuß höher und hatte einige belaubte Aeste. Der dritte war wieder größer und besaß bedeutend mehr Laub, nur waren alle seine Spitzen noch ganz dürr. Der vierte zeigte kaum noch einige dürre Aeste, der fünfte und der sechste endlich waren völlig gesunde und vollständige, schön abgerundete Bäume. Die Reihe nahm sich ungefähr so aus:

Dieß iſt hier ein ſehr gewöhnliches Phänomen. Nun aber ſtand mit dieſer Baumreihe in rechtem Winkel eine Reihe von Sträuchern, die in entgegengeſetzter Richtung aufgetreppt war. Der kleinſte und krüppeligſte der Reihe befand ſich unter dem ſchönſten Baume der erſten Reihe, und der am meiſten entwickelte ſtand am entfernteſten vom Hauſe, wie die nebenſtehende Figur zeigt.



Ich konnte mir dieß Phänomen erſt nicht erklären, bis mein Wirth mich darauf aufmerkſam machte, daß der Weſtwind vom vortretenden Nebenflügel des Hauſes zurückgeworfen würde, und daß dieſer Stoß- oder Prallwind, unter dieſen Umſtänden in einem Winkel von 90 Graden zurückgeſtoßen, die Buſch- oder Sträucherreihe auf ſeine Weiſe zerſtört habe.

An jedem folgenden Strauche konnte man deutlich erkennen, wie viel mehr Schutz er vor dem Winde gehabt hatte, und die letzten waren vollkommen buſchig und groß, ſo wie der erſte vollkommen entblättert war, als wäre er von Raupen abgefreſſen.

Solche nordfrieſiſche Baumreihen können Einem ein recht ſymboliſches Bild davon geben, wie auch im Leben der Hintermann vom Vormanne gehalten wird, und Einer auf den Schultern des Anderen emporſteigt. Sie ſehen aus wie die verkörperte Geſchichte eines Ge-

ſchlechts, deſſen Urahnen bettelarm in's Land kamen, wogegen es dem Sohne ſchon beſſer ging, und der Enkel und Urenkel dicke, reiche und große Herren wurden.

Die Bäume haben in der That eine mühſelige Exiſtenz auf dieſen Inſeln. Im vorigen Jahre, erzählten mir meine Freunde, hätte bereits im Anfang Juli ein mehre Tage anhaltender Sturm alle Blätter auf der ganzen Inſel geſchwärzt und verſengt, und den ganzen Sommer und Herbſt hindurch hätten ſie dann völlig kahle, ſtruppige Bäume gehabt, wie anderswo nur im Winter.

Weiter nach Norden in Jütland hinauf wird den Bäumen das Leben noch ſauerer gemacht. Man findet ſie dort in den Gärten und vor den Häuſern nicht nur überall ſo aufgetreppt wie hier, ſondern auch noch viel ärger verkrüppelt.

In den hohen Heidegegenden der Weſtküſte Jütlands gedeiht kein einziger Baum, und kommt ein Samenkern zum Wurzeltreiben, ſo entſteht daraus ſtatt eines Baumes ein krüppeliges, ſtrunkiges Gewächs, das ſich kaum über die hohen Heidekräuter erhebt.

Ein Jüte machte mir eine Schilderung der Vegetation auf der jütiſchen Weſtküſte, die mich an das, was ich auf der ſüdruſſiſchen Steppe geſehen und von Sibirien geleſen hatte, erinnerte. Selbſt die Eichen werden dort nicht höher als die Diſteln. Die ganze jütiſche Weſtküſte, das mittlere Heideland, ſo wie endlich auch das berühmte Land Ti und Wenſyßel im Norden des Limfiord ſind völlig baumloſe und kahle

Gegenden, in denen der beſtändige Druck des Weſtwindes alle Vegetation niederhält.

Sogar auf der hügeligen Oſtküſte des Landes, wo es mehr Schutz giebt und wo ſich die einzigen Waldungen befinden, welche die cimbriſche Halbinſel hat, nehmen dieſelben nach Norden hin ſowohl an Zahl als an Größe immer mehr ab, und jenſeits des Limfiord hören ſie ganz auf. Endlich iſt dem ganzen Lande im äußerſten Norden die völlig wüſte Sandnaſe, die Skagener Halbinſel, aufgeſetzt, wo nicht einmal ein Grashalm mehr wächſt und wo ſeit Jahrtauſenden der Wind den Sand bald ſo, bald anders zuſammenwirft und herumwirbelt.

Die Natur ſcheint hier auf dem jütiſchen Sande und Meere zu erſterben, wie auf den ſibiriſchen Tundern. Und doch! — geht man noch weiter vom Norden Jütlands nach Norwegen hinüber, ſo lebt ſie auf einmal wieder auf, und es ſcheint, als ſei man von Spitzbergen mit einem Schritt nördlich wieder nach Mitteleuropa hinübergekommen.

Jütland iſt der Hauptſache nach eine große mit Heide bewachſene Sandbank und giebt den Weſtwinden alle mögliche Gewalt über ſich, während Norwegen mit ſeinen Bergen, Thälern und Schluchten ſeiner Vegetation vielfältigen Schutz gewährt.

Das Innere der ſylter Häuſer iſt eben ſo anſprechend, reinlich und wohnlich, wie man dieß in allen frieſiſchen Diſtricten bemerkt. Ueberall finden ſich blanke Möbel, ſtrahlendes Meſſinggeräthe und ſegelnde Schiffe als Schildereien

an den Wänden, und meiſtens über der Thüre ein engliſches oder holländiſches Perſpectiv in altmodiſchem ſchönen Lederfutteral.

Ein ſolches Perſpectiv gehört hier faſt eben ſo zu den gewöhnlichen Geräthſchaften eines Hauſes, wie zu denen eines Schiffes. Dieſe Küſtenleute haben immer etwas in der Ferne und namentlich auf dem Meere zu beobachten, und ſo wie ſich etwas am Rande des Horizontes zeigt, greifen ſie gleich, entweder aus bloßer Neugierde oder weil ſie vielleicht irgend ein reelles Intereſſe daran haben, zum Perſpectiv.

Aus der Ferne, von der See erwarten ſie ihr wöchentliches Fährſchiff, das ihnen Briefe, Botſchaften und Gäſte vom Feſtlande bringt, von der See erwarten ſie die Rückkehr der Ihrigen. Von der See kommt ihr Wetter, und durch ſie iſt der Beſtand ihrer Marſchen, Weiden und Heiden bedingt. Kurz alſo ein Perſpectiv, um damit beſtändig den Meereshorizont zu beſtreichen, iſt ihnen ein ſehr dringendes Bedürfniß.

Ich konnte dieſe Inſel Sylt und das Innere ihrer Dörfer und Wohnungen nicht ohne ein gewiſſes Gefühl von Ehrfurcht und Reſpect betreten, denn der Ruhm der ſylter Inſulaner kam mir ſchon zu Ohren, als ich kaum einen Fuß auf frieſiſchen Boden geſetzt hatte. „O Herr,“ hatte mir ein alter ernſter Frieſe vom Feſtlande geſagt, „die Sylter, das ſind die beßten Menſchen unter der Sonne, ehrlich wie Gold und zuverläſſig wie Eiſen. Sie halten noch an der alten Sitte der Väter und ſind weniger als andere

Menſchen von dem neuen Geiſte verdorben.“ Alle Stimmen, die ich vernahm, ſchienen mir hierüber einig und gaben den Syltern unter allen Frieſen die Palme. Was der Profeſſor Michelſon in ſeinem trefflichen Buche: „Nordfriesland im Mittelalter“ von den Frieſen im Allgemeinen ſagt, gilt von den Syltern vorzugsweiſe. „Die Seefahrt,“ heißt es darin, „macht den Körper gewandt und ſtark, den Sinn feſt, treu und geſetzt. Der Schiffer hat wider Sturm und Ungewitter kämpfen, hat oft Lebensgefahren ruhig in's Auge blicken müſſen, ihn verläßt die Faſſung und Entſchloſſenheit nicht leicht. Er ſah verſchiedenartige Menſchen und Länder, ſein Geſichtskreis wurde frei und weit, er iſt ſich ſeiner Kraft und Tüchtigkeit aus Erfahrung bewußt. Ein Volk, welches Marſchländer zu gewinnen und zu bebauen hat, kann ſich nie vernachläſſigen, denn ſchrecklich ſtraft die hereinbrechende Fluth die Verſäumniß. Ihm warf kein zufälliges Glück ſein bleibendes Beſitzthum in die Hand. Welche Wachſamkeit, endloſe Anſtrengung der Einzelnen wie der Gemeinden iſt nothwendig, um ſicher zu wohnen und ſeines Beſitzthums ſich zu erfreuen. Nur feſte Ordnung kann hier Schutz gewähren, ſtrenges Recht kommt in die Vereinigung und den Sinn der Menſchen. Liebe zu dem heimathlichen Boden, der ſo theuer erkauft wurde und noch täglich theuer erkauft wird, wurzelt ſich tief in die Gemüther ein. Keine erhabenen Berge, keine reizenden Thäler erfüllen die Seele mit wunderſam ſpielendem Bilderreichthum, aber der Anblick des ewig aufbrauſenden und ewig doch zum lichten Spiegel ſich be-

ruhigenden Meeres gab tiefe Sicherheit und gründliche Klarheit der Geiſter.“

Ich finde dieſe Darſtellung des frieſiſchen Charakters ganz ausgezeichnet und habe faſt überall in meinem Umgange mit den Frieſen empfunden, daß ſie ſehr treffend und wahr ſein müſſe. Auch kann ich bei dieſer Gelegenheit nicht unterlaſſen, auf das genannte Werk aufmerkſam zu machen. Es geſchieht ſo ſelten, daß die kleinen Länder und Provinzen und ihre Geſchichte von Meiſterhand geſchildert werden. Die ausgezeichneten Talente unſerer großen Geiſter und Hiſtoriker wenden ſich gewöhnlich den großen Ereigniſſen und Entwickelungen zu, der Geſchichte Europas, Roms, der Kaiſer und der Könige.

Sie ſchildern und zeichnen den in Europa oder in der ganzen Welt athmenden und waltenden Zeitgeiſt einer Periode. Sie ſchreiben das „siècle de Louis XIV,“ die „histoire du Consulat et de l'Empire,“ aber die Angelegenheiten der Provinzen, der Herzogthümer, der Freiſtädte, der Bauergemeinden, der kleinen Republiken und Inſeln ſind gewöhnlich in den Händen von ſehr unbedeutenden Talenten, obgleich es oft für die Wiſſenſchaft wichtiger wäre, daß hier ein Tacitus oder ein Thucydides einmal auf claſſiſche Weiſe die Geſchichte hinſtellte und die Quellen, aus denen ja die Ströme der großen Geſchichte zuſammenfließen ſollen, aufklärte und regulirte.

Wenige Städtchen und Landſchaften haben einen ſolchen aufräumenden Kritiker erzeugt, wie Osnabrück ſeinen

Möſer. Die meiſten beſitzen zwar eine Maſſe von Schriftſtellern, Hiſtorikern, Beſchreibern und Berichterſtattern, aber keiner unter ihnen hat ſich zur Claſſicität erhoben. Die meiſten ſchreiben nur eine Menge von Dingen zuſammen, durch die der Forſcher, welcher das Bild der Provinz erkennen und in dieſem Bilde den Geiſt der Zeit und ſeine Einwirkungen ſich deutlich reflectiren ſehen möchte, ſich mühſam hindurcharbeiten muß.

Erſt wenn jede Stadt, jede Provinz, jede Commune ihren claſſiſchen und zuverläſſigen Hiſtoriker gefunden hat, der die Geſchichte ſeines Erdwinkels nicht mit engherzigem Provinzialſinn, ſondern mit weitblickendem Weltgeiſte ſchreibt und dieſen kleinen Erdwinkel immer in ſeinem Zuſammenhange mit dem großen Weltorganismus zeigt, erſt dann werden auch die Welthiſtoriker im Stande ſein, eine wahrhaft erſprießliche Weltgeſchichte zu ſchreiben, die ahnen läßt, wie das, was in dem großen Weltſaale ſich regt und bewegt, in tauſend Echos in den Ländern wiederhallt und in tauſend Bildern ſich mannigfaltig abſchattirt.

Die Dünen.

So wie die Einwohner von Sylt für die trefflichſten der Menſchen gehalten werden, ſo ſind die ſylter Dünen die bedeutendſten in Friesland. Die alten heidniſchen Grabhügel, die Sagen und Erzählungen, die von dieſen Hügeln unter dem Volke umgehen, ſind hier zahlreicher als auf den übrigen Inſeln; kurz die Inſel Sylt wird, ſo wie ſie die längſte unter den frieſiſchen Inſeln iſt, ſo ziemlich auch für die intereſſanteſte angeſehen.

Von den Dünen hängt, ſo zu ſagen, die ganze Exiſtenz der Inſel ab, und wir machten daher gleich am nächſten Tage nach unſerer Ankunft eine Ausflucht in den Weſten derſelben, der ein 5 Meilen langes Dünengebirge darſtellt.

Ich habe immer gefunden, daß, wenn uns ein neues Verhältniß oder ein neues Phänomen in einem fremden Lande aufſtößt, wir anfangs, ſo lange wir noch wenig davon kennen, uns ziemlich gleichgiltig dagegen verhalten und ſogar wohl geneigt ſind, die Sache liegen zu laſſen oder geringſchätzig zu behandeln, bis wir

allmälig mehr davon kennen lernen und nun wohl gar eine Vorliebe, ja eine große Leidenſchaft dafür gewinnen. Es kommt Einem dabei oft ſo vor, als hätte man im Kopfe für jede Sache ein eigenes Verſtändniß und als müßte Einem dieß Verſtändniß für jede Sache beſonders eröffnet werden. Namentlich gehört bei den ſo unſcheinbaren und beim erſten Anblicke ſo wenig reizenden Dünen einige Zeit dazu, ehe das rechte Intereſſe für ſie in uns geweckt wird. Ich lernte auf meiner Reiſe in dieſe Gegenden wenigſtens ſo viel davon kennen, daß ich in Zukunft gewiß nicht wieder leichtſinnig und unaufmerkſam durch Dünen reiſen, vielmehr jedes Phänomen in ihnen genau beobachten werde.

Wohnte ich lange in den Dünen, ich glaube, ich könnte dahin kommen, ſie anderen Gebirgen vorzuziehen, d. h. ich meine die Betrachtung ihrer Bildung, Geſtaltung und Umwandlung, inſofern ſie ein Problem für den menſchlichen Verſtand ſind. Bei den Alpen und anderen Hochgebirgen ſind vulcaniſche und neptuniſche Kräfte vielfältig thätig geweſen und haben ihre Wirkungen durchkreuzt. Da giebt es eine große Mannichfaltigkeit von Stoffen aller Art, die durcheinander gemengt ſind, und es ſchwindelt Einem der Verſtand. Bei den Dünen hingegen findet ſich nichts als mehr oder weniger feiner Sand, wozu als ſchaffende und zerſtörende Gewalten bloß der dieſen Sand aufthürmende Wind und das ihn niederreißende und weiter ſchiebende Meer kommen. Dieß iſt ſehr einfach und leicht begreifbar, ſchreckt den Verſtand nicht ab und verwirrt nicht die Phantaſie, und doch

ſind die Wirkungen dieſer einfachen Principien ſo mannigfaltig, daß der Verſtand ſich immer wieder angeregt und gereizt fühlt, alle die mannichfaltigen wunderlichen und bunten Effecte ſo einfacher Kräfte en détail zu verfolgen.

Dazu kommt noch, daß das ganze Studium der Dünen eine ſehr praktiſche Seite hat, da gleich hinter ihnen die Marſchen und die Wieſen liegen, die durch ſie geſchützt werden ſollen und die um ſo beſſer geſchützt werden können, je genauer man die Geſetze der Bewegung des Sandes und der Geſtaltung und Zerſtörung der Dünen kennt.

Man hat den langen künſtlichen Seedeich, der ſich ſchützend um ganz Friesland herumzieht, nicht nur in neueren Büchern, ſondern auch in alten Chroniken „den goldenen Saum des Landes" genannt, weil er dem Volke unſchätzbar und mehr als Goldes werth ſei. Die Dünenreihen, die ſich auf den Außeninſeln als zweite Wehr um das Land ziehen, ſollten daher wenigſtens der Silberſaum genannt werden; denn ſie bergen nicht nur das ihnen, wie das Fleiſch den Rippen, zunächſt anliegende Land, die Inſeln, ſondern ſie ſchützen auch, ſowie die Rippen Lunge und Herz vertheidigen, das weiter einwärts liegende Land, die Binnenmarſchen, indem ſie gleichſam wie eine frieſiſche Avantgarde die Hauptmacht des Oceans brechen.

Man darf ſich daher nicht wundern, wenn man ſieht, wie die Leute hier mit ihren Dünen ſo zu ſagen umgehen, wie mit rohen Eiern. Wer ſo glücklich iſt, nur ein Bißchen Düne zu haben, der conſervirt ſie

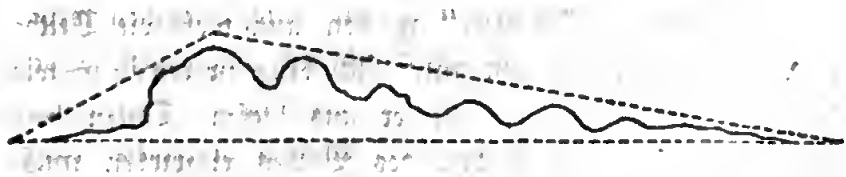
ſorgfältig und verwendet ſein Letztes auf ihre Befeſtigung und ihren Anbau. Die ſchöne, fette, reiche Landſchaft, die Halbinſel Eiderſtädt im Süden von Friesland, hat vorn auf der Spitze gegen das Meer hin nur eine kleine Dünenſtrecke von etwa 1 bis $1\frac{1}{2}$ Meilen Länge; aber die Leute ſprechen dort ſo viel von ihrem Dünenbeſatz, als wäre ihr Land mit Perlen beſetzt. Sie ſehen auf dieſe Dünen wie auf ihren wichtigſten Schutz gegen den Ocean. Sie haben ſie mit in ihr Deichſyſtem hineingezogen und ſie ſogar Jahre lang mit Soldaten beſetzt gehalten, um ſie vor muthwilliger Beſchädigung zu bewahren.

Man könnte alſo ſagen, daß der Menſch hier wirklich mit Truppen gegen den Ocean zu Felde ziehe und gegen ihn Krieg führe. Daß das ganze Land eigentlich immer mit dem Ocean im Kriege iſt, wird Einem auch durch die Redeweiſe der Leute ſtets gegenwärtig gehalten. Sie ſprechen häufig von „dem Feind," d. h. dem Weſtwinde und dem Ocean; der „Vertheidigung und Verſchanzung gegen dieſen Feind", d. h. dem Dünen- und Deichbau, der „Avantgarde," d. h. den vorliegenden, der „Arrieregarde," d. h. den hinterliegenden Inſeln; „Schanzer" werden auch wohl die Deichgräber und Arbeiter genannt. Ich bitte zu erwägen, wie bedeutend ein Zuſtand, wie er aus dieſen Daten hervorgeht, auf den Charakter des Volkes einwirken muß.

Wir fuhren quer über die Mitte der Inſel durch mehre Dörfer, deren äußerſtes, am Fuße der Dünen gelegen, „Weſterland" heißt.

Auf dem Wege dahin begrüßten wir den trefflichen Landvogt der Insel, den wir eben mit einer Criminalunterſuchung beſchäftigt fanden. Sie betraf einen kleinen Diebſtahl, den eine arme alte Frau verübt hatte. Er ſagte uns, ein ſolcher Fall ſei ihm ſeit langer Zeit nicht vorgekommen, und wir hätten ihn wohl hundert Mal beſuchen können, ohne ihn in einer ähnlichen, auf dieſer Inſel ſo ſeltenen Angelegenheit beſchäftigt zu finden.

Gleich hinter dem letzten Dorfe beginnen die Dünen und ihre Einwirkungen auf den Boden. Lange Streifen Sandes ziehen ſich einwärts in's Land; dieſe Streifen werden zu hohen Bänken und häufeln ſich. Schreitet man noch weiter vor, ſo ſteigt man allmälig auf höhere Spitzen hinan und gelangt endlich auf den äußerſten Rand der Dünen, von wo es ziemlich ſchroff zum Meeresſtrande hinabgeht. Die meiſten hohen Spitzen liegen dicht am Strande, ſo daß alſo die Sandmaſſe, welche die Dünen bildet, unter einem ſehr kleinen Winkel ſich gegen das Land hin abflacht, nach dem Meere zu aber unter einem ſehr großen Winkel abfällt, etwa ſo:



Der Strand ſelbſt iſt eine ganz ebene, ſchöne, weiße Sandfläche, auf welche die Brandung beſtändig mehr oder weniger hoch hinaufſchlägt. Weil die Wogen des

Meeres hier bei Weſtſtürmen ſehr groß ſind und außerordentlich weit ausholen, ſo iſt hier der Strand ungemein breit. Es iſt ein flacher Streifen von 150 bis 200 Schritt Breite, der ſich zwiſchen dem Fuße der Dünen und dem Rande des Meeres hinzieht.

Zur Zeit der Fluth und an einzelnen Stellen, wo das Ufer weit vorſpringt, iſt er natürlich etwas ſchmäler. Und wenn das Meer bei ſtarken Weſtſtürmen bis auf den Grund aufgeregt iſt, ſo wird er überall mit Schaum und Brandung bedeckt.

Die Wellen, ſo wild ſie heranſchlagen, ebenen ſich doch, ſobald ſie zerplatzt ſind, wieder aus, und indem ſie dem allgemeinen Streben des Waſſers, ein gleiches Niveau anzunehmen, folgen, fließen ſie ruhig und überall gleichmäßig vertheilt zurück. Die Maſſe von kleinen Sandkörnern, welche die Wogen theils vom Meeresgrunde mit heraufgeführt, theils vom Uferrande abgeriſſen haben, ordnen ſie demnach auf ihrem Rückzuge ganz gleichmäßig, und indem ſie ſie abſetzen, laſſen ſie jenen völlig ebenen, platten Strand zurück.

Dieſer Strand zeigt, wie das Meer auf das Feſtland operirt und welche Abſicht es mit ihm hat. Es will daſſelbe egaliſiren und, alle ſeine Theilchen wegſchwemmend, es zu einer glatten Sandbank ausgleichen. Der Strand ſelbſt iſt der Anfang derjenigen Sandbank, zu welcher das Meer ſpäter alles Land niederreißen will.

Mit dieſem Streben würde das Meer ſchneller zu Stande kommen, wenn es nicht ſeiner Zerſtörungswuth ſelber Schranken ſetzte und durch dieſelbe Kraft,

mit der es einreißt, ſich auch einen Damm aufwürfe. Die Gewalt der gegen das Land andringenden Wellen wird natürlich vom Strande allmälig gebrochen. Die Wellen kommen mit großen mächtigen Waſſermaſſen und mit niederſchmetternder Kraft heran; je weiter ſie aber fortſchreiten, deſto mehr verlieren ſie von dieſer Maſſe und Kraft, indem bei jedem Fortſchritte von der Widerſtandskraft des Feſtlandes ein Theil des Waſſers zurückgewieſen und in Ruheſtand verſetzt wird. Endlich werden die Wellen auf dieſe Weiſe ganz dünn abgeſchliffen, und die äußerſten Ränder derſelben nur noch durch Tröpfchen und Schaumblaſen gebildet. Da dieſe äußerſten Ränder nicht ſo viel Gewalt über das Land haben, wie die großen Maſſen weiter nach innen, ſo bildet ſich der Strand daher ganz ſo aus, wie die Böſchung eines Deiches, und er ſteigt allmälig unter einem kleinen Winkel zum Feſtlande an.

Bei dem heftigen Schwunge, in welchem ſich die gegen das Ufer anſtürmenden Wellen befinden, werden die Sandtheilchen und andere ſchwerere Theile noch weiter fortgeführt und höher hinauf geworfen als die Waſſertheile ſelbſt, nach demſelben allgemeinen Naturgeſetze, nach welchem die ſchweren Körperchen, wenn ſie mit leichteren fortgeſchleudert werden, weiter fliegen als dieſe.

Durch die Anhäufung dieſer entführten Theilchen entſteht am Rande des Meeres ein Damm von Steinen und Sand. Dieſen Damm, den das Meer zu bilden beginnt, erhöhen noch die Stürme.

So lange das Meer den Sand des Strandes beſpült und näßt, iſt es freilich dem Luftzuge nicht möglich, ihn zu heben. Wenn aber das Waſſer zuweilen Wochen oder Monate lang in ſeinen gewöhnlichen Gränzen blieb, dann trocknet der Sand am Meere aus und wird in dieſem Zuſtande ein Spiel der Winde. Dieſe treiben ihn auf der geneigten geebneten Fläche des langgedehnten Strandes in die Höhe und würden ihn ſo weit landeinwärts führen, als ſie ſelber gehen, wenn es hier am Uferrande nur eben ſo wenige Hinderniſſe und eine eben ſo platte Fläche gäbe wie am Strande. Da ſich aber gleich oben Gräſer und Sträucher und andere Unebenheiten finden, ſo prallen die kleinen entführten Körner daran zurück, häufen ſich darum an, und es iſt ſo der Anfang zur Bildung der Dünen gegeben.

Blieben anfangs nur kleine Sandhäufchen liegen, ſo groß, als ſie einen Gras- oder Schilfhalm umgeben mögen, ſo ſetzen doch dieſe kleinen Häufchen den nachfliegenden Sandkörnern verſtärkten Widerſtand entgegen, und es kommt ſo dahin, daß die ganze Maſſe des vom Sturme entführten Sandes nicht mehr gleichmäßig über das ganze Land hin vertheilt wird, ſondern überall ganz in der Nähe des Uferrandes liegen bleibt und ſo die Inſel mit einem Damm umſäumt.

Wenn alle die den Flug des Sandes hemmenden Hinderniſſe am ganzen Uferrande hin gleich groß, ſtark und hoch wären, ſo müßte, vorausgeſetzt, daß der Wind ganz gleichmäßig ſtark bliefe, dieſer Damm überall gleich hoch

ſein und ebenſo regelmäßig wie der von der Welle gebildete Strand anſteigen.

Allein erſtlich iſt der Sand am Strande nicht überall gleichmäßig ausgebreitet und kann ſtrichweiſe vom Winde leichter oder ſchwerer emporgehoben werden. Dann giebt es ſelbſt in den Luftſtrömungen, welche wir Winde nennen, einzelne ſtärkere Wirbel, heftigere Stöße und wiederum ſchwächere Züge, und daher wird ſtellenweiſe mehr oder weniger Sand hinaufgeführt. Endlich iſt das Ufer bald mit einem Strauche oder mit einem kleinen Erdhaufen verſehen, hinter dem ſich die Sandkörner beſſer niederſetzen, bald aber kahl, wo ſie dann leichter eine Zeit lang gerade fortlaufen. Die hinten und vorn in einem ſolchen Buſche ſich anlegenden Sandkörner bilden einen kleinen Haufen, der überall wie eine Pyramide glatt abfällt.

Auf dieſe Sandpyramide laufen nun wiederum andere vom Winde fortgetriebene Körner hinauf und bleiben hinter derſelben, wo ſie in Schutz vor dem Winde zur Ruhe kommen und hinabfallen, liegen und vergrößern ſo beſtändig ihre Breite und Höhe.

Man muß dabei die Art und Weiſe, wie der Wind die Sandkörner treibt, vor Augen haben. Die meiſten jagt er ganz dicht über den Boden weg, ſehr wenige ſchleudert er hoch in die Lüfte, und nur Wirbelwinde und heftige Stöße führen ganze Maſſen Sand in die Höhe.

Aus dieſem verſchiedenartigen Zuſammenführen des Sandes erklärt es ſich nun, daß die Dünen nicht ein

einförmiger Wall von gleicher Höhe, sondern ein Gebirge mit Spitzen und Vertiefungen geworden sind. So wie kleine Höhen und Berge sich bildeten, mußte natürlich in den Thälern und Vertiefungen die Stärke des Windes durch Zusammenpressung der Luft noch vermehrt werden, und es war also um so weniger Aussicht da, daß diese Vertiefungen jemals ausgefüllt werden würden.

Der Sand, der in diesen Vertiefungen fortgeführt wurde, drang nun etwas weiter in's Land hinein, blieb aber hier auf dieselbe Weise hinter großen und kleinen Hindernissen liegen, wie der erste Hügel, und so bildete sich eine zweite Hügelreihe hinter der ersten.

Da zwischen den Vertiefungen dieser zweiten Reihe ebenfalls der Wind heftig und sandentführend hindurchbrauste, so konnte sich noch eine dritte Hügelreihe hintenansetzen. So kam es, daß die Dünen nicht eine einfache Hügelreihe blieben, sondern doppelte, dreifache und vierfache Reihen vorstellten, und es erklärt sich zugleich daraus, wie in diesen Gebirgen sowohl Längen-, als Querthäler entstehen mußten.

Doch ist es natürlich, daß diese Reihen nicht überall so geordnet neben einander stehen, wie die Reihen einer Compagnie Soldaten. Es geht aus dem, was ich sagte, hervor, daß gleich in der ersten Reihe eine Düne größer sein konnte als die andere, sowie daß weitere und engere Einschnitte vorkamen und mithin in diesen Einschnitten auch eine größere oder geringere Masse Sand fortgeführt wurde.

Stellenweise bildete sich daher in der zweiten Reihe eine kleinere und wieder eine größere Düne. Da das Hinderniß, an dem die Düne sich aufthürmte, oft näher, oft entfernter gefunden wurde, so bildeten sich die Reihen auch deßwegen unregelmäßig aus, und es kamen viele kleine und große Dünen in einem mehr oder weniger breiten Hügelgürtel neben einander zu stehen.

Hier ist dieser Gürtel meistens zwischen 400 bis 600 Schritt breit, zuweilen aber hat man eine Viertelstunde und noch länger im Sande zu waten, um ihn in der Quere zu durchschneiden. Ja in Holland ist der Dünengürtel zuweilen über eine Stunde breit.

Durch diese Darstellung ist auch erwiesen, warum in der Regel — es ist dieß nicht immer der Fall — in der Nähe des Meeres die höchsten Dünen sich finden, und warum diese nach dem Lande zu meistens niedriger werden. Das Meer ist die Quelle des Sandes, die Wellen bringen ihn herbei, und der Wind trägt ihn fort. Das Meiste häuft er daher in der Nähe des Meeresufers auf, und in das Innere des Landes hat er immer weniger zu entführen.

So wie das Wasser, wenn es zur Ruhe gelangt, das Streben hat, sich überall ins Gleichgewicht zu setzen, so haben die Sandkörner, die der Wind fallen läßt, von Natur das Streben, zu Pyramiden zusammenzufallen. Jedes Körnchen fällt so lange hinab, bis es ein anderes bereits gehörig gestütztes Körnchen findet, auf das es sich seiner Seits stützen und festsetzen kann, und hieraus baut sich dann eine Pyramide auf.

Wenn nun immer ein und derselbe Wind aus einer und derselben Himmelsgegend herrschte, so müßten diese Pyramiden allmälig zu länglichen und prismatischen Rücken werden. Da sie aber im Laufe des Jahres von Winden aus allen Richtungen umgangen und bearbeitet werden, so conservirt sich die Pyramidenform, die man auch bei einigen Dünen sehr regelmäßig gebildet sieht.

Hätten die Winde und Wellen weiter nichts zu thun, als beständig Sandkörnchen an Grashalmen und Büschen aufzuhäufen, so würden wir in den Dünen weiter nichts als lauter hohe und niedrige, mehr oder weniger regelmäßig gereihte Pyramiden haben, zwischen denen wir, wie zwischen einer Menge von Zuckerhüten, herumgehen könnten.

Allein dazu kommen erstlich die heftigen Regengüsse, welche die Dünen beständig bearbeiten, den Sand wegführen und die Pyramidenform zerstören. Alsdann erhebt sich das Meer zuweilen zu ungewöhnlicher Höhe, benagt den Fuß der Dünen, ergießt sich auch wohl über ihren Gipfel hinweg und läßt sie so wieder zusammenstürzen.

Da, wo das Meer den Fuß einer Düne benagt, fällt diese, je nachdem der Sand mehr oder weniger feucht oder trocken ist, mehr oder weniger schroff ab. Da, wo die Wogen über den Rücken des Dammes hinübersteigen, bilden sich unregelmäßige Einrisse und Einschnitte.

Ja auch der Wind zerstört sein eigenes Werk.

Es kommen Wirbelwinde, die eine Düne anbohren und große oder kleine Löcher in ſie reißen, indem ſie den Sand entführen.

Wie ganz unbedeutende Anfänge, Sträucher und Grashalme, dazu hinreichten, eine Düne zu bilden, ſo reichen auch eben ſolche unbedeutende Anfänge, Kaninchenhöhlen oder ſonſtige kleine Löcher, dazu hin, eine Düne wieder zu zerſtören. Der Wind ſetzt ſich in ſolchen Löchern feſt, bohrt ſie aus, erweitert ſie zu großen Schlünden und läßt das Ganze endlich zuſammenſtürzen.

Daher kommt es denn, daß man in den Dünengebirgen faſt eben ſo viele und mannichfaltige Formen und Geſtaltungen des Terrains findet, wie in den Gebirgen von anderem Urſprunge, ſchroffe Sandwände, Sandhöhlen, Ebenen, Pyramiden, leichtgewölbte Höhen, ſpitzige Gipfel ꝛc.

Da, wo der Wind durch eine weite Oeffnung in einem mächtigen Luftſtrome hineinbrauſte und den Sand in allen Richtungen auseinander ſtäubte, findet man nicht ſelten einen großen mit Sandhügeln umgebenen Keſſel. Da, wo ſeiner Richtung eine Reihe von Sträuchern und Gräſern, oder etwa ein kleiner Landrücken quer entgegentrat, hat er den Sand zu einem langen gleich hohen Damm aufgeworfen. Da, wo die Baſis des Bodens gleich von Anfang herein uneben war, oder wo viele kleine Windſtröme ſich begegneten und kreuzten, findet man dieſe Dämme ſehr zerriſſen und in eine Menge unregelmäßiger kleiner Haufen aufgeworfen.

Auf den erſten Blick ſcheint es, als müſſe der Wind im Stande ſein, die Dünen zu einer außerordentlichen Höhe aufzuthürmen. Das Sandkörnchen, das er bereits hundert Fuß hoch führte, indem er es von Stufe zu Stufe, d. h. von einem bereits befeſtigten Sandkorne zum anderen, hinauftrieb, kann er in dieſer Höhe wieder eben ſo leicht faſſen, wie unten am Strande, und indem er nun ſolcher Sandkörnchen im Laufe der Jahrhunderte immer mehre herbeibringt, könnte er am Ende Sandberge von mehren Tauſend Fuß Höhe bilden, und es ſchiene demnach dem Wachsthum dieſer Berge nur erſt in jenen ruhigen Regionen unſerer Atmoſphäre, wo keine Stürme mehr walten, eine Gränze geſteckt zu ſein.

In der Wirklichkeit aber zeigt ſich, daß die Dünen nirgends auf Erden eine ſolche außerordentliche Höhe erreichen. Die höchſte hier auf Sylt erhob ſich zu 100 bis 120 Fuß. In Jütland giebt es Dünen von 200 Fuß Höhe, und in anderen Ländern, namentlich an den Küſten des ſüdlichen Frankreichs, ſollen ſie zu 300 Fuß emporſteigen.

Es fragt ſich, woraus ſich dieſe Erſcheinung erklärt. Daß der Sturm in einer Höhe von 120 Fuß ſchon ſo bedeutend an Stärke abnähme, daß er keine Sandkörner mehr emporheben könnte, iſt nicht denkbar. Daß die Quantität Sand am Meere zur Bildung höherer Maſſen nicht ausreiche, iſt eben ſo wenig denkbar, denn dieſe Quantität iſt unerſchöpflich.

Es bleibt nichts Anderes übrig, als anzunehmen,

daß, da die sandhäufende und dünenbildende Kraft unbegränzt ist, auch die dünenzerstörenden Kräfte, die im Winde und im Meere liegen, gewisse Perioden der Wiederkehr haben, welche ihnen eine höhere Entwickelung durchaus nicht gestatten.

Beim Meere läßt sich dieß zum Theil nachweisen. Das Meer greift hier immer mehr um sich, rückt den Dünen nach, benagt den Fuß derselben und läßt sie zusammenstürzen, noch ehe sie eine große Höhe erreichen konnten. Der Wind nimmt die Trümmer und den Sand dieser zerstörten Dünen wieder auf, führt ihn weiter landeinwärts und baut daraus neue Dünen von 10, 20, 50 und endlich von 100 Fuß Höhe. So wie er sie aber vielleicht im Laufe einiger Jahrhunderte zu dieser Höhe gebracht hat, so ist das Meer auch wieder so weit nachgerückt und zerstört die neue Bildung.

Da, wo das Meer nicht so gewaltig nachrückt und nicht so schnell die Küsten wegnagt, als hier, z. B. im südlichen Frankreich, würden sich höhere Dünen bilden können, weil sie vom Meere länger in Ruhe gelassen werden.

Vielleicht aber giebt es auch ein gewisses Gesetz der periodischen Wiederkehr solcher Windstöße und Wirbelwinde, welche die Dünen angreifen und zerstören können.

Diese Windstöße und Wirbelwinde mögen sich in verschiedenen Gegenden der Erde in verschiedenen großen und kleinen Perioden wiederholen. Da, wo sie häufig eintreffen, werden sie den Dünen ein nicht so

hohes Wachsthum erlauben. Hier in Friesland sind sie nun gerade so vertheilt, daß sie eine Düne dann, wenn sie bis zu etwa 100 Fuß Höhe angewachsen ist, gewöhnlich schon so oft getroffen haben, daß sie bereits völlig unterminirt wurde und entweder zusammenstürzt oder wenigstens sich nicht höher heben kann.

Vielleicht ist indeß noch ein anderer Umstand in Bezug auf die größere oder geringere Höhe der Dünen wichtig. Man hat nämlich die Bemerkung gemacht, daß die Dünenkegel selbst im heißesten Sommer bis dicht unter ihre Oberfläche, ja, bis an ihre äußersten Spitzen hinauf, voll Wasser sind. Man braucht mit der Hand nur wenige Zoll tief in den Dünen zu graben, um sofort auf feuchten Sand zu stoßen. Man schreibt dieß der Capillaranziehungskraft der Sandkörner zu. Die Grundwässer steigen theils von unten in die Dünen, wie in einem Zuckerhute, von Sandkorn zu Sandkorn hinauf, theils dringen die atmosphärischen Wässer von oben ein und fallen, von der Adhäsionskraft der Körner gehalten, nicht tief in die Düne hinab.

Dieser Umstand trägt nun natürlich viel zur Befestigung der Dünen bei. Wären dieselben lauter lockere, trockene, lose Sandkegel, so würden die Winde ein gar zu leichtes Spiel mit ihnen haben. So aber können diese nur die obere eben ausgetrocknete Sandschicht in Bewegung setzen.

Es ist möglich, daß der Sand an verschiedenen Küsten nach seiner Beschaffenheit eine geringere oder stärkere Capillaranziehungskraft besitzt, daß er daher

die Gewässer in den verschiedenen Dünenkegeln oft mehr oder minder hoch aufsteigen läßt und auf diese Weise der Zerstörung der Dünen ein größeres oder geringeres Hinderniß entgegensetzt. Vielleicht, sage ich, erklärt sich auch hieraus die verschiedene Höhe der Dünen an den verschiedenen Küsten.

So viel über die äußere Form und Gestalt wie über die Höhe der Dünen. Indeß haben die Sandberge auch eben so wie die Berge der Alpen ihre eigene innere regelmäßige Structur, die um so interessanter ist, je weniger man sie hier bei so wild durcheinander geworfenem Sande zu vermuthen geneigt ist. Alle Dünen sind geschichtet, und man hat zuweilen Gelegenheit, diese Schichtung an Stellen, wo die eine Sandwand plötzlich abfiel und auseinander brach, zu beobachten.

Wären die Sandkörner, aus denen die Dünen bestehen, alle gleich groß und würden dieselben durch eine stetige gleichförmige Windkraft zusammengeführt, so würde wohl schwerlich eine Schichtung entstehen. Die Aufschichtung der Körnchen würde ein Mal wie das andere erfolgen und hierdurch ein völlig gleichmäßig durchgebildeter Sandkegel entstehen.

Dieß ist indeß nicht der Fall. Die Sandkörner sind außerordentlich ungleich, und man findet bei genauerer Untersuchung einige, die mehre Hundert Mal größer sind als die anderen und im Verhältniß zu diesen also als wahre Felsblöcke erscheinen.

Ferner wehen die Winde nicht gleichmäßig, son-

dern in Absätzen, bald mit großer, bald mit geringer Stärke; bald auch tritt völlige Windstille ein.

Schon die austrocknende Kraft der Sonne und Luft wirkt auf die feineren Sandkörner anders als auf die gröberen. Diese werden leichter ausgetrocknet als jene, die daher länger gebunden bleiben und nicht so leicht vom Winde bewegt werden können.

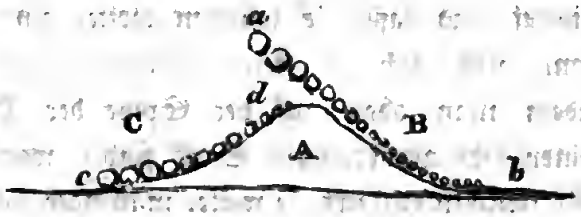
Im Ganzen möchte der Laie auf den ersten Blick geneigt sein, zu glauben, daß die unteren Schichten der Dünen aus gröberem Material und die oberen aus feineren Körnchen bestehen müßten.

Die Sache verhält sich indeß zum Theil gerade umgekehrt. Der Wind führt die gröberen Körner weiter und höher hinauf und läßt die feineren weiter unten liegen. Man kann dieß auch an vielen Stellen deutlich bemerken, indem man oben auf der Spitze der Dünen zuweilen einen sehr grobkörnigen Sand findet, wogegen man einen desto feineren entdeckt, je weiter man nach unten steigt.

Es erklärt sich dieß sehr leicht daraus, daß die groben Körner, wenn sie einmal in Schwung gesetzt sind, nicht so leicht zur Ruhe kommen, wie die feinen. Der Wind streut die Sandkörner nach demselben Gesetze aus, wie der Landmann seine mit leichter Spreu und schweren Steinchen gemischten Roggenkörner.

Indeß kann man aus diesem Umstande noch nicht sogleich folgern, daß die Düne oben durchweg gröbere Sandschichten habe als unten. Vielmehr scheint es mir, daß an den verschiedenen Seiten der Dünen das Entgegengesetzte eintreten müsse. Dieses neue Material wird näm-

lich den Dünen von zwei verſchiedenen Seiten und auf verſchiedene Weiſe zugeführt, erſtlich von vorn, wo der Wind den Sand heranführt, und dann von hinten, wo der vom Winde über die Gipfel weggeſchleuderte Sand herabfällt. Bei dieſem Herabfallen der Körner in der ruhigen Atmoſphäre hinter den Dünen werden ebenfalls die ſchwerſten und größten Sandkörner am weiteſten fallen und am tiefſten hinabrollen, und je feiner ſie ſind, deſto früher und höher werden ſie liegen bleiben, und es wird alſo auf der hinteren Seite der Düne, demſelben Geſetze zufolge, eine gegen die vordere umgekehrte Schichtung der Sandkörner ſtattfinden. Die feinſten werden oben, die gröbſten unten liegen.



A ſei eine kleine Erhöhung, an welcher ſich eine Düne bildet, bei B ſei die Vorderſeite dieſer Erhöhung, von woher die Wellen und der Wind die Sandkörner herzuführen. Dieſelben werden ihrer Größe nach ſo geordnet ſein, wie die Punctreihe ab es zeigt. Bei C ſei die innere ruhige Seite der Düne, wo die Körner hinabfallen. Sie werden ſo geordnet erſcheinen, wie die Punctreihe cd es darſtellt.

Demnach würde der Querſchnitt einer Düne, wenn ſie fertig wäre, ungefähr folgende Schichtung der Sandkörner zeigen: auf der Vorderſeite oben gröbere, unten

feinere Körner, auf der Hinterseite umgekehrt oben feinere, unten gröbere Körner.

Der Wind läßt indeß dem Sande vorn wenig Ruhe und treibt ihn immer weiter, und die Hauptmassen setzen sich immer hinten an. Vorn wird die Düne beständig zerstört und hinten beständig vermehrt, weßhalb die Art und Weise der hinteren Schichtung bei jeder Düne prävaliren muß. Da in der Regel nur die gröberen Körner über die Dünengipfel hinweggeschleudert werden, so sind auch selbst die feinsten unter diesen gröberen (bei a) doch noch viel gröber als die feinsten auf der Vorderseite (bei b), und es geht daraus hervor, daß die Dünen im Allgemeinen auf der Hinterseite gröberen Sand enthalten als auf der Vorderseite.

Arbeitete der Wind immer regelmäßig aus einer und derselben Richtung an den Dünen fort, so ließe sich ihre Schichtung und innere Structur aus dem Angegebenen einigermaßen vollständig begreifen. Allein die Winde ändern sich zuweilen; es tritt oft ein Ostwind ein, der die Sandkörner anders schichtet, als es der herrschende Westwind that. Ein solcher Ostwind rollt die größeren Steinchen, die der Westwind fallen ließ, wieder in die Höhe. Fängt nun der herrschende Westwind von Neuem zu wehen an und bedeckt er diese größeren Steinchen wieder mit feinerem Sande, so entsteht dadurch in der Düne eine Ader gröberen Sandes an einer Stelle, wo man diesen gar nicht vermuthen sollte.

Die Dünen haben daher Gänge, wie die durch vulcaniſche Gewalten gebildeten Gebirge. Könnte man nun einmal den ganzen Bau einer hohen alten Düne genau ſtudiren und ihn in der ganzen Richtungsweiſe ſeiner Sandkörner und mit allen feinen Adern und Gängen größerer und feinerer Sandkörner deutlich auf's Papier bringen, ſo müßte man in dieſen Sandblättern eben ſo deutlich die Geſchichte der Winde einiger Jahrhunderte leſen können, wie in den mehr oder weniger dicken Holzringen eines Eichbaumes die Geſchichte der guten und ſchlechten Jahre.

Allein die Natur hat zwar überall die Geſchichte ihrer Revolutionen deutlich verzeichnet, dieſe Aufzeichnungen aber wiederum mit ſo vielem Schutt und Dunkel umhüllt, daß, wenn wir keine Gnomen ſind, wir ſie nicht leſen können. Wir haben nicht die feinen Hände und Augen dazu, um in dieſen Sandkörnern zu ſtudiren. So wie wir einen Spatenſtich darin machen, fällt die künſtliche Structur zuſammen.

Es geht uns mit dieſen Dünen wie mit vermoderten Leichnamen; indem wir ſie anfaſſen, um ihnen in's Antlitz zu ſchauen, zerfallen ſie in Staub.

Ich habe hier nicht die Abſicht, die Lehre von den Dünen und ihrer Geſtaltungsweiſe ganz gründlich zu behandeln, ich will nur diejenigen Gedanken und Hypotheſen niederſchreiben, die ſie in mir aufregten, und indem ich an dieſe wilden dürren Sandberge klopfte und verſuchte, welche Quellen der Erkenntniß aus ihnen hervorſprudeln möchten, wünſchte ich nur die-

jenigen Leſer auf ſie aufmerkſam zu machen, welche gleichgiltig oder wohl gar mit Abſcheu dieſe wilden Geſtaltungen des Meeres und der Stürme zu betrachten pflegen.

Die Dünen ſind Producte, die aus der Zerſtörung und Zertrümmerung des Meeresufers durch die Wogen und Stürme hervorgegangen ſind. Dieſe Zerſtörung ſetzt ſich noch immer fort, das Meer nagt beſtändig an dem Küſtenrande. Da es ihn jedoch mit Dünen belaſtete, ſo geſchieht die Umwandlung etwas langſamer, als ſie geſchehen würde, wenn gar keine Dünen da wären.

Die Wogen und Meeresſtrömungen ſpülen beſtändig von den Sand- und Thonſchichten, aus denen das Land urſprünglich gebildet iſt, Theilchen ab. Die feinen Thonſtückchen zerſchmelzen im Waſſer und werden von den Wellen, die ſich mit ihnen ſchwängern, weit fortgeführt oder in den ruhigen Binnengewäſſern der Marſchen als neues Feſtland abgelagert.

Die ſchwereren Körner der in's Meer zurückfallenden Dünen hingegen bleiben am Ufer, der Wind und die Wellen heben ſie von Neuem in die Höhe und ſetzen ſie auf dem rückſchreitenden Ufer auf.

Es ſind indeß nicht ſowohl die bloß gegen das Ufer aufſchäumenden, brandenden Wogen, welche das Zerſtören des Fußes der Dünen und deren Zuſammenſtürzen verurſachen, als vielmehr die Strömungen, die ſich im Meere befinden. Solcher Strömungen giebt es erſtlich in Folge des Windes. Der Oſtwind veranlaßt

zum Beiſpiel an dieſen Küſten dadurch eine Strömung, daß er die Gewäſſer auf der Oberfläche weit in die See hinaustreibt. Die von ihm weſtwärts zuſammengetriebenen Gewäſſer drücken auf die Gewäſſer unter ihnen, und dieſe unteren Gewäſſer werden daher, in umgekehrter Richtung mit den oberen vom Winde getrieben, nach Weſten gedrängt. Es entſteht alſo auf dieſe Weiſe durch den Oſtwind eine aus Weſten gerichtete Strömung der unteren Gewäſſer. Der Weſtwind läßt umgekehrt die oberen Gewäſſer nach Oſten hin gegen das Ufer fließen, und am Ende erregt ſo auf dem Meere jeder Wind, der eine Anhäufung der Gewäſſer verurſacht, in Folge der nach Ausgleichung ſtrebenden Waſſertheilchen auch mehre Strömungen.

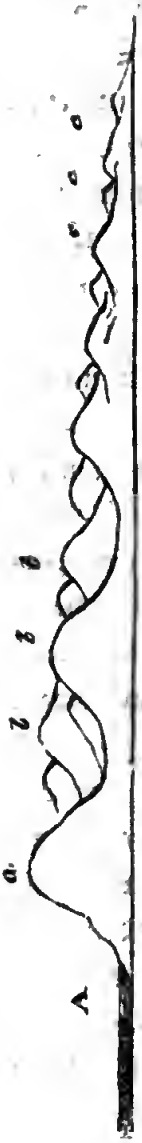
Die Ebbe und Fluth wird von den Küſten zurückgetrieben und veranlaßt eben ſolche Strömungen, und endlich giebt es noch aus anderen Urſachen Strömungen im Meere.

Alle dieſe Strömungen mögen urſprünglich auf die Küſten gerichtet ſein, wie ſie wollen, unter einem ſchiefen, ſtumpfen, ſpitzen oder rechten Winkel, in der Nähe der Küſten werden ſie, von dem Lande zurückgewieſen, meiſtens längs der Küſte hin fließen, entweder von Norden nach Süden oder von Süden nach Norden.

Dieſe ſtrömenden Bewegungen des Meeres nun, ſage ich, ſind angreifender für die Dünen als die ſchaukelnden der Brandung und der Wellen. Denn dieſe reißen bloß Löcher, die ſie ſelber durch die nachfolgenden

Wellen wieder ausfüllen, jene Strömungen aber ſchneiden ein und ſägen und führen das Material zu anderen Stellen hin.

Auf dieſem Umſtande beruht die Erſcheinung, daß die Dünen beſtändig landeinwärts wandernde Gebirgsreihen ſind. Das Meer und die Stürme rollen gleichſam das Land fortwährend am Ufer auf, ſcheiden die feinen ſchwimmenden Theilchen von den ſchwereren, entführen jene und werfen dieſe ans Ufer zurück.



Wären die Dünen eine einfache Hügelreihe, ſo würde das, was vorn abſtürzt, bei jedem Hügel hinten wieder zugefügt. Da ſie aber ſchon breite Hügelmaſſen ſind, ſo geſchieht dieſe neue Aufwerfung des am Strande Abgeſtürzten hinter der ganzen Maſſe auf ihren inneren Gränzen.

Es ſei die nebenſtehende Zeichnung der Binnendurchſchnitt einer Dünenreihe. Bei *A* befinde ſich der Meeresſtrand, und die Düne *a* ſei vom Meere benagt und halb zerſtört. Der von ihr abgefallene Sand wird vom Weſtwinde aufgenommen und landeinwärts getrieben. Auf den Dünen *b b b* findet dieſer Sand keinen Platz mehr, weil ſie ſchon die gehörige und unter den obwaltenden Umſtänden möglich größte Höhe haben. Der Sand wird daher durch die Schluchten und Thäler der Dünen weiter wandern und ſich hinten an den neuerwachſenden Dünen *c c c* anſetzen.

Demzufolge kann man annehmen, daß die dem Meere zunächſt liegenden Dünen die älteſten ſind und die vom Meere entfernteren ein immer jüngeres Alter haben.

Man kann demnach das ganze landeinwärts ſich wälzende Dünengebirge als eine Maſſe von Sandkörnern anſehen, die im Laufe der Jahrhunderte in einer beſtändig circulirenden Bewegung erhalten werden. Sie werden vorn weggeriſſen, vom Winde aufgenommen, nach hinten geführt, liegen dort einige Jahrhunderte ruhig auf einem Flecke, bis die ganze Maſſe der übrigen über ſie wegſchreitet und die Meeresbrandung wieder zu ihnen gelangt, ſie abermals aufreißt und dem Winde übergiebt, der ſie wiederum in die hinteren Reihen führt. Dieß ſieht beinahe der Hunnenſchlacht von Kaulbach ähnlich, denn es iſt ein ſtetes Kämpfen, ein ſtetes Tödten, ein beſtändiges Erwecken zu neuer Thätigkeit, eine Zerſtörung und Circulirung der Maſſen und Kräfte, wie in der ganzen Natur. Man ſieht in dieſen Dünenereigniſſen die Vorgänge in der ganzen Welt abgeſpiegelt. Die Dünen ſind ein wahrer Mikrokosmus.

Es wäre wohl intereſſant und lehrreich genug, wenn wir etwas Genaues über das Alter der einzelnen Sandhügel wüßten, wenn wir ſagen könnten, wann ſie zuerſt gebildet wurden und wann ſie verſchwanden.

Es giebt einzelne Sandmaſſen, die ſich erſt ſeit Menſchengedenken aufgeworfen haben; man findet aber auch andere, die in ihrer jetzigen Geſtalt und Größe länger, als die Menſchen gedenken können, daliegen.

Es giebt einzelne große Dünen, die ſeit Jahrhunderten einen feſten Namen behalten haben und die dieſen Namen ſchon in alten Büchern und Chroniken führen. Solche Dünen ſind z. B. auf der Inſel Sylt die Dünen Buder, die Bettelbüne, die Todten-Manns-Düne und mehre andere ſolche Dünen, die über 100 Fuß Höhe und zuweilen einen Umfang von mehren Tauſend Schritten haben.

So giebt es nicht nur einzelne Dünenſpitzen, ſondern auch ganze Dünenreihen, Dünenthäler, Dünenkeſſel, Dünenſeeen, Dünenſümpfe, die ſeit langer Zeit dieſelben Namen und dieſelbe Phyſiognomie haben, ſo z. B. die Thäler: Dikjen-däl, Kressen-Jacobs-däl, Wardin-däl, Jons-Lung-däl.

Ich ſage: ſeit langer Zeit. Seit wie langer Zeit aber, kann Niemand zu beſtimmen wagen, da es Niemand der Mühe werth gefunden hat, uns genaue Pläne der Dünen zu zeichnen. Hätten wir aus jedem Jahrhunderte eine vollſtändige Zeichnung der Dünenreihen und ihrer Verzweigungen, Thäler und Schluchten, nebſt genauer Angabe der Namen derſelben, ſo könnten wir eine deutliche Vorſtellung davon erlangen, nach welchen Geſetzen und in welchen Zeiträumen ſich dieſe Sandmaſſen fortwälzen.

Ich habe einige kurze Andeutungen über die Namen der verſchiedenen Theile des Dünengebirges, von einem Sylter verfaßt, geleſen. Daraus ſchien hervorzugehen, daß die meiſten dieſer Namen nicht über 150 bis 200 Jahre alt ſind.

An einigen Stellen werden die Dünen mehr angegriffen als an anderen. Es kann nämlich sein, daß sie sich an einer Stelle durch eine günstige Pflanzendecke schützten, oder daß eine vorliegende Sandbank oder eine sonstige Ufergestaltung ihnen hinreichenden Schutz gab. Daher wälzen sie sich auch an einigen Orten viel schneller vor als an anderen, und während sie an einer Stelle in beständiger Aufwühlung und Wanderung begriffen sind, liegen an einer anderen die grauen, bemoosten, Jahrhunderte alten Dünenhäupter unangetastet.

Doch wechseln auch diese Angriffe, und zuweilen, wenn es dem Winde gelang, sie einmal anzubohren, werden plötzlich auch solche alte, lange ruhig gebliebene Häupter aufgeregt und in Bewegung gesetzt, während andere, bisher oft angegriffene Stellen zuweilen, wieder in Folge von Veränderungen in der Bewegung des Wassers oder der Winde, die wir nicht berechnen können, eine Zeit lang Ruhe erlangen.

Man könnte solche Dünenhäupter, die eine Zeit lang unter einer sie überziehenden Pflanzendecke ruhten und dann auf einmal zu stäuben und Sand von sich zu geben anfangen, mit den Vulcanen vergleichen, die Jahrhunderte lang still sind und dann plötzlich wieder zu rauchen und zu sprühen beginnen.

Das Umsichgreifen des Meeres und das Fortschreiten der Dünen nach dem Inneren des Landes zu bringt nun den Menschen und seine Werke in Collision mit diesem merkwürdigen Naturphänomen.

Die Dünen selbst, als meistens kahle Sandberge,

gewähren dem Menschen wenig Nutzen, hinter ihnen aber liegt fast überall ein schönes fruchtbares Land, das er in Besitz genommen hat, und das durch jenes Fortschreiten gefährdet wird.

Die beweglichen Sandhügel wälzen sich über seine Aecker, Dörfer und Kirchen hin und machen sie unbrauch- und unbewohnbar. Das Meer dringt hinter den Dünen drein und reißt am Ende das ganze Land in's Wasser hinab. Der Mensch hat daher natürlich auf Mittel gesonnen, die Einwirkungen der Dünen und des Meeres zu bekämpfen, und es ist daraus der künstliche Dünenbau hervorgegangen.

Den Dünenbau scheint man durchweg später angefangen zu haben als den Deichbau, vielleicht weil die Dünen erst in neuerer Zeit in so traurigen Zustand gerathen sind. Am frühesten hat man natürlich in Holland daran gedacht. Erst im Anfange des 18ten Jahrhunderts erkannte man an der ostfriesischen Küste, daß die Kette der vorliegenden Inseln einen natürlichen Damm der Marsch bilde, und daß das ganze Land bei ihrer Conservirung interessirt sei. Damals fing man zuerst an, energische Maßregeln für den Dünenbau zu nehmen. Man ließ sogenannte „Dünenmeier" oder „sandverständige" Personen, die in Holland den Dünenbau leiten, aus diesem Lande kommen. Hier in Nordfriesland kam die Sache noch später in Schwung.

Wenn das Meer die Dünen überall gleichmäßig vor sich herschöbe, so wäre das Einzige, was der Mensch dabei zu thun hätte, die Fixirung des be-

weglichen Sandes der einmal vorhandenen Dünen. Da das Meer aber auch einzelne Dünenstellen besonders bedroht, sie mehr als andere wegfrißt, anbohrt und zu durchbrechen strebt, so muß man auch darauf bedacht sein, neue Dünen künstlich zu schaffen.

Es ist Schade, daß die Menschen nicht schon in früheren Zeiten ein ordentliches System des Dünenbaues sich ersonnen haben; denn vermuthlich wären dann große Länderstrecken vom Untergange gerettet worden.

Es ist nämlich mehr als wahrscheinlich, daß sonst ein großer langer Dünenwall vor allen diesen Küsten gelegen hat. Die Reste dieses Walles und die Umrisse der Sandbänke unter der Meeresoberfläche zeigen noch heutiges Tages seine Richtung und Ausdehnung. Er ging in einer Entfernung von 4 — 5 Meilen von der jetzigen Festlandsküste über die äußersten westlichen Spitzen der holsteinischen und schleswigschen Halbinseln, Sandbänke und Inseln hin.

An schwachen Stellen durchbrach ihn das Meer plötzlich, ebnete dann zur Rechten und Linken des Durchbruchs die Dünen aus und verschlang die hinterliegenden Länder, bevor sich neue Dünen zu ihrem Schutze zu bilden angefangen hatten.

Die Spuren solcher Durchbrüche sieht man zwischen allen diesen Inseln, Halbinseln und Sandbänken deutlich verzeichnet. Und solche Durchbrüche sind auch wiederum an schwachen Stellen der Dünen zu fürchten, wenn der Mensch nicht im Stande ist, mit

ſeinem jetzigen Dünenbau den Naturgewalten Stillſtand zu gebieten.

Vermuthlich haben die Küſtenbewohner ſchon ſeit uralten Zeiten in allen Ländern, in denen es Dünen giebt, das heißt namentlich an den ſüdlichen Küſten der Oſtſee, in Livland, Kurland, Preußen, dann an den ſüdlichen Küſten der Nordſee, an der cimbriſchen Halbinſel, in Holland und im ſüdlichen Frankreich an den Küſten der Gascogne, gewiſſe unvollkommene Veranſtaltungen getroffen, um ſich und ihre Beſitzungen gegen das Vordringen des Dünenſandes zu ſchützen. Sie mögen ſich immer bemüht haben, die ſtäubende Oberfläche der Dünen durch Bepflanzung zu fixiren; auch mögen ſie hinter den Dünen wohl immer ſchon an ſolchen Stellen, wo der Sand beſonders hineinſtäubte, Dünen und Werke aufgeführt haben, um den Sand von ihren Feldern abzuhalten.

In Kur- und Livland z. B. errichten die Letten hohe Flechtwerke von Zweigen hinter den Oeffnungen, aus denen der Sand hervorſtäubt. Vor und hinter dieſen Flechtwerken bleibt der Sand liegen und häuft ſich hier zu neuen Dünen auf. Die Bewohner der weſt- und oſtfrieſiſchen, ſowie der holländiſchen Inſeln wandten ſeit uralten Zeiten eben ſolche Flechtwerke an, die ſie „Flagen" nannten. Dieſes Verfahren mag ſchon ein ſehr altes ſein, ſo wie auch das Bepflanzen und Beſäen der Dünen mit Gras. Indeß hat man erſt in neuerer Zeit nach den Vorgängen der großen holländiſchen „Dünenmeier" — ſo heißen in den Niederlanden die Leute, welche mit der In-

ſpection und Cultivirung der Dünen beauftragt ſind — in Frankreich und auch in Dänemark, Preußen und Rußland angefangen, den Dünenbau ſyſtematiſch und mit bedeutenderen Kräften zu betreiben und ihn als eine wichtige Landes- und Staatsangelegenheit zu betrachten, und es macht ſich jetzt in ganz Europa ein ſchöner Eifer für dieſe Sache bemerklich.

Man muß die verſchiedenen Arbeiten beim Dünenbau vor allen Dingen in ſolche theilen, welche bloß auf Conſervirung der vorhandenen Dünen hinzielen, und zweitens in ſolche, welche an die Stelle der zerſtörten Dünen neue ſetzen.

Da die vorhandenen Dünen ſowohl von dem Meere als von dem Winde, ihren Erzeugern, wieder zerſtört werden, ſo hat man die Conſervirungsarbeiten wieder einzutheilen in ſolche, die gegen das Meer, und in ſolche, die gegen den Wind agiren ſollen.

Die erſteren Arbeiten ſind die ſchwierigſten und koſtſpieligſten, aber freilich auch die wirkſamſten, denn wenn ſie tüchtig gebaut werden, ſo verſtopfen ſie die wahre Quelle der ganzen Dünenzerſtörung.

Da es nicht ſowohl die Brandungen der Wogen, als die tagtäglich an den Küſten auf- und abſpülenden Strömungen im Meere ſind, welche den Fuß der Dünen angreifen, ſo kommt es hauptſächlich darauf an, dieſen Strömungen ein Hinderniß entgegenzuſetzen. Man wirft daher ganz ähnliche Dämme vor den Dünen auf, wie man ſie vor den Deichen hat und wie ich ſie oben beſchrieben habe.

Dieſe Dämme beſtehen aus Heideplaggen, Faſchinen, aus ſtarken eichenen Pfählen, die man in den Boden einrammt und mit großen 8 bis 10 Centner ſchweren Feldſteinen beſchwert.

Die Kundigen ſagen, daß dieſe Dämme, wenn ſie den Fuß der Dünen vollkommen vor allen Angriffen ſchützen ſollen, 300 Ellen lang, allmälig gegen das Meer hin abgeneigt, auf ihrem Rücken abgerundet und auf der Breite der Küſte und der Dünenreihe ſenkrecht ſtehend ſein müßten. Auch müſſen ſie alle untereinander parallel und nicht weiter als 600 bis 1000 Ellen von einander entfernt ſein.

Warum ſie auf dem Ufer ſenkrecht ſtehen müſſen, wird man begreifen, wenn man daran denkt, daß die meiſten Meeresſtrömungen die Küſten entlang laufen, und daß die Dämme daher dieſen Strömungen nur dann hinderlich entgegentreten können, wenn ſie vom Ufer aus geraden Weges ins Meer hinausgehen. Solche Dämme ſind natürlich außerordentlich koſtſpielige Werke, und die Inſel Sylt auf ihrer ganzen Länge von 5 Meilen mit ihnen zu verſehen, würde, wie man berechnet hat, allein einen Aufwand von 15 Tonnen Goldes erfordern.

Es können daher nur ſo reiche und werthvolle Länder, wie Holland, an ſolche außerordentliche Dünenbauten denken, und ſelbſt dort findet man ſie nur ſelten, und nur da, wo man ſich gar nicht anders zu retten und zu helfen wußte, ausgeführt.

An allen dieſen däniſchen Dünenufern, wo die

Kräfte geringer und weniger concentrirt sind als in Holland, beschränkt man sich bloß auf die zweite Art der Dünenconservirungsarbeiten, auf die Befestigung der Oberfläche, wodurch erstlich verhindert wird, daß der Sand, von der Oberfläche herabgeführt, die inneren Felder und Wiesen zerstöre, und dann, daß die Dünen selbst durch dieses Abwehen geschwächt und vom Meere leichter zerstört werden. Da man hier die Quelle des Uebels nicht verstopfen, d. h. den Rand des Meeres nicht befestigen kann, so giebt man sich also eigentlich preis und geht einem offenbaren Untergange entgegen, nur sucht man diesen Untergang so lange als möglich hinzuhalten. Man entsagt der Vertheidigung der Festung und sichert sich nur einen möglichst ehrenvollen und langsamen Rückzug, indem man die Dünen so viel als möglich befestigt, um dem Meere in seinem Zerstörungswerke wenigstens die Beihilfe des Windes zu entziehen und den Wellen durch Concentrirung und Beschränkung der Dünen auf einen schmalen Streifen ihre Arbeit zu erschweren.

Die Dünen sind wie böse Hofhunde, eine Wohlthat und zugleich ein Gegenstand des Schreckens. Wie man die Hunde auf dem Hofe nöthig hat, sie aber doch an eine Kette legen muß, so hegen und pflegen zwar die Küstenleute ihre Dünen, suchen sie aber doch möglichst in Schranken zu halten.

Dieß thun sie nun erstlich durch allerlei Präventivmaßregeln und zweitens durch selbstthätiges und schaffendes Einschreiten.

Die Präventivmaßregeln bestehen in der Entfernung alles dessen, was Gelegenheit zum Aufwühlen des Dünensandes geben kann, also in der Ausrottung der Hasen und Kaninchen, welche Höhlen graben, und in dem Verbote, die Dünen als Weide für die Rinder zu benutzen, weil diese den Sand aufregen, die Pflanzen zertreten und die Gräser wegfressen. Die Dünen wurden daher auch in mehren Ländern als unter dem Schutze des Königs stehend angesehen, und es giebt hier und da eigene Dünenwächter und Düneninspectoren, welche alles Schädliche entfernen sollen. Doch ist man weit davon entfernt, schon überall eine so gute Dünenpolizei zu haben, daß nirgends ein Kaninchen sein hochverrätherisches Schnäuzchen im Sande erhöbe, und daß nirgends eine Kuh ihre, des Landes Untergang befördernden Fußstapfen hinterließe.

Die Hauptthätigkeit in der Befestigung der Dünen gegen den Wind besteht endlich in der Bepflanzung ihrer kahlen Rücken und Scheitel. Zum Theil sorgt die Natur selbst für die Bildung einer den Sand befestigenden Pflanzendecke. Sie hat mehre Pflanzen erzeugt, welche ganz dazu geeignet sind, auf dem dürren Sande ihr Leben zu fristen, und diese Pflanzen findet man überall in den Dünen zerstreut.

Da giebt es mehre Kriech- und Schlinggewächse, die den Sand mit langen Fäden, in Stämmchen, dünn wie Bindfaden, überspinnen. Da giebt es kleine niedrige Büsche, welche sich hier und da festsetzen und Wurzeln schlagen. Da giebt es insbesondere die sich

ſo gern vergeſellſchaftenden und wandernden Heidekräuter, welche die Dünen zuweilen in Maſſe überziehen, ferner Quecken und Dünenerbſen, Dünenhafer, Dünenweizen, Dünenroggen, kurz eine vollſtändige, eigenthümliche Dünenflora.

Allein dieſe von der Natur hingeſetzte Vegetation iſt von Haus aus in einem ſehr traurigen und zerriſſenen Zuſtande. Der Wind und der beſtändig ſprühende und laufende Sand laſſen jenen Pflanzen keine Zeit, gehörig Wurzel zu faſſen, ſich zu beſamen und in hinreichenden Maſſen zu vervielfältigen und zu vergeſellſchaften.

Hier ſieht man einen einzelnen Dornbuſch ſtehen, den aber die Weſtwinde hin und her zauſen und zu keinem gedeihlichen Aufwachſen gelangen laſſen. Dort ſchlägt ſich ein kleines Dünenröschen mit dem Winde, der ihm ſeine Blätter und Blüthen entreißt und ſie, mit dem ſtäubenden Sande vermiſcht, weit hin entführt. Dort wieder kriecht eine Dünenerbſe oder eine 20 Ellen lange Quecke, aber ſie werden in dem dürren Boden nur eine kurze Zeit lang ihre Exiſtenz erkämpfen. Vergebens ſenden ſie die Zweige wie um Hilfe ringende Arme aus, die Genoſſen, welche ſie ſuchen, wollen ſich nicht zu ihnen geſellen. Dort richtet ſich an einer feuchten Stelle etwas Schilf empor, aber der nimmer raſtende Sand ſtürzt darüber hin und erſtickt, ſich ringsumher anhäufend, Waſſer und Schilf.

Die Heidekräuter, welche ſich anderwärts mit einer unwiderſtehlich wuchernden Gier in dichten Maſſen über

den Sandboden ergießen, brauchen hier eine lange Zeit, um festen Fuß zu faſſen, und dieſe geſtattet ihnen der ſtets ſie aufwühlende Wind nicht. Nur die alten Dünen, welche lange ruhten, ſieht man mit ihnen dicht bedeckt.

Die Pflanzen befinden ſich hier alſo in einem beſtändigen Kampfe um ihre eigene kärgliche Exiſtenz und haben nicht Zeugungs- und Lebenskraft genug, um ſich hinreichend zu vervielfältigen und das nomadiſch bewegte Erdreich zu bewältigen und zu befeſtigen.

Der Menſch muß ihnen alſo durch eine ſyſtematiſche Beſämung und Nachpflanzung zu Hilfe kommen; und daß er ſich dazu im Stande ſieht, iſt allerdings wieder das Verdienſt der Natur, die ihm überall zur Hand geht und ihm Fingerzeige giebt, indem ſie es ihm dann überläßt, dieſe Fingerzeige zu befolgen und zu benutzen.

Es liegt wirklich etwas höchſt Wunderbares und Unerklärliches darin, wie die Natur überall neben das Gift und das Unheil, das ſie ſchuf, auch gleich das Gegengift und das Heilmittel ſetzte. Die Dünen haben ſelber dasjenige Gewächs erzeugen müſſen, das am meiſten geeignet iſt, ſie zu bewältigen und ihren Sand zum Stehen zu bringen. Es iſt dieß der ſogenannte „Dünenhalm," eine höchſt wunderſame Pflanze, die ſich auf allen Dünen der Welt findet.

Dieſer Dünenhalm, auch „Sandſchilf" oder „Hügelrohr" genannt, iſt ein ellenlanges hartes Gewächs, das in dichten Büſcheln aus einem Wurzelknollen hervorkeimt. Seine Blätter ſind ſo feſt und hart wie die Hanffaſern, und

man verfertigt daraus die sehr dauerhaften Stricke, die ich schon oben erwähnte.

Es giebt mehre Arten des Dünenhalms, die man Dünenroggen, Dünenhafer und Dünenweizen genannt hat. Die beiden ersten sind die wichtigsten, sie haben die unschätzbare Eigenschaft, daß sie sehr lange Wurzeln in den Sand hineinsenden, und daß sie, von diesem bedeckt und überfluthet, immer wieder daraus hervorwachsen. Sie durchdringen die Sandberge mit 10 bis 15 Ellen langen Wurzeln und befestigen sie auf diese Weise im Inneren. Ihre Halme ragen, nach allen Seiten auseinander gebogen, etwa einen Fuß hoch über den Boden hervor und hemmen auf der Oberfläche den Fortschritt des Sandes, der sich in einer Menge kleiner Haufen um die Halme herum anlegt.

Da, wo Dünen vom Meere zerstört wurden und zum Theil abfielen, sieht man oft die schroffen Wände mit einer Masse von langen Halmenwurzeln durchzogen. Sie hängen zuweilen in dicken, 10 Ellen langen Bändern daran herunter und flattern im Winde, wenn die Luft den Sand, den sie früher umklammert hielten, austrocknete und herabfallen ließ.

Solche im Winde flatternde Wurzelflaggen gehören mit zu den charakteristischen kleinen Zügen der unruhigen Dünensteppe, die der Maler und Naturschilderer beachten muß. Eben dahin gehören auch die regelmäßigen Kreisfiguren, welche die Dünenhalme, wenn sie allein stehen, beständig im Sande ziehen. Da die Halme, wie gesagt, über eine Elle lang sind und in schwanken

Bogen mit den Spitzen auf den Sand herabhängen, ſo drehen ſie ſich im Winde immer ganz oder halb um ihren Mittelpunct, wo ſie an den Boden gewachſen ſind, herum. Die Halmſpitze wird dabei ſtets in gleicher Entfernung von dieſem Mittelpuncte auf dem Sande herumgeſchleift und bildet eine etwas ausgetiefte Linie, die völlig kreisrund iſt. Als ich dieß zum erſten Mal ſah, konnte ich mich kaum überreden, daß dieſe Kreiſe von den Halmen gebildet werden könnten, und dachte, wie der Menſch beim Anblick regelmäßiger Geſtaltungen, die nicht von ſeines Gleichen herrühren, dieß gewöhnlich thut, faſt an Hexenwerk.

Zuweilen ſieht man ganze Sandſtrecken mit ſolchen kreisbeſchreibenden Halmen und ihren zierlichen Kreiſen bedeckt. Nicht ſelten ſtehen zwei oder drei Halme dicht neben einander und beſchreiben Kreiſe, die ſich einander durchſchneiden, und es entſtehen dann daraus regelmäßige bunte Figuren. Der Wind verſchüttet freilich dieſe Figuren, aber ſogleich ſchwingt ſich der Halm wieder ein paar Mal um ſeinen Stiel und zeichnet ſeine Kreiſe von Neuem in den oberen Sand hinein.

Dieſes trefflichen unſchätzbaren Halmes, der zum Faſſen und Bewältigen des Sandes eben ſo wunderbar eingerichtet iſt, wie das Wattengewächs, deſſen ich oben erwähnte, der „Queller," zum Auffangen des Schlicks, hat ſich nun der Menſch bemächtigt, und er hat es gelernt, ihn durch Ausſäen und Anpflanzen zu vervielfältigen. Da, wo es ſchon von Haus aus Pflanzen giebt, die man nur noch dichter zu haben wünſcht, ſäet man die Dünenhalme nach. Da aber,

wo die Dünen kahl sind und wo die Stürme den Samen verwehen würden, pflanzt man sie und düngt sie sogar, wie das Getreide, mit vermoderndem Seetang.

Es wäre natürlich zu wünschen, daß die Dünen in ihrer ganzen Breite und Länge mit diesen Pflanzen bedeckt werden könnten, allein die Anlage und Unterhaltung solcher großartigen Pflanzungen würde zu kostspielig sein, und man beschränkt sich daher meistens auf solche Stellen, wo die Einstäubung des Sandes besonders groß und gefährlich ist.

Durch die Länge der Zeit haben die Halmpflanzer eine große Uebung darin erlangt, diese Pflanzungen so anzulegen, daß sie am beßten zum Zwecke führen. Sie wissen die Zeit, wo die Arbeit zu beginnen ist, sie kennen die Orte, wo man die Pflanzung anlegen muß, und die Stellen, wo diese oder jene Art des Dünenhalmes am beßten gedeiht. Auch setzen sie die Halmstöcklinge nach einem gewissen System, z. B. kreuzweise, so vor einander, daß sie einen gehörigen dichten Verband und Schluß bilden.

Der fliegende Sand wird dadurch gefaßt und am Landeinwärtsziehen verhindert. Er häuft sich um die Pflanzen an, und diese dringen in zahlreichen Sprößlingen und Stauden in allen Richtungen nach oben. Doch ist es nöthig, damit die Pflanzen dieß thun, daß man ihren Halm, wenn sie reif sind, oben abschneide. Viele Pflanzen gehen natürlich zu Grunde, und es ist daher ein beständiges Nachpflanzen solcher Halmanlagen nöthig.

Man hat den Dünenhalm jetzt wohl in den meisten

Dünenländern Europas nach dem Vorgange der Holländer, die in allen Dünen-, Deich- und Wasserbauangelegenheiten das große leuchtende Muster für ganz Europa sind, cultivirt. Selbst in verschiedenen Theilen Rußlands hat man in den letzten Jahren bedeutende Halmpflanzungen angelegt.

So vortheilhaft indeß diese treffliche Pflanze ist, so läßt doch auch sie noch Manches zu wünschen übrig. Sie fordert ein beständiges, sehr mühsames Nachpflanzen und gewährt außer ihrer Benutzung zur Strickfabrication wenig Nebenvortheile.

Man ist daher auf nützlichere Pflanzen bedacht gewesen und hat sich hier und da, z. B. im südlichen Frankreich, bemüht, die Dünen mit Fichten und Tannen zu bepflanzen und ihre Oberfläche mit nutzenbringenden Waldungen zu bedecken, die dem Winde noch kräftiger widerstehen, weniger Mühe erfordern, wenn sie einmal Wurzel gefaßt, und einen größeren Gewinn abwerfen. In Ostfriesland befördert man die Anpflanzung einer Menge von Pflanzen in den Dünen, z. B. der Busch- und Bitterweiden, des Haft- und des Seestrandsdornes ꝛc.

In hiesigen nördlichen Gegenden aber ist, wie man allgemein behauptet, eine solche Verwandlung der Dünenwüste in Waldland nur ein frommer Wunsch. Die Nordwestwinde zerstören sogar noch in der Mitte des Landes alle höhere Vegetation und würden unmittelbar am Küstenrande, wo sie mit ungebändigter Wuth das Festland angreifen, keinem Baume sich zu erheben gestatten.

Noch viel interessanter als die Mittel zur Gen-

ſervirung der vorhandenen Dünen iſt das Verfahren zur Unterſtützung ſchwach gewordener oder völlig vernichteter durch Anlegung von neuen.

Wenn das Meer und die Winde eine Dünenſtelle dermaßen angegriffen und weggeſchleift haben, daß es erſichtlich iſt, man werde mit dem Bepflanzen nichts mehr ausrichten, ſo giebt man eine ſolche Dünenſtrecke preis, zieht ſich vor dem Feinde zurück und beeilt ſich, indem man den bisher behaupteten Poſten aufgiebt, etwas weiter rückwärts feſten Fuß zu faſſen und ſich da hinter einer künſtlich gebildeten Dünenreihe zu verſchanzen. Man errichtet zu dieſem Zwecke zunächſt einen Wall und Graben, der ſo lang iſt, wie die ſchadhafte Dünenſtelle, die man unterſtützen will. Da der dicht am Boden hinrieſelnde Sand ſich vor dem geringſten Hinderniſſe feſtſetzt, ſo braucht dieſer Wall nur eine geringe Höhe zu haben. Der Graben wird hinter ihm gezogen, und in dieſen fällt der über den Damm wegſtürzende Sand. Zur beſſeren Befeſtigung des Ganzen bepflanzt man den Damm noch mit Dünenhalmen. Der Sand häuft ſich nun an, die Dünenhalme treiben in die Höhe, bewältigen und befeſtigen ihn, wachſen mit dem Sande, und man iſt auf dieſe Weiſe im Stande, Sandberge von 50 bis 70 Fuß Höhe mittels der Halme emporzuziehen. Und dieſe künſtlichen Berge ſtehen dann fertig, bewachſen und durchwurzelt da, bevor die alte Naturdüne vom Meere und Winde völlig zerſtört iſt.

Das Intereſſanteſte bei der Bildung ſolcher neuen Dünen iſt die künſtliche Art und Weiſe, mit der die Arbeiter

den Sand herzuleiten. Es ist natürlich nicht daran zu denken, daß man das nöthige Material herankarre oder herzufahre, die Winde selber müssen allmälig Körnchen für Körnchen herbeispülen.

Der Sand wird hauptsächlich, wie ich oben sagte, in den Einschnitten, Thälern und Rinnen der Dünen fortgetrieben. Diese Rinnen betrachten und behandeln die Dünenbewohner nun gewissermaßen wie die Landleute die Wassercanäle, durch die sie ihre Wiesen zu berieseln suchen. Man tieft sie aus, und spalten sie sich nicht von selbst, so hilft man nach und sucht sie in verschiedene Canäle zu theilen, damit dann der rinnende Sand auf diese Weise zu allen Theilen des aufgeworfenen Dammes komme, und der Wind gleichmäßig an der neuzubildenden Düne arbeite.

Es ist ein interessantes Schauspiel, den Sand so aus dem Meere hervorsteigen, in der ihm vorgezeichneten Bahn wild heranlaufen und körnchenweise sich in die Gruben stürzen zu sehen, um sich da nach der Vorschrift des Menschen zu ordnen und zu einem Gebirge zu erstehen. „Wir müssen den Sand aus dem Meere herausholen," sagen die Leute, „wie wir das Wasser mit der Archimedischen Schraube aus unseren Gründen ziehen. Er muß uns gehorsam werden und dahin laufen, wohin wir selber ihn haben wollen."

Alle Stimmen sind darin einig, daß der kräftige und rationelle Dünenbau der neueren Zeit das rasche Vorschreiten und Verfliegen der Dünen wesentlich auf-

gehalten habe. Und ſchon haben ſich kühne Stimmen vernehmen laſſen und die Frage aufgeſtellt, ob es nicht ſogar möglich wäre, den alten Dünenwall, der einſt längs der ganzen Küſte hinlief, und deſſen niedergeſtreckte Hügel, jetzt zu Sandbänken ausgeglichen, mitten im Meere liegen, wieder erſtehen zu laſſen. Man müſſe nur, behaupten ſie, die Sandbänke mit Dünenhalmen bepflanzen und mit deren Hilfe Berge aus dem Boden hervorwachſen laſſen. Man könnte anfangs dem Meere noch einige Thore laſſen, durch die es täglich, Schlamm mit ſich führend, aus- und einführe, bis ſich hinter dem Damme allmälig wieder große Marſchen angeſetzt hätten, und dieſe Thore nach und nach vermindern und endlich ganz ſchließen. Auf dieſe Art könnte man den Feind, der noch heutigen Tages einen ſo großen Theil des Landes beſetzt hält, völlig in ſeine früheren Schranken zurückweiſen und ſo das alte Friesland ſelbſt wieder erſtehen laſſen und ſeine Kirchen und Dörfer von Neuem erbauen.

Ich ſage, man könnte — wenn die Sache nicht zu ſchwierig wäre. Einer, der jene Ideeen für ausführbar hielte, müßte nicht geſehen haben, welche Noth und Mühe es macht, ſich auch nur in einer einzigen kleinen ſchwachen Stelle einer geſchloſſenen Dünenkette zu verſchanzen.

Uebrigens iſt es bemerkenswerth, daß in den neuſten Zeiten nicht nur in den nordfrieſiſchen Kögen und in den oſtfrieſiſchen Poldern, ſondern auch in den in Holland mit Hilfe von Dampfmaſchinen ausgepumpten Binnenmeeren eine Menge altes, längſt verlorenes Land

für den Menschen von Neuem gewonnen worden ist. Wie interessant wäre es, wenn wir genau sagen könnten, wie viele Quadratmeilen Landes in jedem der früheren Jahrhunderte verloren und wieder gewonnen wurden. Wahrscheinlich würde das 19te Jahrhundert einst bei seinem Abschlusse einen bedeutenden Ueberschuß an Zuwachs zeigen und beweisen, wie der Mensch jetzt mittels seiner Dampf- und Pumpwerke, seines verbesserten Dünen- und Deichwesens mit überlegener Macht gegen die rohen Naturkräfte kämpft.

Es ist ein großes Unglück für die lange Insel Sylt, daß ihre Dünen gerade in der Mitte ihrer Ausdehnung, wo der meiste Anbau und das fruchtbarste Land ist, und die zahlreichsten Dörfer vorliegen, am schwächsten und bedrohtesten sind. Hier in der Mitte giebt es Stellen, wo das Meer seit 50 Jahren über 1000 Fuß vorgeschritten ist und die Dünen eben so weit zurückgeworfen hat. Es gab hier Berge, die noch vor 50 Jahren über 1000 Fuß weit vom Ufer abstanden und die jetzt längst im Wasser vergangen und zertrümmert sind. Sogar eine ganze Stadt, Namens Wendingstedt, die einen Hafen und blühenden Handel hatte, ist hier untergegangen. Man soll zuweilen, wenn ein sehr lang anhaltender Ostwind die Gewässer von den Küsten der Insel entfernt, noch einige Trümmer ihrer Mauern auf jetzt weit vom Ufer entfernten Sandbänken liegen sehen. Daß diese Stadt nicht ganz unbedeutend gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß von ihr erzählt wird, sie habe einmal in einem Sturme 200

Schifferboote verloren. Im 14ten Jahrhunderte wurde ſie zerſtört, und die wenigen übrig gebliebenen Einwohner erbauten weiter im Inneren des Landes ein Dorf, das noch heutigen Tages exiſtirt und ebenfalls Wendingſtedt heißt.

Die Kirchen mehrer Dörfen fielen in's Meer hinab oder wurden, wenn ſie bedroht waren, abgebrochen und weiter in's Innere des Landes verſetzt. Es liegt hier ziemlich in der Mitte der Inſel ein kleines Dorf, Namens Rantum, welches ſeine Kirche, die immer wieder von dem nachdringenden Sande bedroht wurde, in den letzten 50 Jahren zwei Mal verſetzte und ſie doch am Ende völlig verlor.

Die Dünen bedeckten die Kirche, wälzten ſich über ſie hinweg und ließen ihre Trümmer am Strande wieder hervorkommen, bis das gierige Meer ſie in ſeinem gewaltigen Schooße verſchlang und den Kirchhof in eine Sandbank verwandelte.

Die Trümmer des letzten Baues liegen noch jetzt mitten in den Dünen. Man erzählte uns von einem alten Manne, der in der erſten Kirche, die jetzt weit draußen im Meere liegt, getauft worden ſei, in der zweiten, in der Nähe des Strandes liegenden ſich habe trauen laſſen und in der dritten, in der Düne ſelbſt gelegenen, die Predigt gehört habe.

Wir beſuchten dieſen merkwürdigen kleinen Ort und ſeine Kirchentrümmer, um zu ſehen, wie ſich ein unter den Dünen verſchwindendes Dorf ausnähme.

Die Reſte der Kirche fanden wir mitten in einem

Dünenkeſſel von hohen Sandhügeln umgeben. Es waren ein paar Mauertrümmer, die aus dem anſchwellenden Sande hervorragten. Man beſchrieb uns genau, wie es bei dem Untergange der Kirche zugegangen ſei. Der Sand ſei von allen Seiten Tag und Nacht herbeigeflogen, man habe die Fenſter und Thüren nicht ſo dicht zuhalten können, daß er nicht überall eingedrungen ſei, kein Schaufeln und Fegen habe geholfen. Da die Rantumer indeß zu arm geweſen, um ihre Kirche neu zu bauen, ſo hätten ſie ſich wenigſtens ſo lange als möglich in derſelben gehalten. Der ganze Boden und die Kirchenſtühle ſeien ſpäter mit Sand ganz bedeckt geweſen, der Prediger habe mit ſeiner Kanzel mitten im Sande geſtanden und die Gemeinde neben ihm ſich auf den Sand geſetzt. Endlich habe ſich die Kirche mit Sand völlig angefüllt, und man habe nur noch mit Mühe durch die Thüren und Fenſter in die Kirche hinein kommen können. Da habe man denn im Jahre 1801 den letzten Gottesdienſt in ihr gehalten, ſie dann an einen Schiffer für 100 Thaler verkauft und ſich darauf an eine andere Kirche angeſchloſſen. Der Schiffer habe Alles, was er von der Kirche loszubrechen vermocht, zum Baue eines Wohnhauſes benutzt, mit dem Altare und der Kanzel aber die Cajüte ſeines Schiffes ausgeſchmückt. Wo das Schiff mit ſeinen geweihten Cajütengeräthen geſtrandet ſei, wußte man mir nicht zu ſagen.

Mich däucht, es ließe ſich ein Gedicht auf das Schickſal dieſer Kirche machen oder wenigſtens ein nicht

wenig ergreifendes Gemälde von dem letzten Gottesdienſte der armen trauernden Rantumer auf dem Sande ihres Gotteshauſes.

Zu dem Dorfe ſelbſt führte uns der Weg über ein ſchmales Grasland, das zwiſchen den Dünen und der Küſte des inneren Meeres in die Enge getrieben war. Die Inſel iſt hier von den rückſchreitenden Dünen immer mehr abgeſchmälert worden, und die Leute, die ſich mit ihrem ganzen Dorfe wie mit ihrer Kirche immer weiter vor den Dünen zurückzogen, wohnen jetzt am äußerſten Rande des Meeres. Es ſieht aus, als bliebe ihnen, wenn die Dünen noch ferner nachſchreiten ſollten, nichts mehr übrig, als ſich ins Meer hinabzuſtürzen.

Noch vor 40 Jahren hatte das Dorf 22 Häuſer, jetzt beſitzt es nur noch 8, und noch ſieht man am Rande der Dünen die alten Häuſerſtellen unter dem Sande hervorragen. Die Bewohner derſelben brachen ihre Wohnungen ab, gaben ihr vom Sande überſchüttetes Beſitzthum auf und zogen als Tagelöhner in andere Gegenden.

Auch lagen hier noch einige Häuſer am Rande der Dünen, die ſchon nicht mehr bewohnt und zum Abbruche reif waren, weil der Sand ihre Gehöfte bereits halb verſchüttet hatte.

In Arabien an der öſtlichen Küſte des rothen Meeres findet das Umgekehrte ſtatt. Dort zieht ſich das Meer vor den Menſchen zurück, und dieſe transportiren ihre Wohnungen weiter hinaus, um der Vortheile des Meeresſtrandes nicht verluſtig zu gehen, und man ſieht ſo die Trümmer der alten verlaſſenen Städte,

aus denen die Bevölkerung vorschreitend hervorkroch, im Inneren des Landes liegen, während man hier bei der rückschreitenden Bewegung der Bevölkerung die Trümmer im Meere suchen muß.

Die Wiesen am Fuße der Dünen erinnerten mich an die Wiesen auf den Alpen, auf denen Schneemassen und Gletscher zerstörend sich hinschieben.

Man könnte die ganze Insel Sylt, nicht bloß ihren Dünenstrich, als eine wandernde Insel bezeichnen. Denn so wie vorn bei den Dünen immer etwas abgenommen wird, so wird hinten bei den Marschen immer etwas zugesetzt. Die ganze Insel bewegt sich also dem Festlande zu und wird vielleicht in 1000 Jahren ganz auf das Festland zurückgeworfen und mit demselben verbunden sein.

Uebrigens ist jenes entlegene untergehende Dünendorf für die friesischen Alterthumsforscher noch in mancher Hinsicht interessant. Denn die Bewohner desselben, die sich jetzt nach dem Untergange ihrer Felder von der Fabrication von Halmstricken, vom Fischfange und von dem, was der Strand ihnen zuspült, nähren, haben in ihrer kleinen Gemeinde noch manche alte Sitte, manchen eigenthümlichen Aberglauben, eine eigene Sprache und besondere Worte bewahrt.

Die Sylter bezeichnen daher auch oft die Rantumer als für den Forscher bedeutungsvoll. Sollte es aber mit der Abnahme dieser Nation wie bisher fortgehen, so werden bald nur noch 2 oder 3 alte Leute im Besitze aller jener von Kind auf Kindeskind tradirten Schätze sein.

Uebrigens ſollen Contraſte und Extreme ſich ja wohl überall begegnen. Und ſo fanden wir denn in dieſem Dorfe eine Familie, deren Stärke der blühendſten Hauptſtadt würdig geweſen wäre. Es war die eines Normanns, der ſich mit einer Frieſin verheirathet und mit ihr 22 Kinder gezeugt hatte. Dieſe hatte, wie ſie uns erzählte, 9 Söhne als Schiffer und Matroſen auf der See.

Von Rantum aus ragt die ſchmale unheimliche Dünenkette noch 3 Stunden weit nach Süden hinaus. Sie iſt völlig unbewohnt und endigt mit den Hörnumer Dünen, die einen ſehr unheimlichen wilden Anblick gewähren.

Auf dieſes bei den Schiffern übelberüchtigte Vorgebirge, das ſonſt von Seeräubern bewohnt wurde, verbannten die Inſelbewohner alles Unheimliche. Da ſpukt's, da ruht der Wind nie, und die Seelen der erſchlagenen Schiffer und Verunglückten ziehen dort noch im Sturm am Strande herum.

Von jenen Seeräubern mag wohl noch der alte Vers herſtammen, den ich hier hörte, und der ungefähr ſo klingt wie das Räuberlied bei Schiller: „Ein freies Leben führen wir ꝛc. Er heißt ſo:

„Frei iſt der Fiſchfang,
Frei iſt die Jagd,
Frei iſt der Strandgang,
Frei iſt die Nacht,
Frei iſt die See
Auf der Hörnumer Rhee" (Rhede).

Es mag wohl jetzt noch manchen Strandgänger geben, der dieſen Vers vor ſich hinbrummt.

Auf einer der Sandbänke, die ſich von dieſem Vorgebirge aus weit in's Meer hinausziehen und ſich mit den Amrumer Sandbänken vereinigen, ſoll das Gerippe eines großen Thieres im Sande liegen. Die halbvergrabenen Knochen blicken noch aus dem Sande hervor, und man zeigte uns ein Stück von einem ſolchen Knochen, das ein Schiffer dort losgeſchlagen hatte. Die Schiffer meinten, die Knochen wären verſteinert, und allerdings war das Stück, welches man uns zeigte, faſt ſo hart wie Stein. Höchſt wahrſcheinlich iſt es das Gerippe eines Wallfiſches, der vor undenklichen Zeiten hier ſcheiterte und auf den Strand lief. Vielleicht haben ſich die Knochen im Sande und im Seewaſſer etwas verhärtet.

Dieſes Gerippe, ſagten uns die Leute, könne man indeß nur alle 10 Jahre ein Mal ſehen, wenn es ſich träfe, daß bei anhaltenden Oſtwinden das Meer ſich weit vom Ufer zurückzöge. Es ſollen noch an mehren anderen Stellen der jütiſchen Küſten ſolche Wallfiſchgerippe liegen, namentlich auch eins auf der oberſten Spitze der Halbinſel bei Skagen.

Bei ſolchen niedrigen Waſſerſtänden ſieht man auf den dieſe Inſeln umgebenden Sandbänken überhaupt Allerlei zum Vorſchein kommen, was ſonſt das Meer gewöhnlich verdeckt, z. B. Hafenplätze, ehemalige Häuſer, Steine von Brunneneinfaſſungen, Kirchentrümmer, alte Begräbnißſtätten und ſonſtige Gemäuer, die Ruinen von

Wendingstedt und dazwischen die Gerippe von untergegangenen Schiffen.

Namentlich soll im Norden der Insel das Gerippe eines großen Ostindienfahrers liegen, das in gewissen Perioden über den Spiegel des Wassers hervorwächst.

Es müßte sehr interessant sein, einmal eine Reise zu allen diesen aus dem Meere hervorragenden Trümmern und Thiergerippen zu machen. Man müßte nur dabei dafür sorgen, daß das Meer sie nicht unversehens mit sammt den Reisenden mit dem Schleier der Vergessenheit überzöge.

An dem niedrigen Strande von Rantum blickten wir über den Spiegel des von den Dünen geschützten ruhigen Binnenmeeres, das die Leute hier eben so wie anderswo das „Haff" nennen. Die Landenge ist hier so schmal, daß man den großen Ocean draußen durch die Dünen hindurch toben und branden hören kann. Bei der Rückkehr bemerkten wir über dem Haff und über den Wiesen der jenseit liegenden Halbinsel eine Luftspiegelung. Meine Freunde sagten mir, daß man hier mehre Arten von Luftspiegelungen kenne, und daß die Friesen verschiedene Namen dafür hätten. Leider habe ich diese Namen vergessen, nur ein sonderbarer, für das Erzittern der unteren Luftschicht an heißen Sommertagen, ist mir im Gedächtniß geblieben. Sie nennen dieses Phänomen „Wedderkater." Die Jüten sollen dasselbe noch sonderbarer „Jacobloi" (den faulen Jacob) nennen. Ich möchte wissen, was das hübsche und unterhaltende Phänomen, das wie

ein Tanz der Luftgeiſter ausſieht, mit einem faulen Jacob oder einem Kater gemein hat.

Auf dem Rückwege zu unſerer Inſelreſidenz beſuchten wir noch eine der runden Burgen von Sylt, welche die Sitze alter Inſeltyrannen geweſen ſein ſollen. Sie hieß Tinnumburg und lag, eben ſo wie die oben bei Föhr geſchilderte, an den Gränzen der Geeſt und der Marſch. Auch war ſie im Uebrigen eben ſo beſchaffen, wie jene, und es erhob ſich unter uns hier ein eben ſolcher Streit wie dort über die eigentliche Bedeutung dieſer ſogenannten Burgen, der aber von der einſtimmigen Volksſage hier wie überall zu Gunſten der kriegeriſchen Bedeutung derſelben entſchieden wurde.

Die Gegend um die hohen Wälle der Burg herum war weit und breit mit einer unzähligen Menge kleiner Erdhügel bedeckt, die ſich wie hohe Maulwurfshaufen ausnahmen. Wir kratzten einige dieſer Hügel, die mit Gras bedeckt waren, auf und fanden ſie voll von kleinen hellgelben Ameiſen. Man ſagte uns, daß alle Hügel von dieſen Ameiſen herrührten, und daß dieſelben hier überall in den zahlreichſten Colonieen an der Gränze der Marſch und der Geeſt wohnten.

Die Marſchen von Sylt ſind nicht eingedeicht und werden daher nicht ſelten überſchwemmt. Jene Ameiſen aber, die an der Gränze von dieſen Ueberſchwemmungen zuweilen erreicht werden, retten ihr Leben dabei mit Hilfe jener dichten Grasdecke, welche über ihre Wohnungen gezogen iſt, und die das Waſſer nicht durchläßt.

Der Auſternfang und die Seehundjagd.

In Kopenhagen, in Stockholm, in Petersburg machen die Leute ſich viel aus den ſogenannten holſtein'ſchen oder Flensburger Auſtern. Ich hatte ſie in der letztgenannten Stadt genoſſen, ohne genau zu wiſſen, wo und wie dieſe Delicateſſe eigentlich gezogen und gefangen werde. Es freute mich daher nicht wenig, als ich erfuhr, daß ich hier bei den frieſiſchen Inſeln in das eigentliche Geburtsland jener berühmten Thiere gekommen ſei, die in Petersburg „holſtein'ſche" genannt werden, weil man unter Holſtein auch Schleswig mit begreift, oder „Flensburger," weil ſie von Flensburg auf der Oſtküſte der Halbinſel verſchifft werden.

Wir wünſchten einem Auſternfange beizuwohnen, und am folgenden Tage hatten unſere Sylter Freunde ein ſehr appetitliches kleines Auſternſchiff flott gemacht, und wir ſegelten damit in angenehmer Geſellſchaft nach Norden, wo die beßten Auſternbänke liegen.

Man ſagt, daß die Auſtern hier auf Befehl des Königs Kanut's des Großen ausgeſäet worden ſeien. Die Beſchaf-

fenheit des Meeresbodens war wohl besonders günstig für die Ausbreitung dieser Thiere, die kein zu tiefes Wasser lieben und die sich hier auf den Sandbänken weit verbreiten können.

Da die Sandbänke meistens ziemlich eben sind, so ist hier auch der Austernfang leichter als z. B. an den norwegischen Küsten, wo man die Austern von den Felsen auf eine beschwerliche Weise abbrechen muß.

Die Austern lieben ein frisches und bewegtes Wasser und setzen sich daher in der Regel an den Rändern der Sandbänke fest, da, wo diese zu den tieferen Rinnen abfallen. An diesen Rändern giebt es die meiste Bewegung, die den Austern frisches Wasser zuführt. Aus eben dem Grunde sitzen sie auch gern in den Engpässen zwischen zwei Inseln, wie man denn überhaupt annehmen kann, daß sich alles Leben in der ganzen Natur an Rändern und in Verengungen, in Schluchten und Verstecken concentrirt; die Läuse des Wallfisches wohnen, wie wir sahen, unter seinen Flossen, die Bäume und Pflanzen verkriechen sich an den Rändern der Thäler, die Menschen concentriren sich in großen Hauptstädten an den Meerengen, im Inneren der Buchten und an den Ufern und Rändern der Seeen und Flüsse.

Die beßten und schmackhaftesten Austern sollen da sein, wo das Wasser am munterſten bewegt ist, und wo ihnen, den Unbeweglichen, die nicht auf ihre Nahrung Jagd machen können, diese immer neu zugeführt wird.

Da zwiſchen dieſen frieſiſchen Inſeln täglich zwei Mal ein friſcher Waſſerſtrom ſich ergießt, der eine Menge nährender Theilchen herbeiführt, ſo iſt hier trefflich für ſie geſorgt.

Die vornehmſten Auſternbänke liegen bei den Inſeln Amrum und Sylt. Sie ſind königliches Eigenthum und vom Staate an eine Geſellſchaft verpachtet. Dieſe Geſellſchaft zahlt noch jetzt jährlich 20,000 Thlr. dafür und hat eine Menge frieſiſcher Auſternfiſcher im Solde, die beſonders im Herbſte mit dem Fange derſelben beſchäftigt ſind.

Zwiſchen Amrum und Sylt bei Hörnum und im Norden von Sylt bei Liſt liegen die beßten Bänke, weil es hier das friſcheſte Waſſer giebt. Alle dieſe Bänke haben beſondere Namen, und die renommirteſte von ihnen iſt die ſogenannte „Hüntje" oder „Höntje", der wir zuſteuerten. Sie liefert die fetteſten und beßten Auſtern, denn es giebt auch Bänke, auf denen nur magere Thiere von dritter und vierter Qualität vorkommen.

Die Veränderungen, welche beſtändig im Meere ſtatthaben, und die Einflüſſe der Witterung ſind aber im Stande, die Auſternbänke anzugreifen, im Werthe zu vermindern oder ſie ganz zu zerſtören. Es wird daher im Laufe der Jahrhunderte zu Zeiten nöthig, ſie zu verſetzen oder neue anzulegen, oder die alten mit Nachwüchſen zu verſehen.

Soll dieß geſchehen, ſo verſieht man ein Schiff mit anderswo gefangenen jungen Auſtern, läßt es über der Bank, die man zu bepflanzen gedenkt, hinſegeln

und wirft von Zeit zu Zeit die kleinen Säeaustern aus. Wenn das Experiment gelingen soll, so muß man fast eben so Vielerlei beobachten, wie der Ackersmann bei seiner Getreideaussaat, nämlich sowohl die Lage und Tiefe der Bank, als auch die Zeit der Aussaat und das Alter der jungen Austern.

Es giebt Bänke, wo sich viel Schlamm ansetzt, die Auster liebt aber einen festen Sandboden. Andere Bänke dagegen liegen zu tief, so daß die Austern dort von der Luft zu sehr entfernt werden. Noch andere Bänke wiederum sind zu hoch, so daß zu fürchten ist, daß bei anhaltenden Ostwinden die ganze Bank bloßgelegt werden könne. Die Austern dürfen nicht zu jung und nicht zu alt, sondern sie müssen im beßten Alter sein, damit sie sich tüchtig fortpflanzen und eine fröhliche Nachkommenschaft erzeugen.

Strenge Winter sind den Austern besonders gefährlich, da sie dann leicht unter der Eisdecke ersticken. Der Winter von 1829 — 1830, wo das Eis unverrückbar viele Wochen lang festlag, zerstörte hier mehre Austernbänke.

Der Mensch mag ein Geschäft betreiben, welches er will, er ist immer allerlei Noth und Drangsal ausgesetzt und hat immer Nachdenken und Vorsicht nöthig, selbst zu einem so einfachen Geschäfte, wie es die Pflege und der Fang der dummen Austernthiere zu sein scheint. Zu jedem Dinge gehört Kunst und Wissenschaft.

Wenn einige alte Bänke, sei es in Folge von

harten Wintern, sei es in Folge von sonstigen Uebeln — die Austern haben Krankheiten, sie haben Feinde im Meere, die sie verfolgen, — sehr mitgenommen sind, so gewährt man ihnen einige Jahre Ruhe, so wie die Forstmänner zuweilen ihren Waldungen und Wildständen Ruhe gönnen. Auf den jungen Bänken thut man zuweilen einen Zug, nur um zu sehen, wie die Thiere gedeihen.

Auch wir befanden uns eigentlich auf einer solchen Probefahrt. Denn wie man einen Weinkenner im Weinkeller von Faß zu Faß führt und ihn von jedem kosten läßt, so fuhr man uns auf verschiedenen Austernbänken herum, die wir wie Butterfässer anstachen und kosteten.

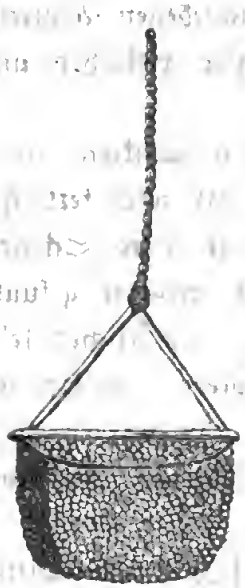
Auf der einen Bank wurden die Austern etwas alt und mager, auf der anderen delicat und fett gefunden. Auf der einen waren unzählige leere Schalen dabei, auf der anderen erwiesen sich alle Gehäuse gefüllt.

Auch die leeren Schalen sammeln die Fischer sehr sorgfältig und werfen sie wieder ins Meer. Wenn ich mich recht erinnere, so sagten sie, sie thäten dieß, um den jungen Austern dadurch wieder bequeme Anhaltspuncte zu verschaffen.

Gefangen werden die Thiere auf folgende Weise. Man hat ein etwa 4—5 Fuß langes, starkes Eisen, das auf der vorderen Seite etwas geschärft ist. Dieß ist das Streicheisen, welches über den Boden des Meeres hingeschleift wird und die Austern losbricht.

An diesem Eisen hängt ein aus eisernen Ringen zusammengesetzter kurzer Sack, der vorn durch einen eingespannten Bogen offen erhalten wird. Zwei eiserne Stangen gehen vor dem Sacke in einem rechten Winkel zusammen, so daß sie mit dem Streicheisen einen Triangel bilden. An der Spitze dieser Stange ist ein Strick befestigt, an welchem die ganze Vorrichtung hinter dem Schiffe hergeschleppt wird.

Die Leute werfen zuweilen zwei solche eiserne Säcke zugleich aus. Läßt man das Instrument senkrecht herunter hängen, so sieht es ungefähr wie nebenstehende Figur aus; unten auf dem Meeresboden kommt es schon von selbst zurecht zu liegen. Das Streicheisen faßt die Austern und wirft sie rückwärts in den eisernen Sack. Das Schiff segelt dabei natürlich immer fort. Doch erfordert das auf diese Weise etwas genirte Segeln einige Vorsicht in der Stellung der Segel.



Unsere Schiffer besaßen zwar keine Karten von ihren Austerbänken, aber sie hatten eine Menge ebenso untrüglicher Zeichen an den Ufern der Inseln, an denen sie wahrnahmen, ob sie sich über einer Austerbank befanden oder nicht. Wenn ihnen dieser Kirchthurm gerade zur Rechten, jener gerade zur Linken stand, wenn diese Mühle gerade den Gipfel jener Düne zu decken schien, oder wenn ein solches Haus, oder ein solcher Busch zuerst hinter dem und dem Sand-

vorgebirge ſichtbar wurde, dann wußten ſie mit Gewißheit, daß ſie ſich auf dieſer oder jener Bank befanden.

Die Auſterfiſcher ſelbſt nennen ſich auf Frieſiſch „Striker", welches Wort vermuthlich ſo viel als „Streicher" bedeutet und wahrſcheinlich von der beſchriebenen Operation hergeleitet iſt, die mehr einem Abſtreichen der Auſtern vom Boden als einem Fiſchen ähnlich iſt.

Die Striker liegen im Herbſte, in der Zeit des Auſternfanges, — die Auſtern werden vorzugsweiſe in der Herbſtzeit gefangen, weil ſie dann weniger leicht verderben und auch von Haus aus geſunder ſind als im Sommer — oft Wochen lang auf der See, und gewöhnlich frieren ſie alle Jahre ein Mal im Eiſe ein und risquiren dann mitunter, ihr Leben bloß mit den ſo oft genannten Frühſtücksdelicateſſen friſten zu müſſen.

Die Auſtern werden ſogleich am Bord des Schiffes in Tonnen verpackt. Es kommen etwa 700 Stück in ein Faß. Die meiſten gehen nach Hamburg und Flensburg und werden von beiden Orten aus nach Berlin, Petersburg und vielen anderen nordiſchen Hauptſtädten geſchafft.

Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß bei unſeren jetzigen Eiſenbahnen, Dampfſchiffen und ſonſtigen raſchen Beförderungsmitteln die Auſtern, wie jede andere ſchnell verderbliche Waare, ſehr an Werth gewinnen werden und daß man ſie mehr und mehr begehren wird, weil ſie nun über ein weit größeres Gebiet raſch vertheilt werden können.

Die Auſternparks, wie man ſie an den Küſten

von Frankreich und Belgien ſieht, kennt man hier nicht. Wie wir ſagten, verkauft die Regierung ihre ungefiſchten Auſtern (ungefähr 2000 Tonnen) an Ort und Stelle jährlich für 20,000 Thlr. Ich möchte aber wohl wiſſen, wie hoch ſich die Summe beläuft, welche die Gourmands jährlich für dieſe Auſtern bezahlen, wenn ſie ſie auf dem Teller vor ſich haben.

Die Hamburger thun damit groß, daß ſie friſchere Auſtern zu eſſen bekommen als wir übrigen Deutſchen im Inneren des Landes. Aber es giebt hier mehre kleine Seethiere, welche die Auſtern ſo friſch genießen, wie Niemand ſonſt auf Erden, und die ihrer Seits wieder die Hamburger verlachen. — Namentlich thun dieß die ſogenannten Seeſterne, welche große Feinde der Auſtern ſind. Sie überraſchen die Auſtern, wenn ſie ſich eben der friſch heranziehenden Fluth eröffnet haben, und langen mit ihren elaſtiſchen, aber zähen Armen hinein, tödten ſie und zwingen ſie ſo, ſich ihnen preiszugeben.

Wir fingen eine Menge von dieſen kleinen Ungethümen, von denen natürlich von den Strikern keines begnadigt wurde.

Es giebt auch Würmer, die ſich in dem Fette der Auſtern ſelbſt erzeugen und ſie dann für Menſchen ungenießbar machen. Zuweilen leiden ganze Bänke am Wurme, ſo daß man ſie nicht benutzen kann. So iſt die Natur überall geplagt, ſelbſt im friſchen, Geſundheit athmenden Meere.

Auch im Vogelreiche haben die Auſtern ihre Feinde, nämlich die ſogenannten „Auſternfiſcher.“ Dieſe Vögel ſind

auf allen diesen Inseln zu finden. Sie sind so groß, wie die Krähen, schwarz und weiß gefiedert, langbeinig und mit hochrothen Füßen und Schnäbeln versehen. Ihr Schnabel ist offenbar von der Natur zum Hacken und Einschneiden eingerichtet. Er ist spitzig und so flach wie ein dickes Messer, und dabei nicht wie ein Entenschnabel in die Quere abgeflacht, sondern umgekehrt, so daß, wenn man einen Entenkopf auf den Kopf eines Austernfängers legen wollte, die Flächen ihrer Schnäbel sich senkrecht schneiden würden.

Da indeß oft selbst unsere stählernen Messer die Gewalt der Muskeln, mit denen die Austern ihre Gehäuse zusammenziehen, nicht zu überwinden vermögen, so ist es kaum glaublich, daß dieser Vogel mit seinem weichen Schnabel dieß zu thun im Stande sei.

Ich sprach häufig darüber mit den Leuten. Einige sagten, der Vogel wisse die Auster, wenn sie geöffnet daliege, an ihrer wundesten Stelle, mit dem Schnabel rasch hineinfahrend, so zu treffen, daß sie gleich ermatte und sich ihm ergebe. Andere glaubten, er flöge mit der Auster in die Luft, ließe sie dann aus der Höhe herab auf Felsen fallen und zerschmettere sie so. Dieß ist aus vielen Gründen unglaublich, besonders auch deßhalb, weil hier rund herum keine Felsen sind. Wieder Andere meinten, der Vogel möchte wohl bloß auf diejenigen Austern Jagd machen, welche vom Sturme an's Ufer der trockenen Bänke hinaufgeworfen würden und dort verschmachteten. Dieß ist am wahrscheinlichsten, wenn es überhaupt gewiß ist, daß der Austernfischer, wie

die Naturforſcher allgemein verſichern, ſich vorzugsweiſe von Auſtern nährt. Es zerſchmilzt aber ſo manche Verſicherung, welche die Naturforſcher von ihren Studirzimmern aus machen, in Nichts, wenn man der Natur ſelber hier und da etwas näher tritt. So iſt's vielleicht auch bei dieſem Vogel mit ſeinem ſupponirten Auſternfange.

Bei einigen Zügen fingen wir eine Menge Auſtern, die alle mit kleinen Seegräſern und ſogenannten Seetulpen ſehr ſtark bewachſen waren. Dieß war unſeren Strikern gar nicht recht, denn dieſer Beſatz war ihnen ein Zeichen, daß dieſe Bank in irgend einer Beziehung leiden müſſe. Die Auſtern müſſen außen eine möglichſt reine Schale haben. Geſunde ſtarke Auſtern dulden ſolches Bewachſen nicht, und das Vorhandenſein von Wucherpflanzen iſt immer ein ſchlimmes Anzeichen.

Das Wachsthum der Auſtern iſt mir ein wahres Wunder und Räthſel. Es geſchieht wohl meiſtens nur auf der Kante, wo die beiden Schalen zuſammentreffen. Sie legen inwendig jedes Jahr eine neue Schicht von Schleim ab. Bis zum völligen Auswachſen vergrößert ſich ihr Haus, dann aber wird der Raum inwendig durch die jährlich abgelegten Lagen immer kleiner.

Man erkennt dieſe Schichten mehr oder minder deutlich und ſoll daran das Alter der Auſtern berechnen können, da jede neue Schicht für ein Jahr gilt.

Die Leute ſagten uns, man könne an einer Auſter zuweilen wohl über 40 Jahresſchichten zählen. In einem

Kopenhagener Muſeum ſah ich eine Auſter, deren Schale über einen Zoll dick war. Der innere Raum, in dem das Thier geſeſſen, war durch die abgelagerten Schichten ſo verengt, daß es kurz vor ſeinem Ende faſt zu einem Nichts zuſammengeſchrumpft ſein mußte. Es mochte vielleicht 100 Jahre alt geworden ſein, wahrlich für eine Auſter, die Jahr aus Jahr ein nichts thut, als in derſelben Wiege, in der ſie geboren wurde, bequemlich zu ſchlafen und nur zuweilen friſches Waſſer zu ſchnappen, ein außerordentliches Geſchenk von dem Vertheiler von Leben und Tod, beſonders in Betracht deſſen, daß dem nie raſtenden Menſchen im glücklichſten Falle auch keine größere Friſt zugemeſſen iſt. — Die Seelen, welche bei der Seelenwanderung in Auſtern verwandelt werden, da ein Jahrhundert lang in engem Gefängniß ſitzen und dabei noch von Würmern geplagt werden, müſſen wohl als Menſchen die ſchlimmſten von allen geweſen ſein.

Unter den ausgeſtorbenen, ausgefaulten, ausgefrorenen Auſtern, die wir heraufzogen, befanden ſich viele, welche gerade in der Mitte der Schale ein Loch hatten und alſo ringartig geſtaltet waren. Ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß die Auſtern eben ſo von innen nach außen wieder vergehen, wie ſie von innen nach außen wachſen. In der Mitte ſitzt der älteſte Theil der Schale, und dieſer wird zuerſt mürbe und faul, von da geht das Verderben weiter nach außen. Auch hier iſt eine Analogie mit dem Baume, der ebenfalls zuerſt in ſeinem Kerne oder Marke anfault.

Wir kreuzten ſtreichend drei Meilen weit an der Küſte hinauf. Zuweilen entdeckten wir unterwegs ein vereinzeltes Pünctchen auf dem Meere, und kamen wir näher, ſo erwies ſich dieſes Pünctchen als ein einſamer Fiſcher, der in ſeinem Boote auf- und niederſchwankte und in ſtiller Geſchäftigkeit Butten und Scholten angelte.

Endlich gelangten wir zur „Hüntje," die ihren Namen nicht von Auſtern, ſondern von Hunden, nämlich Seehunden, die auf ihr nicht ſelten erſcheinen, erhalten haben ſoll.

Wir waren hier in der Meerenge zwiſchen den Inſeln Romoe und Liſt und merkten dieß bald nicht nur an dem ſtärker ſtrömenden Waſſer, ſondern auch an dem lebhafteren Durchzuge von Seethieren.

In den Meerengen giebt es immer mehr Leben und Paſſage, wenn nicht von Schiffen, von denen hier keine Rede war, denn unſer Auſternboot war das einzige Fahrzeug weit und breit in dieſer Einſamkeit, doch von Seeungethümen. Sechs Delphine zogen in der Nähe unſeres Schiffes vorüber, alle ſechs wie die Gänſe in ganz gleichen Abſtänden hintereinander, als wären ſie an eine Schnur gereiht, alle ſechs wie auf Verabredung mit den Rücken über das Waſſer auftauchend und dann wieder in ihrer eigenthümlichen taumelnden Weiſe, die ihnen auch bei den Schiffern den Namen Taumler (Tümler) verſchafft hat, ins Meer hinabſchießend.

Sie ſchienen ſich in ihrem Marſche durch unſer Schiffchen in Nichts ſtören zu laſſen und mar-

ſchirten ſo regelmäßig, wie ein Trupp Soldaten, welche die Wache beziehen, an uns vorüber. Es macht einen ſehr komiſchen Eindruck, von dummen Thieren ſolche menſchliche Manöver ausgeführt zu ſehen, die eigentlich keinen Zweck haben und doch ſo ausſehen, als hätten ſie einen höchſt wichtigen.

Uebrigens kann man bei manchen menſchlichen Geſchäftigkeiten oft einen ganz ähnlichen Eindruck empfangen. Wir gebärden uns oft, als hätten wir das Wichtigſte zu thun, ſparen mit der Zeit, laufen haſtig, und fragt man uns, was die Triebfeder all' dieſes Thuns ſei, ſo zeigt es ſich, daß es ein Trugbild iſt.

Auch große Störe paſſirten hier, und wir ſahen einige von ihnen ſich aus dem Waſſer erheben und vor lauter Luſt und Uebermuth, ſo dick ſie waren, in die Luft ſpringen, wie die Forellen es in unſeren Waldbächen thun.

Auf einer vorſpringenden Sandfläche, nahe der Hüntje, lag ein einſamer Seehund ganz ruhig und ſchien ſeine Sieſta zu feiern, wie dieſe fetten Herren dieß gern thun. Wir ſegelten etwa 100 Schritt weit vor ihm vorüber, er ließ ſich aber nicht ſtören und blieb an ſeiner Stelle.

Die Seehunde haben unter allen Seethieren, ſo wie die Affen unter den Landthieren, mit dem Menſchen die meiſte Aehnlichkeit. Ihr runder Schädel, ihr helles Auge, das behende Drehen und Umblicken mit dem Kopfe giebt ihnen etwas ſehr Kluges. Ihre Jungen ſchreien wie die Kinder der Menſchen, und wenn ſie auch nicht

ſprechen, ſo nieſen und ſchnauben und pruſten ſie doch nach Art der Menſchen, wie ich dieß in England bei jungen Seehunden zu bemerken Gelegenheit hatte. Und wenn ein Thier nieſt, ſo klingt dieß beinahe ebenſo verſtändig, als wenn es geſprochen hätte.

Ich muß geſtehen, dieſe ganze Scene hat ſich mir unauslöſchlich tief in's Gedächtniß geprägt und ſteht mir noch immer als deutliches Bild vor Augen, — auf der einen Seite die öden Dünenhügel von Liſt, die ſich mit langen dürren Armen in's Meer erſtrecken und in die nahen Häfen und Meeresarme eindringen, welche kein Schiff beſucht, auf der anderen Seite im Nebel des Horizontes die Sandbänke der Inſel Romoe, weit und breit das todte ſegelloſe Meer, — die Schiffer meiden dieſe gefährliche See, nur von Angſt und Sturm getrieben kommen ſie hierher, — in der Mitte dieſe ſoldatiſch marſchirenden Delphine, dieſe luſtig hüpfenden Störe und recht im Centrum der auf ſeiner Sandklippe ruhende Seehund, der philoſophiſch auf die Waſſer- und Sandeinöden hinabblickte. Ich beneide ſo ein Thier aus dem Grunde meiner Seele, da es keiner Kleidung bedarf, ſich nichts aus Sturm und Kälte macht, in die Tiefen des Oceans hinabſteigt, wenn es ihm gefällt, und ebenſo wieder an die Luft und zum Feſtlande hervorkriecht. Was könnte man als denkender Einſiedler nicht an Zeit ſparen, wenn man ſo auf einer Sandbank leben und über das Schickſal und die Beſtimmung der Welt nachſinnen könnte, ohne Sorge für Nahrung und Kleidung, nur gelegentlich zur Stillung des

Hungers einen vorüberziehenden Lachs oder Hering erſchnappend.

Die Inſel Rom oder Röm iſt nichts weiter als eine etwas höher als gewöhnlich über's Meer hervortauchende Sandbank. Die Bewohner dieſer Inſel, die jütiſchen Römer, ſind noch jetzt eben ſo berüchtigt, wie die italieniſchen Römer zu der Zeit des Raubs der Sabinerinnen, wenigſtens bei den ſüdlichen Frieſen und Schleswigern. Man ſagt, ſie ſeien ein räuberiſches Geſindel, das die armen ſtrandenden Schiffe und Schiffer nicht zum Beßten behandele. Sie ſind keine Frieſen, ſondern Jüten, und ſollen dem Trunke und anderem tollen Treiben ergeben ſein. Die Frieſen nennen ſie eigentlich nicht Römer, ſondern „Römmer" und noch gewöhnlicher „Remſen." Die Frieſen, ſcheint es, bilden nur die Volksnamen ihrer eigenen Landsleute mit der Endung „inger," z. B. Föhringer, Amringer, Syltinger ꝛc. Sie ſagen von Fremden nie: Röminger oder Fühninger. Die Sylbe „inger" ſcheint ächt frieſiſch zu ſein, man findet ſie wenigſtens an der ganzen Küſte von hier bis in den Süden zu den Stedingern, Kedingern, Butjadingern an der Elbe und Weſer, und nach Weſten bis zu den Gröningern, Scheveningern, Wageningern, Greveningern in den Niederlanden.

Die Seehunde werden hier ſchon in ziemlicher Menge gefangen. Es giebt deren an allen jütiſchen und däniſchen Küſten, auch bei allen däniſchen Inſeln der Oſtſee. Dort auf dieſen däniſchen Inſeln gehört die Seehundsjagd ſelbſt zu den Vergnügungen der Herren aus den gebildeten Ständen. Wer ein Gut am Strande hat,

der ſchifft oft zu einſamen Inſeln, Vorgebirgen und Sandbänken hinüber und ſtellt ſich dort auf den Anſtand wegen eines Seehundes, wie wir es eines Haſens wegen thun. Um den Jäger zu verdecken, errichtet man daſelbſt gewöhnlich aus Stroh geflochtene Wände.

Doch kommt der Menſch dieſen Thieren hier auf verſchiedene Art bei. Eine dieſer Arten z. B. iſt folgende. Die Jäger nehmen ein kleines Boot und ſegeln damit nach der Gegend, wo ſie Seehunde vermuthen. Sobald ſie deren anſichtig werden, legen ſie ſich der Länge nach in's Boot und laſſen dieſes wie ein menſchenleeres Schiff auf die Seehunde zutreiben. Die Thiere fürchten ſich vor einem leeren Schiffe nicht und laſſen es nahe herankommen. Das Boot ſchaukelt auf den Wellen auf und ab, und der Jäger muß nun den Augenblick, wo es mit der Spitze in das Wellenthal hinabgeht, wahrnehmen und in dieſem das Thier erlegen.

Hier und da ſind die Seehunde ſchon ſo häufig, daß ſie wie in Grönland und anderswo mit Knüppeln erſchlagen werden. Und erlegen die Leute auch nicht, wie dort, Hunderte, ſo giebt es doch wohl auf einer einzigen Jagd eine Ausbeute von 30 bis 40 Stück. Es iſt ſchwer, ſich den ſchlafenden Thieren zu nahen; hat man ſie aber einmal überraſcht, ſo iſt es auch leicht, ſie alle zu fangen; denn ſie ſchlafen ſo feſt, daß das eine oft nichts davon merkt, wenn man ſeinen Nachbar erſchlug. Die Seehunde ſelbſt kennen dieſe ihre ſchwache Seite und wiſſen wohl, daß ſie leicht die rechte Zeit verträumen; daher ſtellen ſie Wachen aus, welche bei Zeiten Alarm

ſchlagen. Eben ſo gut wiſſen ſie, wie plump und unbeholfen ſie ſich auf dem Feſtlande bewegen, wie ſchwer es aber den Menſchen wird, ihnen im Waſſer zu folgen. Sie kriechen daher zwar immer der Bequemlichkeit halber an flachen Sandbankſtellen auf's Feſtland hinauf, Poſto aber zum Schlafen oder Sonnen faſſen ſie nur an ſchroffen Uferſtellen, wo das Waſſer tief iſt, und wo ſie daher mit einem Satze in's Meer hinabſpringen können. Werden ſie auf einer langen, allmälig abfallenden Sandbank von Menſchen überraſcht, ſo ſind ſie allemal verloren, weil ſie trotz aller Anſtrengung, ihrem Verderben zu entrinnen, nicht im Stande ſind, die lange Arrieregarde des Fettſchwanzes raſch genug fortzuſchleifen. An den ſchroffen Ufern aber, die ſie ſich als Lieblingsplätze ausſuchen, und wo ſie wie die Sirenen an der Küſte Siciliens ſcherzen und verkehren, bedürfen ſie nur eines Satzes, ſich in Sicherheit zu bringen.

Die Leute legen hier dieſen Thieren auch Angeln im Sande, in denen ſie ſich mit den Füßen fangen. Allein unſere Schiffer gaben uns die Beſchreibung von einer noch grauſameren oder wenigſtens in der Vorſtellung gräßlicheren Fangweiſe mittels Haken, die ſo gelegt werden, daß die Thiere ſie ſich ſelbſt in die Bruſt ſtoßen. Dergleichen eiſerne Haken ſind an einem Quereiſen befeſtigt und mittels eiſerner Ringe und Ketten mit einander verbunden. Man hat Fangeiſen mit 30 — 40 ſolcher Haken in geringen Entfernungen von einander, und dieſe ganze Hakenreihe wird an zwei langen Ketten oder

Stricken ausgeſpannt und im Waſſer da vor Anker gelegt, wo die Seehunde gewöhnlich in's Waſſer hinabzuſpringen pflegen. Die Haken ſtehen etwas ſchief und ſind ein wenig gekrümmt, ſo daß ſie gerade mit dem ebenfalls etwas ſchrägen Sprunge des Thieres zuſammentreffen müſſen. Da die Seehunde, wie geſagt, gewöhnlich an einer anderen Stelle die Sandbank hinauf- und an einer anderen hinabgehen, ſo merken ſie nichts von der ihnen gelegten Falle, und werden ſie nun in Schrecken geſetzt, ſo ſtürzen ſie ſich mit Gewalt auf die Haken hinab, und mancher bleibt dabei, wenn es glücklich geht, hängen. Die armen Thiere müſſen ſich oft lange auf ihren Haken herumdrehen, bevor der Menſch ſie völlig tödtet.

Die hübſcheſte, aber auch argliſtigſte Weiſe, die Seehunde zu fangen, iſt die, bei der die Menſchen ſich ſelbſt als Seehunde verkleiden und ſich mitten in die Geſellſchaft dieſer Thiere begeben. Ich glaubte ſonſt, daß dieſen Kunſtgriff bloß die Grönländer verſtänden, aber ich hörte zu meiner Ueberraſchung, daß auch die Frieſen hier ganz ähnliche Künſte üben. Sie haben ein aus Seehundsfellen gefertigtes Kleid, das ſie über den Kopf und den ganzen Leib ziehen. In dieſem Kleide kriechen ſie oft auf langen Strecken über die Sandbänke langſam und unbehilflich zu den Seehunden heran. Am leichteſten verräth ſich der Menſch durch ſeine langen Arme und Beine. Jene ziehen ſie daher bis zum Ellbogen an die Bruſt heran, und die Bewegungen der Beine verbergen ſie unten am Boden, indem ſie

ein nachſchleppendes Fell darüber hinwerfen. Die Flinte halten ſie unter dem Leibe.

Oft kriechen zwei oder drei Jäger zugleich auf verſchiedenen Wegen zu den Seehunden hin. Daß dieſe Maskerade ihnen ſo häufig gelingt, iſt ein neuer Beweis davon, wie viel Aehnlichkeit der Menſch mit dieſen Thieren hat. Eine gut zuſammengepackte ägyptiſche Mumie iſt kaum davon zu unterſcheiden. Ich ſage dieß nicht, um den Menſchen herabzuwürdigen oder zu beſpötteln, ſondern weil ich daraus beweiſen zu können glaube, daß die Alten ihre Vorſtellungen von den Tritonen, Sirenen, Nereiden und anderen mythiſchen Halbmenſchen und Halbfiſchen von den Seehunden hergenommen haben.

Die Seehunde haben allerlei wunderliche Manieren und machen putzige Geſten und Pantomimen. Beſonders lebhaft ſollen ſie werden, wenn das Weibchen das Männchen ruft, ſowie wenn ſie ſich ſchnäbeln und koſen. Sie halten zuweilen im Kriechen ſtill, erheben ſich, ſchwingen ſich mit dem Kopfe und Oberleibe hin und her und zappeln mit den Vorderfüßen.

Die Menſchen, welche ſie beſchleichen, wiſſen ihnen dieſes Spiel täppiſch, d. h. hier geſchickt genug nachzumachen. Sie erheben ſich wie ſie, ſchwingen ſich mit Kopf und Bruſt recht plump hin und her und zappeln mit den Händen, als riefen ſie ihre Genoſſen.

Sind ſie ihnen endlich nahe genug, ſo werfen ſie die Maske ab, und es heißt für die Thiere: sauve qui peut! Ein jütiſcher Schiffer, mit dem ich einmal über dieſe

Jagd ſprach, und der mir eine Schilderung davon machte, begleitete ſeine Erzählung ſo durchgängig mit den eigenthümlichen Geſten und Manieren der Seehunde, daß ſie ihm ganz natürlich geworden zu ſein ſchienen, und ich ihn geradezu einige Mal an dem Arme faſſen mußte, um ihn zu nöthigen, wieder menſchliche Manieren anzunehmen, denn ich war nahe daran, dem guten Manne in's Geſicht zu lachen.

Zuweilen verläuft ſich auch wohl ein Seehund in die Dünen, wo er dann leicht von den Leuten, die immer ſuchend und ſpürend am Strande auf- und abſchleichen, entdeckt wird. Beſonders thun die Thiere dieß da, wo das Dünenland ſo ſchmal iſt, daß ſie die Brandung des äußeren Meeres in ſtillen Nächten von dem inneren Meere aus vernehmen können. Der Seehund geht dem Rufe dieſer Brandung, die er erlauſcht, nach.

Ich kann noch hinzuſetzen, daß überall an den Mündungen der Weſer und Elbe der Robbenſchlag auf den Watten ein kleiner Erwerbszweig der Bewohner iſt. Die Robben kommen bis an die Sandbänke bei der Mündung der Ems und auch bis nach Holland.

Bei Liſt und Röm giebt es die größten Fiſchereien dieſer Gegend. Es werden hier Störe, Heringe und andere Fiſche gefangen. Zuweilen, d. h. vielleicht alle 20 Jahre, ſtrandet hier auch ein Wallfiſch. Dieſes intereſſante Thier war ſonſt in dieſem Meere gar nicht ſelten, jetzt erſcheint es aber hier ſo verein-

einzelt, wie etwa der Wolf in der Lausitz. Indessen sind noch in diesem Jahrhunderte an allen Küsten der Nordsee, in England, Holland, Norddeutschland, Jütland, Norwegen, Wallfische gescheitert und gefangen worden. In dem Museum zu Bremen hängt das Gerippe eines solchen gescheiterten Wallfisches, in dem Museum zu Edinburgh befindet sich ebenfalls eins, und auch die holländischen Museeen hat die Nordsee mit solchen Thierskeletten versorgt.

Es wäre interessant genug, wenn wir einmal eine vollständige Zusammenstellung aller Scheiterungsfälle von Wallfischen an den besagten Küsten erhalten könnten.

Die flachen Küsten der friesischen Seeländer sind dem Wallfische besonders gefährlich, und kommt er in diese Gegend, so ist er meistens verloren. Er wird dann vom Sturme auf den Strand geworfen, oder, was wohl noch gewöhnlicher ist, die Fluth führt ihn über die Sandbänke heran, und die Ebbe läßt ihn darauf liegen. Ja, man sagte mir, die Wallfische kämen zuweilen freiwillig, von Läusen geplagt, auf die Sandbänke, um sich daran zu scheuern, und es ereigne sich dann zuweilen, daß sie ihre große Körpermasse nicht wie der herunterbringen könnten. Am Ende des vorigen Jahrhunderts sollen 10 Wallfische, 5 Männchen und 5 Weibchen, auf ein Mal zwischen der Weser und der Elbe auf den Strand gelaufen sein. Man machte dabei die Bemerkung, daß die Männchen und Weibchen immer in einer Reihe so schwimmen, daß sie mit einander abwechseln, d. h. daß erst ein Männchen, dann

ein Weibchen, dann wieder ein Männchen u. s. f. schwamm.

Ich hörte hier von mehren neueren Strandungsfällen von Wallfischen. Einer war mir besonders merkwürdig. Jütische Schiffer sahen einen Wallfisch auf einer Sandbank liegen und waren, da er sich nicht regte, der Meinung, er sei todt. Sie kamen also mit Stricken herbei und legten, indem sie diese Stricke am Schwanze und den Flossen befestigten, das Thier vor Anker, damit die Fluth es ihnen nicht wegspülen möchte. Dann fingen sie in aller Gemüthsruhe an, dem Thiere den Speck aus dem Bauche zu schneiden, und brachten auch wirklich einige Tonnen heraus. Als aber Einer etwas tiefer schnitt und mit seinem Hiebe auf Knochen und Fleisch kam, fing die ganze scheinbar todte Masse plötzlich an zu zucken, sich zu regen, zu bewegen und in furchtbaren Convulsionen um sich herum zu schlagen. Der Wallfisch hatte, wie es diesem Thiere oft geschieht, in einer ohnmächtigen Betäubung dagelegen, und die Hiebe in's Fleisch hatten ihn erweckt. Er arbeitete so gewaltig, daß es ihm gelang, tieferes Wasser, das unglücklicher Weise sehr nahe war, zu erreichen, und die Jüten, die dieß noch zeitig genug bemerkten, schnitten so schnell als möglich ihre Stricke ab, um wenigstens diese und die Anker zu retten. Der Wallfisch kann als Säugethier bekanntlich 2, 3 und mehr Tage auf dem Sande liegen, ohne des Wassers zu bedürfen und ohne zu sterben.

Nach einigen Wochen vernahmen die Fischer durch die

Tagesblätter, daß an der östlichen Küste Englands ein gescheiterter Wallfisch mit einem Strickende am Schwanze gefunden worden sei, der offenbar schon ein Mal in den Händen von Menschen gewesen sein müsse, und sie erkannten daraus, daß sie nun alle Hoffnung auf die Wiedererlangung ihres Thieres aufgeben müßten.

Das Land Liſt.

Wir landeten endlich auf Liſt. Dieß iſt eine Düneninſel, die durch einen Düneniſthmus mit der Inſel Sylt zuſammenhängt. Liſt iſt ſeit 400 Jahren von einer Hand voll Jüten bewohnt und gehört unter däniſches Regiment. Die Frieſen behaupten, daß dieſes Land ſonſt ihnen gehört habe, und die erſten däniſchen Bauern, die daſſelbe in Folge eines königlichen Schenkungsbriefes in Beſitz nahmen, lebten in Krieg und Unfrieden mit den Frieſen. Sie gingen daher nie ohne Waffen aus und durften es auch lange Zeit nicht wagen, die Kirchen der frieſiſchen Dörfer zu beſuchen. Sie ſegelten deßhalb jeden Sonntag nach der drei Stunden entfernten Inſel Röm zur Kirche, bis ſich allmälig dieſe Streitigkeiten ausgeglichen hatten.

Eigentlich gehört das ganze Liſter Land nur zwei großen Bauergutsbeſitzern, welche däniſche Bols- oder Lehnsmänner ſind. Wahrſcheinlich ſind ſie die größten Bauergutsbeſitzer in ganz Dänemark, denn es gehört ihnen das ganze Land mehre Stunden weit rund herum. Da es aber meiſtens lauter Dünen mit wenig anliegen-

den Wieſen und Aeckern ſind, ſo bedeutet ihr Beſitz nicht viel. Außerdem wohnen dort noch einige Häusler, im Ganzen etwa 50 in dieſem Erdwinkel verlorene Menſchenſeelen.

Wir beſuchten die Bauern und fanden in ihren Häuſern Alles recht hübſch und ordentlich eingerichtet. Ihre Gehöfte waren groß und geräumig, und ihre Familien präſentirten ſich mit Anſtand und Würde. Auch fanden wir einige däniſche Badegäſte bei ihnen, die ſich dieſen einſamen Strand ausgeſucht hatten, um die Störungen allzugroßer Geſelligkeit bei der Cur zu vermeiden, ein Zweck, den ſie hier gewiß vollkommen erreichten. Neben den Häuſern lagen Schiffsplanken, Bruchſtücke von Maſten und anderes Schiffsgeräth, das die Bauern von geſtrandeten Schiffen zuſammengeſchleppt hatten. Bei allen ſolchen entlegenen Dünendörfern findet man dergleichen melancholiſche Reſte der Zerſtörung.

Der Anblick des Landes rings umher iſt der eigenthümlichſte, den man haben kann. Das Dorf liegt auf einem hohen Grasplatze, der eine Art Landzunge bildet. Von da aus gehen Wieſen am Ufer hin und landeinwärts, die wir mit dem Vieh der Bewohner bedeckt fanden. Die Wieſen ſetzen überall ſchroff gegen die Dünen ab, die in langen, mit Heide bewachſenen Sandmaſſen ſich gegen ſie vorgeſchoben haben. Mehre Buchten dringen ins Land hinein, und lange dürre unbewohnte Dünenarme ſtrecken ſich zwiſchen dieſen Buchten hin, wie die bemoosten Aeſte eines vertrockneten Baumes. Eine dieſer Buchten heißt der „Schlachten-

hafen," eine andere der „Königshafen," weil hier der ritterliche König Chriſtian IV. im Jahre 1644 eine vereinigte ſchwediſch-holländiſche Flotte ſchlug. Das Andenken an dieſe Schlacht lebt noch im Munde der Leute.

Um zu begreifen, daß eine ſolche Schlacht hier zwiſchen den Dünen geſchlagen werden konnte, muß man wiſſen, daß die Meerenge im Norden von Liſt, zwiſchen dieſer Inſel und der Inſel Röm, einen ſehr tiefen Durchgang hat, und zwar den tiefſten und bequemſten an der ganzen Küſte der cimbriſchen Halbinſel. Es können hier aus dem ſtürmiſchen Ocean die größten Linienſchiffe ſich in das ruhige Binnenmeer retten und hinter den Dünen vor Anker gehen. Viele, die das „Liſter Tief" kennen und erreichen können, benutzen dieß in Zeiten der Gefahr, und es iſt ſchon oft die Rede davon geweſen, hier wieder einen brauchbaren Hafen anzulegen.

Wir liefen über die ſumpfigen Wieſen hinweg und erſtiegen die Dünen, und nun wünſchte ich malen zu können, um dem Leſer, der ſo etwas nicht geſehen hat, einen Begriff von dem Anblick zu geben, der ſich uns darbot.

Auf der Binnenſeite waren alle Dünen von blühenden Heidekräutern, mit welchen ſie überzogen waren, dunkelbraun gefärbt. Dieſe dunkle Farbe warf eine ſchöne Schattirung in das helle Gelb, von dem die anderen kahlen Sandberge ſchimmerten.

Vor uns lag ein breiter großer Dünenkeſſel, der wohl über eine halbe Stunde im Umfange haben mochte. Er ſchien ſumpfig und mit etwas Schilf und Grä-

ſern auf ſeinem Grunde bewachſen zu ſein. Viele weiße Dünengipfel, deren Farbe mit dem dunkeln moorigen Grunde des Keſſels in maleriſchem Contraſte ſtand, reihten ſich rings um ihn herum. Ein kleines Mädchen, das, ich weiß nicht, auf welche Botſchaft ausgeſendet worden war, arbeitete ſich mühſelig, aber geduldig durch dieſe Sandeinöde hindurch.

Zur Rechten und Linken eröffneten ſich noch manche ſolcher Dünenkeſſel und mehre wild überwachſene Dünenreihen, von denen die eine „der Ellenbogen" hieß.

Vorn über den Dünenkeſſel hinweg ſchweifte der Blick auf dem großen Ocean hin, deſſen Brandung weit umher das Ufer mit einem weißen Gürtel umſäumte. Dieſer Gürtel ſchien uns wie eine dünne ſchmale Schneemauer feſt zu ſtehen, weil wir zu entfernt waren, um die darin vorgehenden Bewegungen bemerken zu können.

Rückwärts lag uns das ruhige Binnenmeer und der öde Königshafen mit ſeinem prächtigen Namen und tiefen Buſen, aber ohne ein einziges Schiff. Hier und da zeichneten ſich im Waſſer die Linien der aus dem Meere hervortretenden Sandbänke ab, und da und dort entblößte eine kleine Inſel oder Halbinſel ihren nackten Rücken mitten in den graulichen Wogen. Auf einem dieſer Sandrücken ragte ein hohes Gerüſt hervor; es war eine aus Wallfiſchrippen gebaute Triumpfpforte, welche die Liſter dort einſt zu Ehren ihres Königs errichtet hatten.

Wie geſagt, ich kann dieſe Krone von Dünenarmen und Sandgebirgsreihen, welche hier dem Nord-

ſtück der Inſel aufgeſetzt iſt, mit nichts Beſſerem vergleichen als mit einem dürren Baume; nur ſind die Aeſte Stunden lang, das anhängende Moos wird von ganzen Moos-, Schilf-, Heide- und Geſtrüppfeldern gebildet, jedes Thal giebt eine der Runzeln des Baumes ab, jeder Keſſel bildet ein Aſtloch, und jedes Heidefeld macht einen Strich in ſeiner Zeichnung. Dazu iſt der ganze Baum umgeſtürzt und liegt faulend im Waſſer.

Wie die Mücken die Aeſte eines ſolchen Baumes umtanzen, ſo flogen Schaaren von großen Seemöven von Hügel zu Hügel. Sie ſaßen in Menge an der ganzen Strandfläche, in großer Geſellſchaft und doch einſam, denn jede hatte ihren beſonderen Platz eingenommen und hielt ſich 10 Schritt von ihrer Nachbarin entfernt. Sie nahmen ſich in der Ferne wie weiße Blumen aus, die am Saume des Ufers blühten. Sie nickten und ſchaukelten ſich zuweilen hin und her, und es ſchien, als wenn Blumen vom Winde bewegt würden; ſie lüfteten mitunter die Flügel, und man bildete ſich ein, die Blumen öffneten ihre Kelche.

Dieſe Seemöven, ſowie viele andere Vögel, die ſogenannten Bergenten, verſchiedene andere Entenarten, Auſternfiſcher, Streithähne, wilde Gänſe (man nennt ſie auch zuweilen Eidergänſe), niſten hier zu Tauſenden in den Dünen. Die Bewohner des Landes nehmen ihnen im Frühling die Eier, ſammeln ſie und verhandeln ſie ans Feſtland. Sie ſollen jährlich 30,000 bis 50,000 Stück gewinnen.

Den Bergenten baut man aus Bretern eigene kleine, bequeme Neſter, die man in die Dünenhöhlen und Löcher hinſtellt. Dieſe Neſter oder Kaſten haben oben einen Schieber, ſo daß man bequem hineinlangen und ſelbſt unter der Mutterente, die ihr Neſt nicht verläßt, ſo viel Eier wegnehmen kann, als man nicht liegen zu laſſen wünſcht.

Die Leute wählen Einen unter ſich aus, den ſie über die Eier und Neſter ſetzen, und welcher der „Eierkönig" genannt wird. Dieſer Eierkönig hat das weite Dünengebiet zu ſeinem Tag- und Nachtquartier, und es liegt ihm ob, die Neſter der Bergenten vorzurichten und nachzuſehen, wo die Möven niſten und legen, und ſie vor Raubthieren und Menſchen zu behüten. Die Möveneier ſollen den Hühnereiern an Nahrhaftigkeit nichts nachgeben, obgleich ſie allerdings einen Beigeſchmack von der See haben.

Wir fanden auf den Gipfeln der Dünen überall kleine runde rothgefärbte Kugeln, die aus dem Geſäme einer Beere zuſammengeballt zu ſein ſchienen. Man belehrte mich, daß die großen Seemöven dieſe Kugeln von ſich gäben, wie die Raubvögel und die Hirſche ihr Gewöll.

Die Möven nämlich kommen, nachdem ſie ſich am Strande mit Fiſchen und Würmern geſättigt, hierher auf die Gipfel der Dünen, um zu verdauen, und es ſcheint, als wenn ihnen dabei die rothen Beeren eines gewiſſen hier ſehr häufigen Gewächſes beſonders dienlich wären. Sie können aber die Schalen und Körner dieſer Beeren nicht verdauen und geben ſie, zu den beſagten Kügelchen geballt, wieder von ſich. Ich ſah die Beeren hier überall und be-

merkte, daß Farbe, Körner und Schale mit den Ingredienzien des Seemövengewölls völlig übereinſtimmten.

Ich muß geſtehen, ich trennte mich ſchwer von dieſem tiefmelancholiſchen, in ſeiner Art aber großartigen Erdfleck. Ich überblickte noch einmal das ganze öde Bild, ich gedachte des einſamen Seehundes auf der Sandecke, — der vereinzelten Fiſcher, die in ihren Booten auf- und abtanzten, — der Möven auf den Hügeln der Dünen, — der Triumphpforte aus Wallfiſchknochen, — des Eierkönigs, der über dieſe Wüſteneien ſeinen Birkenſtab als Scepter ſchwingt, und konnte mir, wenn ich in den moraſtigen Dünenkeſſel unter mir hineinblickte, ganz gut einbilden, daß ein griechiſcher Dichter, wenn er dieſen Ort gekannt, wohl einen der Eingänge zur Unterwelt hierher verlegt haben würde.

Ich bin nicht ſicher, ob die Naturforſcher dem Publicum ſchon zum Ueberdruß von den Thieren erzählt haben, welche dieſe Sanddünen entweder erzeugt haben, oder die doch von der Eigenthümlichkeit dieſer Dünen in ihren Sitten und Gewohnheiten bedingt werden. Ich hörte ſehr viel Merkwürdiges von ihnen und zwar beſonders von dreien, nämlich erſtens von einem Fiſche, zweitens von einer Spinne und drittens von einem Wurme.

Der Fiſch, der mit dem Sande der Dünen in Verbindung ſteht, iſt klein, länglich und dünn und heißt Spierling. Er hat die Eigenheit, daß er ſich im Sande verkriechen kann. So wie er im Waſſer verfolgt wird, ſchießt er auf das Land und ſchlüpft in den Dünenſand hinein. Er ſoll dieſes Manöver mit einer ſo gro-

ßen Schnelligkeit ausführen, daß er auf der Stelle wie ein Blitz verschwunden ist, und oft mehre Fuß tief in den feuchten Sand eindringt.

Gegen den Menschen hilft ihm indeß diese wunderbare Geschicklichkeit nicht viel, denn ist die Natur schlau und verbirgt sie ihre Kinder im Wasser oder in der Erde oder im Sande oder in den Bäumen oder in der Luft, so holt sie der Mensch doch überall aus dem Wasser, aus der Luft, aus den Bäumen, aus dem Sande und aus der Erde hervor. Die Leute wissen zu beurtheilen, wo im Sande der besagte Fisch etwa stecken möchte, und sie holen ihn mit Haken aus seinem Schlupfwinkel hervor. Man kennt diesen Fisch auf allen Düneninseln der Nordsee. Wo aber keine Sanddünen sind, da findet er sich nicht.

Die Dünenspinne ist dadurch merkwürdig, daß sie sich eine sehr künstliche Wohnung im Sande bereitet. Sie soll sich eine ziemlich tiefe regelmäßige kleine Höhle mit mehren Abtheilungen und langen wohlversteckten Eingängen anlegen. Auch soll bei ihr ein höchst wunderbares Phänomen sich zeigen. Das Weibchen soll nämlich nach der Begattung, sobald das Männchen den befruchtenden Samen in ihr niederlegte, eben dieses Männchen anfallen und auffressen. Diesen Umstand berichtete mir ein naturforschender Arzt der Insel.

Es ist interessant, zu sehen, wie die Thiere sich überall den Umständen accommodiren, wie sie sich ihnen anschmiegen und Neues lernen oder Altes verlernen, je nach der Beschaffenheit des Wohnplatzes, der ihnen

angewieſen iſt. Man kann wohl ſagen, daß, wie jede Bodenart, je nach der Beſchaffenheit ihrer Beſtandtheile, ihre eigenen Pflanzen hat, ſie ebenſo auch ihre eigenen Thiere erzeugt.

Das merkwürdigſte von allen hieſigen Sandthieren iſt aber dasjenige, welches den Sand nicht nur zur Wohnung benutzt, ſondern denſelben auch frißt und beſtändig in großen Quantitäten verſchlingt.

Es iſt dieß ein großer dicker Wurm, der im Dünenſande am Rande des Meeres wohnt und dem die Fiſcher nachgraben, um ihn als Lockſpeiſe zu benutzen.

Dieſer Wurm iſt unſerem Regenwurme ſehr ähnlich, aber dicker als dieſer. Er hat ſeine Wohnung etwa einen Fuß tief unter der Oberfläche. Hier liegt

er in gekrümmter Lage, mit dem Maule nach der einen Seite und mit dem Schwanzende nach der anderen Seite gerichtet.

Damit er in dieſer Lage nicht durch den Sand über ihm genirt werde, hat er, ich weiß nicht wie und durch welchen Leim und Kitt, eine kleine Sandröhre gebildet, in welcher er ſich bequemlich je nach Umſtänden ausſtreckt oder zuſammenzieht. Ich habe eine ſolche Sandröhre ſelbſt beſeſſen. Sie war im höchſten Grade zierlich und beſtand durchweg nur aus einer Lage von Sandkörnern; aber alle dieſe kleinen halbdurchſichtigen Körner waren ſo fein aneinander gefügt, daß es ohne Zweifel einem Edelſteinarbeiter unmöglich geweſen wäre, eine ſolche Röhre zu Stande zu bringen. An keiner Stelle waren die Sandkörner zuſammengeballt, ſondern

eines befand ſich regelmäßig neben dem anderen, ſo daß das Ganze ſich als ein bewunderungswürdiges Kunſtwerk darſtellte.

Vorn nun ſchluckt das Thierchen den Sand in Maſſe ein und ſieht, wenn es wohl geſpeiſt hat, wie eine kleine Sandwurſt aus. Die nährenden Theilchen, welche der Sand und das mitverſchluckte Waſſer enthalten, verbraucht es zu ſeiner Exiſtenz, den Sand aber giebt es auf der anderen Seite wieder von ſich. Dieſer wird in einer Menge kleiner runder Streifen auf die Oberfläche des Strandes hinaufgedrängt und liegt da wie ein Häufchen durcheinander geſchlängelter und verwirrter Würmer.

Man ſieht in der Ebbezeit den Strand mit Millionen ſolcher Sandhäufchen bedeckt, und neben den meiſten entdeckt man etwa in einer Entfernung von 4 bis 5 Zoll ein Loch, welches davon herrührt, daß hier der Wurm den Sand in ſich einſaugt.

Viele Menſchen zertreten dieſe Löcher und Häufchen, ohne zu bedenken, welches wunderbare kleine Naturphänomen ſie da unbeachtet laſſen.

Der Dünenſand hat ſogar die Menſchen zu einer beſonderen Art von Thätigkeit und Kunſtfertigkeit erweckt. Ich ſah auf meiner Inſel ein „Sandgemälde," wie ich es nie zuvor geſehen. Es hatte ein müßiger Künſtler verſchiedene Arten von Dünenſand geſammelt, ſie, ich weiß nicht mit welchem, Kitt verbunden und zwiſchen einem hölzernen Rahmen ſo auf- und eingetragen, daß ſie wie eine Art Moſaik eine ganz

hübsche Landschaft darstellten. Dieses Gemälde erinnerte mich an eine Malerei aus dem Farbenstaub von Schmetterlingsflügeln, die ich einst in einem österreichischen Kloster sah. In London traf ich einen armen Polen, der eine ziemliche Anzahl großer hübscher Landschaften aus Papierschnitzeln äußerst künstlich und geschmackvoll zusammengeleimt hatte. Die einzelnen Blätter der Bäume dieser Landschaften bestanden aus zierlich zurecht geschnitzten grünen Papierstückchen. Bei jeder Baumgattung war die besondere, ihr eigenthümliche Form der Blätter naturgetreu nachgebildet. Da man die Geschichte der freien, schönen und nützlichen Künste schon geschrieben hat, so müßte nun Jemand die Geschichte der unnützen Künste und Künsteleien schreiben. Es könnte dieß ein eben so interessantes Buch abgeben, wie das einer Geschichte der menschlichen Irrthümer.

Unsere Freunde hatten ihre Körwagen nachkommen lassen, und wir machten der Abwechselung wegen unsere Rückreise zu Lande. Auf der schmalen Landzunge, welche die Inseln List und Sylt verbindet, blieb uns zuweilen zwischen den Dünen und dem Haff nur ein enger Weg am Rande übrig, weil die Dünen hier ebenfalls sehr stark vom Ocean zurückgeworfen werden. Man fürchtet sehr für diese Stelle und besorgt, daß sie einmal durchbrochen werden möchte.

Obwohl bei einem solchen Durchbruch unmittelbar nichts als Sandwüstenei verloren gehen würde, so gewönne dadurch doch das Meer ein neues Thor, um ungehindert in die inneren Gewässer zu gelangen. Es wür-

den dadurch alle entfernteren Marſchländereien, nicht nur die der Inſel, ſondern auch die der gegenüber liegenden Feſtlandsküſte dem Verderben mehr exponirt ſein; auch würden alle Verhältniſſe des inneren ruhigen Meeres dadurch geändert werden. Alle Landſchaften weit und breit umher ſind deßhalb dabei intereſſirt, daß die Dünen hier conſervirt werden.

Der letzte bedeutende Dünendurchbruch, der in dieſen Gegenden auf der Weſtküſte Jütlands ſtattgehabt hat, iſt der Durchbruch des Limfiords, ich glaube im Jahre 1834, geweſen, und es iſt unglaublich, wie viel mir die Leute von den verſchiedenen Veränderungen, die in Folge dieſes Durchbruchs ſtattgehabt hatten, zu erzählen wußten.

Bis zum Jahre 1834 war jener große, über 20 Meilen lange Meeresarm ein abgeſchloſſener Buſen des öſtlichen Meeres. Durch den Durchbruch wurde er eine Meerſtraße zwiſchen der Nordſee und dem Kattegat, und das nördliche Jütland, das Land Van-Syſſel, wurde dadurch eine Inſel. Die Fluth und die Ebbe der Nordſee gehen nun in dieſer Straße aus und ein, und die anliegenden bisher geſchützten Landſchaften genießen jetzt alle Vor- und Nachtheile, welche Ebbe und Fluth veranlaſſen. Namentlich ſind die Fiſche des Limfiords durch dieſen Durchbruch verſtört worden und die Häringsfiſcher verarmt, denn dieſe Thiere fanden ſonſt hier, wie in allen übrigen öſtlichen Fiorden des Landes, Zuflucht und Schutz, den ſie nun entbehren, weßhalb ſie ſich nur ſelten noch einſtellen.

Uebrigens hat ſich der Limfiord im Laufe der

Jahrhunderte ſchon mehre Male bei Sturmfluthen geöffnet und wieder durch Verſandung allmälig auf Jahrhunderte geſchloſſen.

Wir haben in dieſem Jahrhunderte ſchon mehre bedeutende Dünendurchbrüche erlebt, ſo namentlich auch den von Pillau bei Königsberg. Von einem anderen an der ruſſiſchen Küſte, von dem Niemand bei uns Notiz genommen hat, könnte ich gleichfalls berichten, wenn es mich hier nicht zu weit abführen würde. Es wäre intereſſant, wenn man ſie alle in nationalökonomiſcher und naturhiſtoriſcher Beziehung ſchildern und zuſammenſtellen könnte.

Ich betrachtete von jetzt an jede Form und Geſtalt, unter welcher ſich mir eine Düne darſtellte, als ein intereſſantes Phänomen, daher war mir auch eine große lange Dünenbarre oder Schleuſe ſehr merkwürdig, die ich in der Nähe jener beengten Inſelſtelle auf Sylt ſah. Sie beſtand einzig und allein aus gelbem, ſehr klarem Sande.

Sie war ohne Zweifel noch nicht lange aufgeworfen, denn es wuchs kein einziges Grashälmchen auf der ganzen Strecke. Sie leuchtete in die Ferne, wenn das Licht ſtark darauf fiel, wie eine Bank von Schnee. Wahrſcheinlich war hier eine Stelle, wo der Wind ſehr ſtark angreift und den Sand in einem fortwährenden Stäuben vor ſich her ſchiebt. Mitten zwiſchen den anderen grünen und begraſten Dünengipfeln kam mir jene Bank wie ein Waſſerſturz vor, nur mit dem Unterſchiede, daß er nicht aus Tropfen, ſondern aus Sandkörnern beſtand, und daß er im Laufe der Jahrhunderte nur ſehr langſam fortſtrömte.

Der Sand beſtand aus lauter reinem, durchſichtigem Quarz. Ich konnte dieſen Sand nicht anders als mit der größten Verwunderung betrachten. Iſt er das Product der Wellen, welche die Kieſelſteine und Quarzblöcke an einander ſchlugen und zertrümmerten, ſo vermochten ſie dieß Werk nur im Laufe unzähliger Jahrtauſende zu Stande zu bringen.

Wir brauchen nicht erſt zu den Sternen und ihren unberechnenbaren Größen, Entfernungen und Zahlen hinaufzuſteigen, um den Schwindel des Erſtaunens zu empfinden. Hier auf Erden in dem puren Sande finden wir Wunderwerk genug. Man denke nur an alle die Sandkörner einer einzigen ſolchen Düne und dann an alle die Dünen an dieſen weitgedehnten Küſten, aller der unzählbaren Sandkörner der arabiſchen, afrikaniſchen und preußiſchen Sandwüſten zu geſchweigen. Da iſt für den nachdenkenden Phantaſten Anlaß zu Schwindel genug vorhanden.

Wie lange, wie oft erhoben ſich die Wellen, die all dieſen Grus zertrümmerten? Das iſt eine Geſchichte, die weiter hinaufreicht als die moſaiſchen Schöpfungstage.

Ich begreife nicht, daß wir nicht mehr geiſtreiche Unterſuchungen über den Sand haben. Vielleicht gehört er zu den großen Wundern, die nur deßwegen nicht mehr beachtet werden, weil ſie zu gemein ſind.

Ich hatte, ſo lange ich an jenen Küſten weilte, immer etwas Sand zwiſchen den Fingern, rieb und ſchob ihn hin und her, betrachtete ihn von allen Seiten, legte ein kleines blinkendes Sandkorn auf die Spitze meines Fingers

und dachte mir, wie es wohl mit ſeinen Winkeln und Ecken und in ſeiner ganzen Geſtalt eine längere Geſchichte hätte als die ganze alte deutſche Nation, vielleicht eine längere als das ganze Menſchengeſchlecht. Wo wurde der Quarzkryſtall gebildet, zu deſſen Trümmern dieſes Sandkörnchen gehört? — Wo war dieſer Kryſtall einſt befeſtigt? — Wer brach ihn da los? — Wie zerſchlugen ihn die Wellen in kleinere und immer kleinere Stückchen?

Sie warfen ihn Aeonen lang am Strande hin und her, ließen ihn, Millionen Tage lang, täglich tauſend und aber tauſend kleine Reiſen machen, rollten ihn auf und ab. Der Wind führte ihn fort und gebrauchte ihn zum Andämmen einer Düne; da lag er, von anderen ſeiner Leidensgenoſſen gepreßt, die Marſchen ſchützend und von den Anwohnern der Küſten geſegnet, zwei Jahrhunderte lang, bis er wieder, vom nacheilenden Meere ergriffen, ins Waſſer fiel und den alten Tanz von Neuem begann und die Luftreiſe von vorn anfing, bis er abermals zum Schutz und Segen der Marſchen in der Düne ſich zur Ruhe legte.

Es liegt etwas Wunderbares in einem ſolchen Sandkorne, und ich könnte dahin kommen, auf jedem einzelnen am Ende einen kleinen, ſein Schickſal bewachend und ſein Spiel mit ihm treibenden unſterblichen Geiſt zu erblicken. Könnte man vor jedes Auge ſich ein Mikroſkop binden und dann wie der Spierling in ſo eine Düne hineinſchießen, ſo würde einem ein Dünenberg, der ja in der That nur eine Anhäufung einer unzähligen Maſſe kleiner Kryſtallbröckelchen iſt, wie das wun-

derbarſte Gebäude von der Welt vorkommen. Die Sonnenſtrahlen würden erleuchtend durch alle dieſe kleinen kryſtallenen Körper fallen. Man würde ſehen, wie jedes Sandkörnchen geſtaltet und von mannichfaltigen kleinen Bruchflächen begränzt iſt, und würde erkennen, wie es noch ſelbſt wieder aus vielen Theilen zuſammengeſetzt iſt.

Doch das iſt für Leute, die nur gewöhnliche Augen haben und die in den Dünen weiter nichts als unintereſſante Sandhaufen erkennen, bloße Phantaſterei. Wahr iſt aber noch dieß, daß die Dünen hie und da zuweilen auf ihrer Oberfläche kleine Naturſpiele zeigen, die ganz allerliebſt in die Augen fallen.

So beſchreibt z. B. der Kopenhagener Naturforſcher Profeſſor Forchhammer ein artiges kleines Phänomen, das er mehre Male auf der Oberfläche jütiſcher Dünen beobachtete.

Dieſe Dünen ſind zum Theil aus gelbem Quarzſande und ſchwarzem bröckeligen Titaneiſen gemiſcht. Wenn der Wind über den Hügel hinfährt, ſo häufelt oder furcht er den Sand und überzieht ihn auf dieſelbe Weiſe mit einer Menge kleiner Wellen, Wellenberge und Wellenthäler, wie dieß dann geſchieht, wenn der Wind über das Waſſer hinzieht. Dieß zeigt ſich bei allen Dünen. Bei jenen aber iſt nun das Beſondere, daß jeder Wellenberg aus weißem Quarzſande beſteht, während in jedem Wellenthale nur ſchwarzer Eiſenſand liegen bleibt, ſo daß dort die gelben Dünen mit einem feinen Netze ſchwarzer Striche überzogen ſind.

Meine Freunde machten mich unterwegs auf mehre

Dünenabhänge aufmerksam, wo die Heidekräuter und die Dünenhalme mit einander gemischt waren und neben einander wuchsen. Sie sagten, die Heide habe hier den Vertilgungskrieg mit dem Dünenhalm begonnen, und dieser sei im Absterben begriffen. Wie nämlich auf den Schlickbänken, welche allmälig ackerbare Marschen werden sollen, eine Pflanze nach der anderen erscheint und eine die andere verdrängt, eben so geschieht es auch auf den vom Winde aufgeworfenen Sanddünen.

Hier erscheint zuerst gewöhnlich Dünenhafer, den der Dünenroggen, der stärker ist als dieser, erdrückt. Nun erst können die Heidekräuter kommen, dringen aber mit solcher Uebermacht an, daß sie im Laufe weniger Jahrzehnte allen Dünenhalm vertilgt und ausgeschlossen und den Sand mit brauner Heide überzogen haben.

Auf einem Felde, wo dieser Kampf stattfindet, steht die Heide mehr oder weniger dicht, und dazwischen sieht man kleine Stellen, die noch mit grünen Dünenhalmen bewachsen sind, wie eingesprengte kleine Oasen. Da, wo der Sieg der Heide schon entschieden ist, erscheinen nur noch in Entfernungen von 10 Schritten ganz vereinzelte Dünenhalme. Wenn die Heide den Sandboden eine Zeit lang — vielleicht 100 Jahre? — bedeckt hat, so können auch Ackerpflanzen kommen. Der Boden kann aufgerissen und zum Kartoffel-, Rüben- und Haferbau benutzt werden. Es giebt mehre kleine innere Dünen, die mit in das Gebiet des angebauten Landes gezogen worden sind.

Zu den berühmten Naturschauspielen auf der west-

lichen Seite von Jütland gehört noch die Aussicht von dem sogenannten „rothen Kliff," das wir auf dem Heimwege besuchten. Es ist dieß ein über 100 Fuß hoher schroffer Abhang der Küste, der dadurch entstanden ist, daß das Meer hier das hohe Geestland der Insel durchsägt hat. Es sind selbst auf dieses hohe Ufer Dünen aufgesetzt und mit ihnen ist das Ganze etwa 200 Fuß hoch.

Man sieht von hier weit über das Meer hin, und der breite helle Saum des flachen Sandstrandes, der sich rechts und links wie eine große Heerstraße am Fuße hinzieht, nimmt sich wie ein magnifiquer Kunstweg zwischen Fels und Meer aus.

Das rothe Kliff hat seinen Namen von der röthlichen Farbe seines Gesteins, und die Nordseeschiffer kennen diesen rothen Streifen der Insel Sylt sehr wohl. Man zeigte uns später mehre Dendriten, Echiniten und andere versteinerte Gegenstände, die sich in diesem Kliff finden, und bemerkte zugleich, daß dieselben Gegenstände auch in dem Gestein von Helgoland zu finden seien, und daß der helgolander Felsen überhaupt ganz aus derselben festen Keuperformation bestehe, wie diese Sylter Klippen.

Sollte dieß, wie ich glauben muß, seine Richtigkeit haben, so wäre es wohl eben so wenig zweifelhaft, daß Helgoland einst mit diesen Gegenden zusammengehangen und daß das Meer diesen Zusammenhang getrennt hat, wie dasselbe bei den französischen und englischen Kreideklippen geschehen ist, die sich ebenfalls einander vollkommen gleichen.

Ich will hierbei noch bemerken, daß man mir auf Sylt ebenfalls mehrfach versicherte, daß der Dialekt der helgolander Friesen eine auffallende Aehnlichkeit mit dem der Sylringer habe, und daß ein Sylringer noch heutigen Tages einen Bewohner des entfernten Helgoland besser verstehe als seine nächsten Nachbarn, die Föhringer und Fastewallinger. Ich sage, ich will dieß erwähnen, obgleich ich nicht so kühn sein will, zu behaupten, daß schon damals, als die rothen Felsen von Helgoland noch mit den rothen Klippen von Sylt zusammenhingen, hier Friesen gewohnt und in Folge dieses Zusammenhanges einen gemeinsamen Dialekt gehabt hätten.

Man wird hier im Westen der cimbrischen Halbinsel vielfach an den Westen von Irland erinnert. Doch sind die Aussichten von den westlichen Klippen Irlands noch viel großartiger als die von den rothen Kliffs der cimbrischen Halbinsel. Uebrigens fanden wir auf diesen höchsten Spitzen der Dünen und Kliffe Sylts selbst im ärgsten Sturme eine eben solche Windstille, wie auf denen von Irland, und dieß aus sehr erklärlichen und natürlichen Ursachen. Was mir aber interessant dabei war, war der Umstand, daß auch das in den Dünen lebende Vieh dieß sehr wohl weiß, indem es sich bei einem starken Sturme gleich auf die Gipfel der schroffen Dünen zurückzieht und sich da aufstellt, um Ruhe und Schutz für seine Augen gegen den im Sturme entführten Sand zu suchen. Dieser vom Winde bewegte eckige Sand ist höchst unangenehm und kann, wenn die Körner etwas

groß und ſpitzig ſind, den Augen gefährlich werden; daher laſſen auch Einige, die viel in den Dünen zu thun haben, ſich Dünenbrillen anfertigen.

Vom rothen Kliff aus kamen wir durch die Ueberreſte eines ſylringiſchen Waldes, welcher „Klawenbuſch" heißt. Dieſe Ueberreſte beſtanden in einem einzigen niedrigen Buſche, der mit ſeinen knorrigen, verwachſenen und in einander verklammerten Zweigen ganz ſo ausſah, wie es viele Büſche und Bäume in dieſen cimbriſchen Gegenden giebt. Er hatte dieſelbe Phyſiognomie wie die zu Büſchen erniedrigten Bäume in den Steppen und anderen windreichen Ländern.

Die Geſchichte, die man uns von jenem Buſche erzählte, hätte Aeſop in ſeinen Fabeln benutzen können. Der Klawenbuſch, hieß es, ſei früher ein großer dichter Wald geweſen, der guten Beſtand gehabt hätte, weil ein Baum dem anderen gegen den Wind Schutz gegeben.

Die Bewohner der beiden benachbarten Dörfer hätten ihre „Klawen" (das Nackenholz am Pferdegeſchirr) daraus geſchnitten. Weil aber die Bewohner des einen Dorfes geglaubt, daß die des anderen eifriger und mehr geſchnitten, als ihnen zugekommen, ſo hätten ſie ſelber nun noch eifriger darauf losgehackt, um ihren Antheil an dem koſtbaren Holze in gehöriger Fülle zu beziehen. Dieß hätten die Anderen bemerkt, und, um ihrer Seits nichts zu verlieren, hätten ſie ihre Nebenbuhler im Eifer noch übertroffen.

Beide Parteien hätten nun ſo lange blind darauf

los gearbeitet, bis ſie auf einmal zu ihrem Schrecken erkannt, daß von ihrem ganzen Beſitzthume nichts mehr übrig geblieben als jener alte knorrige Buſch, während ſie doch, wenn ſie ſich gegenſeitig über ihre Rechte vereinbart hätten, den Wald zu ihrem und ihrer Nachkommen Nutzen recht gut hätten retten können. Jenen Buſch hätten ſie daher als Monument ihrer Thorheit oder vielleicht auch in der vergeblichen Hoffnung, es möchte wieder ein großer Wald daraus entſtehen, unangetaſtet gelaſſen. Jetzt iſt das einzige Gehölz auf der Inſel nur noch das niedrige Gebüſch, welches die Entenkoje umgiebt, und hier giebt es eine Menge kleiner Fußpfade unter den niedrigen, verſchrumpften und dicht verſchränkten Bäumen für die Bewohner der Inſel, welche an Feſttagen oft Vergnügungspartieen hierher machen, um zu erfahren, wie es ſich in einem Haine ergehe.

Wir ließen uns die Mühe nicht verdrießen, unſeren Körwagen zu verlaſſen, um eines der an unſerem Wege liegenden Gräber zu beſuchen, das uns um ſo mehr intereſſirte, da es eines von den ſeltenen flachen viereckigen war, die ſich aus uralter, noch über Odin hinaufreichender Zeit herſchreiben, und welche Rieſenbetten oder „Kämpegräber" (Heldengräber) und hier auf Sylt „Börder" genannt werden.

Dieſe Börder ſind vielleicht auch deßwegen ſeltener, weil ſie in der Regel ſehr niedrig ſind und ſehr viel Raum wegnehmen, ſo daß ſowohl größere Möglichkeit, als auch mehr Grund vorhanden iſt, den Pflug über ſie

hingehen zu laſſen und ſie mit dem Ackerfelde zu verbinden, als bei den hohen kegelförmigen Hügeln, welche man hier bloß „Hooger" (Hügel) nennt. Während es auf Sylt über 200 ſolcher Hooger giebt, ſind der Börder kaum ein Dutzend übrig.

Wir erkannten auf unſerem Grabe noch deutlich zwei Oeffnungen, in denen wahrſcheinlich die zum Grabe gehörigen Steinkammern geſtanden hatten. In dem einen Loche lagen noch einige Steine. Doch dieſe Sylter Grabmäler und die ſich an ſie knüpfenden Sagen verdienen es wohl, daß wir noch einmal auf ſie zurückkommen.

Ein Nordweſtſturm.

So wohl uns auf dieſer Inſel gebettet war, ſo mußten wir doch allmälig an unſere Abreiſe denken und beſtimmten dazu den folgenden Tag. Allein Aeolus und Neptun ſprachen dazu ein beſtimmtes und deutliches „Quod non!“

Es hatte den Tag vorher ſchon ziemlich ſtark geweht, in der Nacht wurde der Wind noch ſtärker, und den folgenden Tag behauptete man ſchon, es ſei ein Halbſturm; gegen Abend aber blieb uns nichts übrig, als dieſen Halbſturm für einen entſchiedenen Sturm zu erklären, der uns nun dermaßen zu belagern anfing, daß wir uns noch einige Tage in Geduld faſſen mußten.

Wir benutzten dieſe Sturmtage zur Beobachtung der Folgen einer ſolchen Erſcheinung auf Thiere, Menſchen und Pflanzen und zu einigen anderen Beſchäftigungen. Am merkwürdigſten waren mir die Einwirkungen deſſelben auf die Pflanzen.

Wie man immer ein ungläubiger Thomas iſt bei dem, was man nicht ſelber ſieht und mit Händen greift, ſo hatte ich nie ſo recht an die Verdorrung

der Bäume in einem Sommersturme glauben wollen. Jetzt sah ich aber, so zu sagen, die ganze Vegetation der Insel vor meinen Augen untergehen. Als wir auf Sylt ankamen — es war im Anfange Augusts — waren noch alle Bäume vor den Häusern und in den Gärten der Insel recht frisch und wohl conservirt. Als aber der Sturm zu Ende ging, zeigten sie sich zum Theil zerrissen und zerzaust, die meisten hingen zusammengeschrumpft, verdorrt und geschwärzt an den Zweigen, und unsere Freunde versicherten uns, wenige Tage später würden sie alle ganz schwarz werden und abfallen und die Bäume entlaubt dastehen. Nur diejenigen, die vollen Schutz hatten, waren unversehrt geblieben. Bei einigen, die der Wind in einem pfeifenden Strome durchschnitten, war nur die halbe Blätterkuppel verkohlt und die andere Hälfte gesund geblieben. Ein orthodoxer, an Dryaden glaubender Grieche hätte die armen, vom Boreus gepeitschten und zerzausten, vor Angst sich biegenden und krümmenden Bäume nicht ohne inniges Mitleiden ansehen können.

Es war, als hätte der Wind einen giftigen Athem gehabt. Man sagte uns zwar, es käme dieß Alles nur von der bloßen heftigen und unnatürlichen Erschütterung der Blätter, die eine gehörige Circulation der Säfte verhindere, und, man könnte ja auch einen Menschen zu Tode schütteln. Aber auch unsere Bäume im Binnenlande werden zuweilen Tage lang vom Winde geschüttelt, und doch sieht man nichts Aehnliches. Auch in England giebt es wohl ungeschützte Küsten und hef-

tige Winde, und doch iſt dort dieß Unheil weder ſo allgemein verbreitet, noch ſo ganz gewöhnlich, wie hier auf den frieſiſchen Inſeln und wie in ganz Jütland und Dänemark. Schickt denn nach Weſten hin die Nordſee dem Pflanzenleben ganz beſonders ſchädliche Ausdünſtungen?

Die Blätter der Kaſtanienbäume ſollen in einem ſolchen Sturme am erſten verdorren, dann die der Linden, zuletzt die der Pappeln und Weiden, und am wenigſten ſollen die des Schleidorns angegriffen werden. Es iſt natürlich, daß die Blätter eines Baumes, je größer ſie ſind und je ſteifer ſie anſitzen, um ſo mehr leiden müſſen. Je ſchlaffer, ſchmaler, länglicher und kleiner die Blätter ſind, deſto beſſer können ſie den Sturm vertragen, weil ſie nachgeben und keine ſo großen Erſchütterungen erleiden.

Unſere Freunde machten uns auf den beim Sturme ſtatthabenden Salzniederſchlag aufmerkſam. Die Fenſter des Hauſes waren mit Salz angeflogen, wie im Winter bei einem leiſen Froſte mit Reif, und das Licht fiel merklich trüber durch ſie hindurch. Wenn wir mit den Fingern über die Fenſterſcheiben wegſtrichen, ſo gewannen ſie einen bedeutenden Salzgeſchmack.

Der Sturm hebt nämlich, wenn er ſcharf über die Wellen hingeht, eine Menge Waſſertheilchen mit ſich in die Luft. Er zertrümmert die Köpfe der Wellen und ſchleudert die verſpritzten Tröpfchen mit Gewalt empor, und indem er ſie entführt, zerkleint er ſie immer mehr. Das Waſſer mag endlich verdunſten, und zuletzt fliegen

wohl nur noch Salztheilchen in der Luft. Wenn wir eine Zeit lang uns diesem Sturme ausgesetzt hatten und dann unsere Lippen mit der Zunge berührten, so merkten wir bald, daß sie salzig waren. Zuweilen soll sich ein so dichter Salzanflug auf dem Gesichte anlegen, daß man ihn fühlen kann, wenn man die Haut der Gesichtsmuskeln zusammenzieht.

Daß auf dem offenen Meere eine solche Salzincrustirung der Fenster und Gesichter nicht in dem Grade bemerkt wird wie hier, mag von dem Umstande herrühren, daß die See dort nicht so sehr zersplittert wird, wie in den heftigen und zahlreichen Brandungen an diesen Küsten.

Ich warf die Frage auf, ob man nicht zuweilen auch gesalzene Regenschauer verspüre. Man verneinte dieß hier, doch erzählte man mir auf Föhr allerdings von feinen salzreichen Spritzregen und sagte, sie wären den Blättern besonders schädlich.

In dem Hintergebäude des Hauses, in dem ich wohnte, hatten sich Schwalben eingenistet, die jetzt gerade Junge hatten. Wir hörten am zweiten Sturmtage diese Jungen ganz erbärmlich schreien. Wir gingen hin und fanden sie alle mit langen Hälsen zum Neste herausgucken. Die Alten flogen ebenfalls schreiend, unruhig und in Verzweiflung in den Gebäuden hin und her. Der Sturm, welcher alle Insecten verschlagen hatte, machte es ihnen unmöglich, auszufliegen, um ihren Jungen Nahrung zu holen. Unsere edle Wirthin zerhackte Fleisch und Brodkrümchen, und wir mußten die

halbverhungerten Thierchen während der Dauer des Sturmes füttern.

Wäre es bloß bei den Blättern und Schwalben geblieben, ſo hätte man noch nicht viel Urſache zum Klagen gehabt; denn das mit Salz incruſtirte Obſt, welches dieſe Sandinſeln hervorbringen, kann wohl nur mit dem färoerſchen und ſhetländiſchen Obſte um den Vorrang ſtreiten. Aber leider ging es auch bald über die Wieſen und Heerden der armen Inſulaner her.

Unſer Schrecken war nicht gering, als wir auf ein Mal die Meeresbrandung, die wir bisher nur aus der Ferne am Strande und auf den Sandbankkränzen bewundert hatten, mitten in der Inſel ſich emporbäumen ſahen.

Das Meer hatte ſich ſchon am zweiten Sturmtage erhoben und war über die Marſchen ausgetreten. Gegen Abend ſtieg es ſo bedeutend, daß es ſich wie ein gewaltiger Strom mitten durch den fruchtbarſten Theil der Inſel, der zugleich auch der niedrigſte war, ergoß und, aus einem Meerbuſen in den anderen fließend, die große Inſel in zwei Theile zerſchnitt.

Der tobende Sturm peitſchte die Wogen ſo heftig herein, daß Ebbe und Fluth faſt gar keine Wirkung mehr auf die Höhe des Waſſers zu haben ſchienen. Es ſchwoll während der Ebbe eben ſo mächtig heran, wie während der Fluth. Die Leute, die ſich um die Mitte des Sommers keines ſo heftigen Sturmes verſahen, hatten ihre Heerden ſorglos auf der Wieſe ge-

laſſen, und es gab nun Noth und Arbeit übergenug, um den bedrängten Thieren Hilfe zu bringen.

Die überflutheten Gegenden, die wir mit dem Perſpective betrachteten, boten einen intereſſanten Anblick dar. Die grauen Salzwogen des Meeres ergoſſen ſich in mannichfaltigen Strömen darüber hin und ſchäumten und brandeten gegen die hohen Ufer der Geeſt an. Ueberall ragten noch grüne Marſchſtreifen und Wieſeninſeln aus dem Waſſer hervor, und auf ihnen hatten ſich die Heerden zuſammengedrängt, Schafe, Pferde und Rinder. Alle dieſe Thiere ſchienen indeß ziemlich unbeſorgt um das, was um ſie her vorging, denn ſie fraßen und weideten meiſtens ruhig fort, und ihr Gleichmuth bildete einen merkwürdigen Contraſt zu der Aufregung ihrer Herren und Eigenthümer, ſowie der Wellen umher, die immer drohender und gefährlicher anſchwollen.

Unſere Geſellſchaft, die mit einem Perſpective vor einem Hauſe verſammelt war, faßte zuweilen eine ſolche bedrängte Thiergruppe in's Auge, und es wurde darüber hin und her gewettet, ob ſie untergehen oder ſich halten würde.

Es kommen gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten auch einige Menſchen um's Leben, denn die Leute wagen natürlich Alles und geben ihre eigene irdiſche Exiſtenz preis, um die ihrer Schafe zu retten. Sie ſetzen ſich zu Pferde oder ſpringen in ein Boot und ſuchen ſich zu den Inſeln und Bänken durchzuarbeiten, um ihre Thiere auf's Trockene zu bringen. Da ſind ihnen denn die

tiefen Schloten ſehr im Wege, über die meiſtens nur ſchmale und leicht zerſtörbare Brücken führen.

Der Sturm brauſte wüthend über die Inſel hin und führte noch immer neue wilde Meeresausgeburten herbei. Der Schleier der Nacht fiel bald auf dieſe traurige Scene herab und entzog ſie unſeren Blicken, doch ging unſeren geiſtigen Augen dadurch nur ein noch ſchreckhafteres Bild auf, denn wir gedachten der armen Hirten und Schafbeſitzer, die nun ganz nahe bei uns mit den Wellen und Stürmen kämpften, um ihre Habe zu retten.

Ich ſchloß mich an einen dieſer Männer an, der ſich erſt am Abend aufmachte, weil ihm nun doch um ſeine, wenn auch an einer höheren Stelle angetüderten Schafe bange geworden war. Wir gingen am Strande des inneren Haffs hin, um wo möglich zu der Wieſe zu gelangen; allein wir konnten leider nicht weit kommen, denn der überfließende Meeresſtrom ſtürzte ſich hier in einer Menge wilder Arme in's Haff hinein.

Durch einige der kleineren Arme konnten wir freilich durchwaten, allein bald traten uns ſo bedeutende entgegen, daß wir unſere Abſicht aufgeben mußten. Meinem armen Inſulaner pochte das Herz ſeiner gefährdeten Schafe wegen. Ich hatte Mitleid mit ihm, genoß aber auch zugleich den Eindruck der wilden Scene der rings um uns her tobenden Wogen, deren Brauſen in der Finſterniß noch drohender klang.

Man findet einen poetiſchen Genuß darin, etwas Gefahr zu beſtehen, wenn ſie nicht gar zu groß iſt, und ich dachte mir, es könne in jedem nächſten Augenblicke

ein ganzer Wasserberg aus der See gehoben werden und uns Atome hinwegspülen. Es kam mir vor, als sähe ich zwei Oceane, die begierig und leidenschaftlich zusammenstürzten und zu ihrer Vereinigung ihre Gewässer vermischten.

Der Himmel war mit Wolken bedeckt, und dicke Finsterniß hing auf die sich vermischenden Meere und Lande herab. Als wir an den Rand der Geest zurücktraten, bemerkten wir jedoch an einem kleinen Saume von Schilf, Strohhalmen und Holzstückchen, die im Grase hingen, daß das Wasser bereits im Fallen sein müsse.

Mein Gesellschafter beschloß nun, nach Mitternacht noch ein Mal mit seinem Knechte hinauszugehen, weil dann die Ebbe eintreten und das Wasser noch mehr fallen mußte. Ich bemerkte ihm, daß dieß unnütz sein würde, denn das Schicksal seiner Schafe sei nun wohl entschieden; entweder seien sie ertrunken, und dann könne er sie nicht mehr retten, oder sie seien lebendig geblieben, dann sei seine Hilfe überflüssig. Er sagte aber, in beiden Fällen sei seine Gegenwart am Platze nothwendig, denn wenn seine Thiere todt seien, so wolle er wenigstens die Haut und die Wolle retten, seien sie aber nicht todt, so könne es doch sein, daß sie im Sturme und schlechten Wetter auch ohne Wasser noch auf andere Weise umkämen.

Als wir wieder auf dem Trockenen standen und nochmals über das trostlose Meer hinsahen, gedachten wir der armen Schiffer, die jetzt wohl Noth leiden möchten. Es war ein Gedanke zur rechten Zeit, wie

es ſich an dem folgenden Tage zeigte, wo wir die Schiffe auf den Wieſen und zwiſchen den Brunnen, Kirchentrümmern und Stavenplätzen des alten untergegangenen Frieslands feſtſitzen ſahen, ſo zu ſagen wie einen Trupp Enten, zwiſchen welche, ſchnappend und ſie zerſtreuend, ein ein Hund gefahren iſt und von denen die eine hier, die andere dort an's Ufer gejagt iſt.

Ich zog mich indeſſen für den Abend zu meinem Gaſtfreunde zurück, der mir bei der Lampe trautem Schimmer und einer gemüthlichen Pfeife Tabak ſeine Lebensabenteuer erzählte. Unſer Haus lag ſehr hoch, mitten in den ungeſtümen Wogen, feſt ankernd auf dem ſicheren Geeſtboden. Schafe zu verlieren hatten wir nicht, und helfen konnten wir leider auch nicht, weder den armen Schiffern, die jetzt Nothſchüſſe gegen das Ufer ſandten, noch auch den armen Schäfern, die nach ihren Schafen ſchrieen, wie ſonſt wohl die Schafe nach dem Schäfer blöken.

Da ich wohl zu dem Gedanken veranlaßt war, daß in demſelben Augenblicke, wo mein Freund mir ſeine Abenteuer erzählte, ganz ähnliche Dinge ſich rund herum ereignen möchten, ſo hörte ich ihm um ſo aufmerkſamer zu und ſah gewiſſermaßen Alles, was er ſagte, vor Augen.

Beſonders war mir ſeine letzte Rückfahrt von Weſtindien intereſſant, die mit einem Schiffbruch dicht vor dem Hafen geendigt hatte. Er hatte ein Schiff übernommen, das in Hamburg nicht im beßten Rufe ſtand. Es giebt ſolche Schiffe, ſagte er, wie es Menſchen von ſchlechtem Rufe giebt, und die Orthodoxen unter den

Schiffern haben zuweilen einen kleinen Aberglauben dabei, indem sie meinen, daß auf diesem oder jenem Schiffe kein Segen ruhe, und sie nehmen deßhalb keinen Dienst auf denselben.

Auf der ganzen Reise, die halbe Welt hin und zurück, zeigte sich das Schiff, das Elisabeth hieß, indeß tüchtig und geschickt und kam im beßten Stande bei den Azoren und endlich bei Europa, in dem Canale und in der Nordsee an. Indeß, Niemand lobe den Tag vor dem Abende. Auf der Höhe von Texel wurde es von einem ähnlichen Nordweststurme ergriffen, wie wir ihn jetzt brausen hören, und durch die Gewässer an den norddeutschen Küsten mit einer Rapidität vorwärts getrieben, die selbst der Dampfkraft und der Schnelligkeit der Locomotive spottete.

Man bekam endlich den Leuchtthurm von Helgoland in Sicht, und mein Freund, der der Commandeur des Schiffes war, machte den Versuch, sich im Schutze dieser Insel zu halten und zum Ankern zu kommen. Allein die See „rollte" so gewaltig, daß alle Anstrengungen der Mannschaft vergebens waren. Auch „brannte" das Meer an den Küsten viel zu hoch, als daß sie die Hilfe eines Lootsen von Helgoland her hätten erwarten können.

Gegen Osten war nun keine freie See mehr, Friesland und Jütland versperren hier den Weg. Es blieb also nichts übrig als der Versuch, in die Mündung der Elbe einzufahren, was bei heftigem Sturm und ohne Lootsen ein Wagstück ist, zu dem sich ein Capitain nur im äußersten Nothfalle entschließt.

Man gab also die Position hinter Helgoland auf und überlieferte sich von Neuem den Winden. Sonst kommen die Elblootsen den Schiffern wohl weit auf der See, ja selbst bis nach dem Canal bei England hin entgegen; allein bei dieser Aufregung der Elemente ließ sich weit und breit kein Lootse blicken.

Vor den Mündungen der Elbe, wo die Wellen, von allen Seiten her zurückgeworfen, sich mehrfach durchkreuzen, gingen drei, vier „Seeen" (das heißt in der Seemannssprache Wellen) übereinander weg. Auch kommen in solchen Stürmen mehr Brandungen zum Vorschein, als es deren bei ruhigem Wetter giebt. Das Meer wird nämlich dann in größerer Tiefe aufgeregt und brandet und bäumt sich also auch gegen die tiefer liegenden Bänke auf, während es in ruhiger Zeit nur gegen die höheren Sandbänke und Ufer anschlägt.

Die Nacht fiel herab. Die Schiffer hielten auf den Leuchtthurm von Cuxhaven zu. Einige Meilen von der Küste liegt dort ein Wachtschiff vor Anker, das stark bemannt ist und bedrängten Schiffen Hilfe bringen soll Dieses Wachtschiff sahen sie sich plötzlich zur Seite. Sie gaben ihm Zeichen, thaten einen Nothschuß und schwenkten sich um das Schiff herum, indem sie es von Neuem versuchten, hinter ihm vor Anker zu gehen und sich wenigstens so lange zu halten, bis die Wache ihre Lootsen und ihre Mannschaft zu Hilfe gesandt haben werde. Allein sie riefen dieses Schiff vergeblich an. Die Wächter, die wahrscheinlich für ihre eigene Existenz fürchteten, wollten sie nicht bemerken und blieben bewegungslos an ihrem Bord.

Dieſes Manöver und dieſe Feigheit der Wächter waren meines Freundes Unglück. In der Hoffnung, daß die Leute ihn nicht im Stich laſſen würden, hielt er ſich eine Zeit lang, das Bugſpriet gegen den Wind gekehrt, auf derſelben Stelle; endlich aber mußte er ſich entſchließen, von Neuem zu wenden und ſich weiter auf die ſtürmiſche Flucht zu begeben. Allein ein Schiff läßt ſich im Sturme nicht ſo leicht kehren, wie man eine Hand umdreht. Im Wenden bekommt man die ganze Laſt des Windes in die Seite, und dieß kann verderblich werden.

Indem die Schiffer wenden wollten, wurden ſie rück- und ſeitwärts getrieben, aus dem rechten Cours verſchlagen und erlangten auf einmal die Ueberzeugung, daß es mit dem Drehen ein Ende habe; das Schiff „ſtieß auf," das heißt, es wurde auf eine Sandbank geſetzt und legte ſich, vom Sturme und den andringenden Wellen erfaßt, ſofort auf die Seite.

Es blieb der Mannſchaft jetzt nichts übrig, als auf der Stelle das Schiff preiszugeben und das nackte Leben in den Booten zu retten. Mitten in der rollenden See am Bord eines geſtrandeten Schiffes länger zu verweilen, als nöthig iſt, um die Boote flott zu machen, iſt nicht rathſam; denn die ſich in hohen Bergen heranwälzenden Wellen heben das Schiff erſt hoch empor und laſſen es dann im Weiterſchreiten mit ſolcher Rapidität wieder auf die Sandbank fallen, daß alle ſeine Fugen auseinander gehen und das ganze Gebäude zerſchellt. Es giebt kein Schiff, das dieſe Art von Prellen lange ertragen

könnte. Viele Schiffe zerſcheitern ſchon beim erſten Stoße ſo, daß im nächſten Augenblick von ihnen nichts mehr über Waſſer bleibt als Bröckeln und Breter, indem das ganze Holzgebäude, ſo zu ſagen, wie Glas zerſplittert. Was die Schiffe zerſtört, iſt aber, wie man ſieht, nicht ſowohl der Wogenſchlag, als vielmehr das eigene ſchwere Gewicht, mit dem ſie auf die Sandbänke zurückfallen. Ich glaube aber, es gehören atlantiſche Wogen dazu, um dieß zu vollbringen; in der Oſtſee mag es wohl ſelten geſchehen, daß große ſchwere Schiffe ſo mit einem Ruck zermalmt werden.

Alſo „in die Boote!" hieß es. Die Fluth dauerte noch zwei Stunden, und bei tüchtigem Rudern konnte man hoffen, noch vor der Ebbe das Ufer zu erreichen. Alle Mannſchaft arbeitete, um ſich dem Wirbel der grauſen Naturmächte, in den ſie gerathen war, zu entreißen.

Die Bedrängten erreichten glücklich den Leuchtthurm von Cuxhaven, der mitten im Waſſer ſteht. Schon waren ſie ihm ſo nahe, daß, wenn eine Welle ſie hob, das Licht des Feuers auf ihren Compaß und ihre Uhr fiel, — zwei Gegenſtände, die der Schiffer hier immer beobachten muß, um ſich über die für ihn ſo wichtigen Dinge, Zeit, Ort und Himmelsgegend, zu belehren, — ſchon ſahen ſie die Lichter der Wohnungen am Ufer, — da auf einmal bemerkten ſie, daß ihr Rudern ſie nicht weiter brachte. Die Fluth hatte „gekentert" (ſich gewendet), und die Ebbe, die mit Macht vom Ufer herfloß, hatte ſie gefaßt.

Die Mannſchaft war ermattet und konnte dem

Strome, der hier um so stärker ist, da er sich mit dem aus der Elbe hervorbrechenden Strome vereinigt, keinen Widerstand leisten. Es entsank den Leuten der Muth, und sie mußten sich dem Oceane abermals überliefern.

Der Capitain, der am Steuer stand, „peilte"*) noch einmal beim Schimmer des Cuxhavener Leuchtfeuers und hielt dann das Boot, so weit es Ebbe und Wind zuließen, den Küsten möglichst nahe, und mit der Fluth des anderen Morgens gelang es ihnen endlich, an der gegenüberliegenden Küste Holsteins auf's Trockene zu kommen und den hohen Deich dieser Küste zu erklimmen. Die Elisabeth hatte über Nacht das ihr bestimmte Schicksal erreicht, sie war in Trümmer gegangen.

Solche und schlimmere Abenteuer hat wohl mancher kühne Seemann erlebt und geduldig ertragen, allein ein phantastisches Festlandskind lauscht diesen Erzählungen gern und findet manches Lehrreiche, Piquante und Schauerlich-Erregende darin.

Am folgenden Tage hörten wir viel von den Folgen dieser Nächte. Dem einen Insulaner waren 10, dem anderen 13, dem dritten sämmtliche Schafe ertrunken, und die Leichname der Thiere, die man des Felles und der Wolle wegen aufgefischt hatte, wurden auf Leiterwagen ins Dorf gefahren. Mancher war sogar noch ganz ungewiß über das Schicksal seiner Heerde.

Beachtete ich das Benehmen dieser Leute und

---

*) „Peilen" heißt die Richtung des Laufes nach dem Compaß bestimmen.

dachte ich mich lebhaft an ihre Stelle, ſo konnte ich ihre Geduld, ihren langmüthigen Ernſt nicht genug bewundern. Wir hätten uns nicht gewundert, wenn lautes Klagen und Jammern den Ort erfüllt hätte, aber wir vernahmen nichts dergleichen. Dagegen gelangte die Kunde zu unſeren Ohren, es ſeien über Nacht zwei Schiffe geſtrandet, eins im Norden bei Liſt und eins in der Mitte von Sylt.

Wir machten uns ſogleich auf, um zum äußeren Strande zu fahren und zu ſehen, wie ein geſtrandetes Schiff ſich ausnähme. Hat man für Maler Schiffe in die Luft geſprengt, ſo können wohl auch Schriftſteller Schiffe als für ſie auf den Strand gelaufen betrachten, beſonders wenn die Sache einmal nicht mehr zu ändern ſteht.

Wir waren kaum eine Stunde gefahren, ſo erhielten wir die Botſchaft, es wäre eben noch ein drittes Schiff aufgelaufen, und als wir ſelbſt endlich an den Strand kamen, war mittlerweile noch ein viertes dazu gekommen. Sie lagen indeß alle eine oder zwei Stunden weit auseinander, und wir konnten daher nur zwei davon beſuchen.

Es waren lauter kleine Seeſchiffe, Holländer und Blankeneſer, die am wenigſten im Stande ſind, die hohe See zu halten, und die, wenn Boreas die Backen ein wenig voll nimmt, ſogleich wie Spreu auseinander ſtieben und ſich ans Ufer retten.

Das eine von ihnen war „gekentert," d. h. umgekehrt ans Land geſchwommen. Es war mit Mehl

beladen, und man hatte bereits ein Loch in den Boden geſchlagen, um die Mehlfäſſer daraus hervorholen zu können. Natürlich hatte man weder Mann noch Maus an Bord gefunden. Wir gingen zunächſt zu dem zuletzt aufgelaufenen Schiffe. Es lag, wie auch alle übrigen Schiffe, nahe am Ufer. Der Hauptſtrand vor Sylt iſt nicht wie der vor Amrum mit großen Sandbänken umgeben, und den hier ſtrandenden Schiffen iſt alſo leichter Hilfe zu bringen, da ſie näher herankommen. Es ſoll hier ſogar ſich zugetragen haben, daß ein Schiff der Art gegen das Ufer geſchleudert wurde, daß es mit dem Bugſpriet in die weichen Thonbänke eines hohen Kliffs hineinrannte und wie ein Einhorn, das bei ſeinem Stoße einen zu ſtarken Anlauf genommen, darin ſtecken blieb.

Gewöhnlich wird hier wenigſtens das Leben der Leute gerettet, während es in den Amrumer Sandbänken ſich immer um Sein oder Nichtſein handelt.

Die bei den Schiffbrüchen betheiligte Bevölkerung der weſtlichen Dörfer war ſchon auf den Beinen und gruppirte ſich bei den verſchiedenen Schiffen, um hilfreiche Hand zu leiſten. Vor Allen zeichnete ſich unter ihnen der Strandvogt aus, der in einem altmodiſchen kleinen, mit zwei 5 Ellen hohen Rädern verſehenen Einſpänner, wie er für die ſandigen und unebenen Dünenwege am zweckmäßigſten iſt, heraneilte.

Die Mannſchaft wurde vor unſeren Augen ausgeſchifft, und nachdem der Strandvogt mit ſeinem Einſpänner, deſſen Thron er nicht verließ, gegen das Schiff

Front gemacht hatte, begann das Examiniren des Capitains, der, so durchnäßt er war, auf eine Reihe von Fragen seine Antworten zu Protokoll geben mußte. Woher er komme, wie sein Schiff heiße, was er geladen, warum er daliege, was die Ursachen seiner Strandung, alle diese Fragen folgten rasch auf einander. Der Wind, welcher noch immer heulte, hätte die beiden letzteren wohl statt des Capitains beantworten können, aber es waren natürlich alle diese vorläufigen Aussagen aus vielerlei Rücksichten durchaus nöthig.

Dann kam die Frage, ob er das Schiff übergeben und sich den Strandgesetzen unterwerfen, d. h. ob er die Bergung der Güter und des Schiffs der Behörde mit ihrer Mannschaft anheimstellen, oder ob er zur Besorgung des Nöthigen sich selbst auf der Insel Leute miethen wolle. Diese Frage beantwortete der Schiffer sehr bereitwillig mit „Ja." „Ach ja wohl übergeben," sagte er, „übergeben!"

Natürlich übergeben sie Alle, wie man sich leicht denken kann. Sie kommen ja wie aus der Hölle Rachen, segnen den sandigen Strand, der ihnen das Leben rettete, und fühlen wohl auch alle Bande der Liebe zu ihrem Schiff, das sie im Stich ließ, gesprengt. Auch kommen sie an diese fremde Küste wie im Traume, wissen vielleicht nicht, was es für ein Land ist, in das sie, wie Herr von Münchhausen in den Mond, hineinfielen, und haben am Ende noch immer mehr Vertrauen zu der Obrigkeit als zu den Küstenbewohnern.

Wie sollten sie nach einem Schiffbruche, wobei sie

ſich von den beuteluſtigen Inſulanern wie von Seemöven umſchwirrt ſehen, in der Laune fühlen, mit dieſen Leuten in Contract zu treten, ihnen Boote, Arme, Beine, Wagen, Magazine, Wohnungen ꝛc. abzumiethen, während die Obrigkeit, mit allen dieſen Hilfsmitteln verſehen, gleich vor ihnen ſteht.

Der Capitain tritt alſo das Commando ſeines Schiffes völlig ab, und der Strandvogt iſt nunmehr der Befehlshaber des Wracks, und Alles hat ihm zu gehorchen.

Das zweite Schiff, zu dem wir uns hinarbeiteten, war ein kleiner Holländer. Dieſe Leute ſind wahre Waſſervögel, denn ſie niſten ſich gewöhnlich an Bord ihres Schiffes mit Frau und Kind ein. Die Frau des Capitains und ein Säugling waren ſchon über die Dünen hinaus in ein Haus geſchafft worden; Vater, Sohn und Schiffsjunge waren damit beſchäftigt, alle Geräthſchaften aus dem geſtrandeten Familienhauſe, denn das iſt das Schiff für die holländiſchen Küſtenfahrer, herauszuſchaffen.

Da lagen nun alle ihre kleinen Habſeligkeiten im Sande hingereiht, ein kleiner eiſerner Ofen, ein paar blauangeſtrichene „Schaffs" (Schränke), vor allen Dingen der kupferne Waſſerkeſſel und ein porzellanener Theetopf mit den dazu gehörigen Taſſen, und was ſonſt noch Alles zu einer holländiſchen Schiffshauswirthſchaft gehört, dabei ein Butterfaß, ein altes vom Seewaſſer geſalzenes Brod und oben darauf ein angeſchnittener Edamer Käſe.

Als ich auf den Ofen zeigte, ſagte mir der Sohn,

ſie hätten ſchon ſeit 36 Stunden kein Feuer mehr an Bord unterhalten können, weil der Sturm und die eindringenden Wellen dieß unmöglich gemacht. Hätten wir hier einen Teller voll Suppe oder eine Flaſche warmen Punſch zur Hand gehabt, ſie wären an ihrem Platze geweſen. Die Leute ſahen gräßlich zerzauſt und mitgenommen aus, wie Menſchen, die aus einer ſechsunddreißigſtündigen Schlacht kommen. Ihre Geſichter waren von den betheerten Tauenden, die ihnen um die Ohren geſchlagen haben mochten, und ich weiß nicht von was für einem weißen Stoffe, der ihnen ſtrichweiſe auf den Wangen ſaß, förmlich tätowirt. Die Schiffbrüchigen kamen uns ganz weichmüthig und geſprächig vor, und obgleich wir nur neugierige Fremdlinge waren, ſo gaben ſie uns doch umſtändliche Antwort auf jede Frage. Es mag ſchon eine ziemliche Portion Noth dazu gehören, ehe ein holländiſcher Smakbeſitzer ſich geſprächig und klageluſtig zeigt. Sie ſchienen das Land und uns Landbewohner als ihre Erretter zu ſegnen.

Der Sohn, ein Menſch von etwa 20 Jahren, hatte während der Nacht, als ſie ſich dem Strande genähert, unter Anderem folgenden Salto mortale ausgeführt. Eine Welle, die über das Schiff wegging, riß ihn vom Bord und warf ihn vor den Augen des Vaters in die See nach dem Lande zu. Er verſchwand, und das Schiff ging über ihn hinweg. Allein eine zweite Welle führte ihn wieder in die Höhe, und, indem ſie wie die vorige über dem Schiffe zerplatzte, ließ ſie ihn gegen den Bord fallen. Er war geſchickt und glücklich genug, einen Strick zu faſſen,

und mit Hilfe des Vaters gelang es ihm, wieder ganz auf die Beine zu kommen.

Ich wollte an dieſe Erzählung nicht recht glauben und dachte mir, die Leute wüßten wohl ſelbſt nicht recht, was ihnen in dem Getümmel des Sturmes geſchehen ſei; allein die Umſtehenden verſicherten uns, daß ſo etwas nicht unmöglich und nicht ungewöhnlich wäre.

Das Schiff lag wie das vorige am Ufer, und die Wogen gingen darüber hinweg. Jede Welle brach ſich gegen den Rumpf und ſchüttete einen hoch ſich aufbäumenden Platzregen über das Schiff und die darauf beſchäftigten Leute hin. Der Capitän und ſein Sohn ſchienen ſich bloß um ihre eigenen kleinen Habſeligkeiten zu bekümmern, arbeiteten ſich an Bord und kamen dann, von Waſſer triefend, mit einem Pfeifenbröſel, einer Kinderjacke, einem Bierglaſe oder einer Unterhoſe in der Hand zurück, ganz ſo wie man ähnliche kopfloſe Rettungsverſuche auch wohl bei dem Brande einer Hütte gewahrt.

Die Berger beſchäftigten ſich indeß mit den ſolideren Dingen der Ladung, den Ankerketten ꝛc. Sie hatten nicht geringe Eile, denn es war jetzt die günſtige Ebbezeit; in wenigen Stunden mußte die Fluth wiederkommen, und dieſe konnte das Schiff wieder verrücken und gänzlich zertrümmern.

Als wir längs des Strandes zurückkehrten, fanden wir noch manche andere Schiffstrümmer, unter anderen einen gekappten Maſt, an dem wir die noch ganz friſchen Spuren der Beile bemerkten, die ihn vor wenigen Stun-

den gefällt hatten. Vielleicht mochte er zu dem gekenterten Schiffe gehören, von dem alle Menſchenſpur verſchwunden war. Es macht einen eigenen Eindruck, ſolche friſche Spuren des Daſeins von Menſchen zu ſehen, die ſchon im nächſten Moment wie Spreu verweht wurden.

Der Strand war noch mit vielen anderen intereſſanten, vom Sturme ausgeworfenen Dingen beſäet, unter anderen mit den weißen, poröſen Schilden, die der Tintenfiſch trägt und die, wenn er ſtirbt, von ihm allein übrig bleiben. Die Inſulaner ſammeln ſie ſorgfältig, pulveriſiren ſie und geben ſie ihren Schafen als Medicin ein.

Auch große Torfſtücke lagen wie losgeriſſene Felſenmaſſen am Strande herum. Es giebt hier nämlich ſowohl allenthalben am Strande unter den Dünen hervorblickende Torflager, als auch ſolche mitten in der See, wo ſie Zeugen und Reſte des untergegangenen Landes ſind. Im Sturme bricht das Meer ſie heraus und ſchleudert ſie an den Strand.

Es iſt eine eigene Art von Torf, ſalzig, ſchwefelhaltig und voll von noch wenig zerſetzten Wurzeln und Aeſten, und die Einwohner haben daher auch einen beſonderen Namen für dieſe Subſtanz, ſie nennen ſie „Tuul"*). Bei ſehr niedriger Ebbe gehen ſie ſogar ins Meer hinaus und graben dieſes Brennmaterial dort aus dem Meeresboden.

---

*) Sollte mit dieſem Worte wohl der Name des alten nordiſchen Moraſt- und Torflandes Thule zuſammenhängen?

Als wir zu unserer Seestresidenz zurückgekehrt waren, riefen uns unsere Freunde wieder zum Perspectiv heran, das natürlich in Sturmeszeiten auf diesen Inseln nicht ruht, und zeigten uns abermals in der Ferne ein großes Schiff. Dasselbe schien etwa drei Meilen von uns entfernt zu sein, und es wurde erst darüber hin und hergestritten, ob es vor Anker liege oder ob es gestrandet sei. Doch rechneten die Kundigen bald aus, daß auf der Stelle, wo das Schiff liege, nichts Anderes als eine Sandbank ein Schiff zum Stillstand bringen könne.

Es war ein großer Zweimaster und wurde für ein englisches Schiff gehalten. Es schien mir — wahrscheinlich in Folge einer Luftspiegelung — sehr hoch zu liegen und fast in der Luft zu schweben. Dieser Anblick regte uns nur noch mehr auf. Was konnte nicht jenes Schiff für köstlichen Inhalt bergen? Ist doch früher einmal ein Schiff bei Sylt gestrandet, das eine Ladung von 5 Tonnen Goldes Werth enthielt. Das Volk erzählt noch heutigen Tages die Strandung dieses Fahrzeuges. Ebenso wird von einem großen Ostindienfahrer gesprochen, der im Norden von Sylt strandete. Ein ander Mal sollen bei einem Sturme nicht weniger als 16 Schiffe rund um Sylt herum festgerannt sein.

Ja vor etwa 20 Jahren wurde eine Kiste an's Ufer herangespült, die, als man sie öffnete, lauter Juwelenschmuck und goldene und silberne Kostbarkeiten enthielt. Die Strand- und Landvögte ließen diesen Fund in den Zeitungen aller Welt bekannt machen, um den rechten Eigenthümer zu erfahren. Dieser blieb aber

ſtill. Vielleicht hatte er triftige Gründe dazu, vielleicht war das Schiff, zu dem dieſe Koſtbarkeiten gehörten, ſchon vor langen Jahren zu Grunde gegangen. Wahrſcheinlich hatte der Capitain bei der Strandung dieſe koſtbare Kiſte in ein Boot geſchafft und war mit dieſem in der Brandung von Sylt umgekommen. Die ſchwere Kiſte, welche wahrſcheinlich viele Jahre im Sande geſteckt hatte, mochte von den Strömungen allmälig dem Ufer näher gebracht und endlich durch einen glücklichen Zufall entblößt worden ſein.

Die Sachen waren ſämmtlich aus einem Lande, wo die Mode tauſend Jahre auf einem Flecke ſtehen bleibt, nämlich aus China, ſo daß man auch aus der Conſtruction derſelben gar nicht auf die Zeit der Scheiterung des Schiffs ſchließen konnte. Endlich wurde das Ganze verauctionirt, und eine Dame auf der Inſel zeigte mir noch einen ſilbernen Fächer von äußerſt zierlicher chineſiſcher Filigranarbeit, den ſie in jener Auction gekauft hatte.

Kurz alſo, dieſer Fächer ſtak uns im Kopfe, und zugleich gedachten wir auch der werthvollen Leichen der Schiffscapitaine, die man zuweilen nach ſtarken Stürmen in der Nähe der Wracks findet.

Die Schiffscapitaine haben nämlich die Verpflichtung und den Gebrauch, ſo lange an Bord ihres Schiffes zu bleiben, als nur möglich. Sie laſſen zuweilen ihre Mannſchaft fliehen und halten ſich ganz allein auf dem Platze, weil, wenn ſie das Schiff verlaſſen, dieſes nach den Strandgeſetzen als herrenloſes Gut betrachtet wird

und daher dem Eigenthümer viel mehr davon verloren geht.

Die Schiffscapitaine binden sich dann wohl ihre Geldsäcke um den Leib und polstern sich auch sonst noch mit ihren Papieren und anderen kostbaren Dingen aus, und erst wenn sie merken, daß das Schiff in Trümmern auseinander geht, stürzen sie sich, wenn sie ein kleines Boot haben, in dasselbe, und wenn ihnen keins zu Gebote steht, in die offene See, um allenfalls durch Schwimmen sich zu retten. Oft kommen sie dabei um und sind dann, wie gesagt, als sehr werthvolle Leichen neben ihren Wracks zu finden, wie die vom Fuchs zerrissenen Enten, die ihr Nest nicht verlassen wollten. Kurz, sage ich, diese Dinge staken uns im Kopfe, und dazu kam noch, daß Petersen, der Schiffer, mit dem wir unsere Rückreise machen sollten, uns sagte, er könne, wenn wir uns entschließen wollten, gleich zu segeln, und den Umweg zu jenem Zweimaster nicht scheuten, mit seinen Leuten bei einem glücklichen Treffer vielleicht 100 Speciesthaler verdienen.

Uns war dieß ganz recht, und so machten wir uns denn gleich reisefertig. Unsere trefflichen Sylter Freunde begleiteten uns an den Hafen, die Flaggen an ihren Häusern, die Gott segnen wolle, flatterten in die Lüfte, und wir stachen mit drei Mal so viel Mannschaft, als unser kleines Schiff brauchte, in See.

Eine Lootsenfahrt.

Kaum hatten wir, nach der Gegend hinsteuernd, wo wir von der hohen Geest aus mit dem Perspective den Zweimaster entdeckt hatten, das Kliff von Morsum umsegelt und die Hauptstadt der Insel aus dem Gesicht verloren, so erblickten wir in der sich vor unseren Augen aufthuenden Bucht noch ein Schiff, dessen Rumpf ebenfalls hoch über dem Wasser hervorzuragen schien.

Wir glaubten nun in allen schwarzen Puncten, die am Horizonte auftauchten, Wracks zu erkennen, und in der That sahen wir bald noch ein drittes Schiff, dessen Figur bei dem scharfen Winde, der unsere Segel bauschte und unsere Stricke straffte, recht schnell vor unseren Blicken anwuchs.

Mehre Male aber täuschten wir uns und hielten eine entfernte Kirche oder einen mit Häusern besetzten Wurthügel für ein Wrack. Unsere Schiffer selber begingen dieses Versehen, und es wurde mir dadurch recht klar, wie gut der alte Römer Plinius schon diese Gegenden beschrieben hat, wenn er von ihnen sagt: „Illic misera gens tumulos obtinet altos, ut tribunalia structa

manibus, ad experimenta altissimi aestus, casis ita impositis, navigantibus similes, cum integunt aquae circumdata, naufragis vero cum recesserunt." (Dort wohnen die bedauernswerthen Leute in Häuſern auf hohen Hügeln, Schiffenden ähnlich, wenn die Gewäſſer das Marſchland überfluthen, und Schiffbrüchigen vergleichbar, wenn die Wogen ſich zurückgezogen haben.)

Wir wurden zuletzt ſelbſt wirr im Kopfe und wußten nicht mehr, welches der ſchöne Zweimaſter ſei, den wir von der hohen Geeſt aus ins Auge gefaßt hatten. Wir näherten uns zuerſt dem Schiffe in der Bucht, erkannten aber bald, daß es daſelbſt im Schutze der Dünen ruhig vor Anker liege und, vor dem Sturme flüchtend, glücklich die inneren Gewäſſer erreicht hatte. Unſere Leute meinten, es wäre ein franzöſiſches Schiff; auch ſahen wir, daß ſchon ein kleiner Zollkutter neben ihm beſchäftigt war.

„Dat is man en Haveriſt!" ſagte unſer Schiffer. Dieſe Leute nennen einen Haveriſten ein Schiff, das nur ein Segel, einen Maſt oder ſo Etwas verloren hat, ohne völlig Wrack, d. h. ein zum Segeln untauglicher Rumpf geworden zu ſein.

Wir nahmen nun das nächſte Schiff auf's Korn, das ſich entſchieden als ein Wrack erwies, da wir mit dem Perſpectiv weder Segel noch Maſten an ihm erkennen konnten. Es lag, wie es ſchien, weit draußen in der hohen See und war einſtweilen noch ohne Hilfe. Allein bald bemerkten wir zu unſerem Aerger mehre Segel in See, die mit friſchem Winde deſſelben Weges,

wie wir, ſteuerten. Es waren alte Bekannte, kühne Amringer Schiffer, die, wie ich oben zeigte, bei jedem Schiffbruch zuerſt zur Hand ſind.

Wir waren wohl noch eine Meile weit vom Rumpfe entfernt, ſegelten zwar mit Macht, mußten aber doch zu unſerem Schmerze ſehen, wie die Amringer Boote näher und näher kamen, wie ihre weißen Segel endlich vor dem ſchwarzen Rumpfe des Wracks erſchienen und dann neben ihm niederfielen. Es war offenbar, dieſe raſchen Schelme gingen an Bord und hatten uns den Vorrang abgelaufen. Bei ſolchen Strandungsfällen gilt natürlich beſonders das Sprüchwort, daß, wer zuerſt kommt, zuerſt mahlt.

Wir ſetzten deſſenungeachtet unſeren Cours fort. Es konnte ja ſein, daß dem Geſtrandeten jenes Geſindel nicht gefiel, und daß er ſich lieber mit uns einlaſſen wollte. Wir ſahen auch wirklich, daß die Amrumer ſchneller, als wir dachten, ihr Segel wieder lüfteten und weiter zogen. Nach einer Stunde hatten wir das Schiff vor uns. Die Sonne, die eben über den Köpfen der ſchäumenden Wogen unterging, ſandte uns noch ſo viel Licht zu, daß wir im Herumſegeln den Namen „New Caſtle" am Spiegel des Schiffs erkennen konnten. Es war ein New-Caſtler Kohlenſchiff.

Ich ſah ſelten ein Fahrzeug ſo übel zugerichtet. Es war völlig „ramponirt," wie die Frieſen ſagen, die mehre ſolche nach dem Lateiniſchen oder Franzöſiſchen riechende Worte in ihre Sprache aufgenommen haben. Das Wort „ramponirt" kommt vielleicht vom franzöſiſchen „rompre" her.

Auf dem Deck war nichts als Stumpf und Stiel geblieben; alle Maſten waren gekappt und ihre zerſplitterten Wurzeln ragten aus der Mitte wie vom Blitz getroffene Bäume hervor; das Bugſpriet war mitten durchgebrochen, und dieſer Maſt, der, weil er die Lüfte und Wellen zuerſt zu durchſchneiden ſcheint, den Schiffen ſonſt ein ſo kühnes Anſehen giebt, ſchien in ſeiner Verſtümmelung nur anzudeuten, daß dem Schiffe die Naſe oder das ganze Vorgeſicht abgehackt ſei.

Das ganze Gebäude ſchien wie ausgeſtorben, doch bemerkten wir, daß der kleine Schornſtein, der zwiſchen den Maſtſtumpfen ſich noch aufrecht erhalten hatte, rauchte; auch ſaß das Schiff nicht auf einer Sandbank, ſondern lag vielmehr ruhig vor Anker.

Dieß gab uns die Gewißheit, daß Leute an Bord ſein müßten, und die Hoffnung, daß ſie in ſolchem Zuſtande Hilfe gebrauchen möchten, um das Schiff in irgend einen Hafen in Sicherheit zu bringen. Meine Leute baten mich daher, ich möchte die Schiffbrüchigen auf Engliſch anreden und über das Weitere befragen.

Ich ſchrie nun, ſo laut ich konnte, irgend ein engliſches Hallohwort gegen die ſchwarzen Wände, hatte aber nur eben zu dieſem Halloh Zeit, denn da der Wind noch ſehr ſtark ging, ſo waren wir im nächſten Moment ſchon einige Hundert Schritt an dem Schiffe vorübergehuſcht. Unſer Halloh wirkte, und wir ſahen in den letzten Strahlen des Sonnenunterganges einige Geſtalten aus der Schiffsluke hervorkriechen. Wir legten nun ſchnell um und machten wieder einen Huſch bei dem Schiffe

vorbei, um unſere Frage anzubringen. Ich ſtellte mich in die rechte Poſition, und, die Hand an den Mund gelegt, fragte ich: „Wollt Ihr gute Leute an Bord?"

Der Capitain, der Steuermann oder was er ſonſt war, hatte ſich, beide Hände in die Taſchen geſteckt, an einen der Maſtſtümpfe geſtellt, blickte uns einige Zeit an und ließ uns dann durch Wind und Wogen ſehr gentlemanlike, aber auch ſehr beſtimmt, die Antwort zurückſchallen: „No Sir, thank you!" Mehr Worte konnten wir im Vorüberſchießen nicht hinaufbringen, und ich bat meine Leute, die indeß unſerem Zwiegeſpräch geduldig zuhörten, ohne ein Wort dazwiſchen zu reden, wie etwa: „Was meint er? Was hat er geſagt? Will er Leute? Will er keine Leute?" wie ſie gewiß gethan haben würden, wenn ſie Juden und keine Frieſen geweſen wären, noch einmal umzulegen.

„Habt Ihr keine Leute verloren?" war die nächſte Frage, die ich mir erlaubte. „All save, Sir!" ſagte mein Capitain, die Hände in den Taſchen. — „Where are you bound to? — Liverpool! — Was habt Ihr geladen? — Ballaſt von Hamburg! — Farewell!"

Ich hätte dieſes lakoniſche Geſpräch gern noch etwas fortgeführt, allein ich fürchtete, die Leute möchten es ſowohl an unſerem, wie am jenſeitigen Bord überdrüſſig werden, weil es doch etwas umſtändlich war, und ſo zogen wir uns zurück, da die ſchönen Träume von 100 Speciesthalern, von koſtbaren Ladungen, von erhofftem Gewinn in Schaum aufgingen. Wir hätten nun gern unſere Leute, denen ich das Reſultat meiner Inquiſitionen mittheilte, überredet, unſer Heil noch bei dem drit-

ten Schiffe zu verſuchen, welches mit zwei hohen Maſten nur eine Meile Weges uns zur Linken lag. Allein ſie ſagten, es wäre zu ſpät, die Ebbe ſei ſchon ſtark im Anzuge, und ehe wir zu der Sandbank, auf der das Schiff feſt ſäße, gelangen könnten, würde alles Waſſer abgelaufen ſein, und ſelbſt wenn wir unſer kleines Schiff auf den Strand ſetzen und zu Fuß hinlaufen wollten, ſo würde es doch wohl vergebens ſein, denn das Wrack liege noch näher bei den Amringern und dieſe Inſulaner würden, wenn es da was zu machen gäbe, längſt an Bord ſein.

Warum unſer New-Caſtler uns nicht zu Hilfe nehmen wollte, weiß ich nicht. Vielleicht hatte er ſchon andere Lootſen an Bord, vielleicht dachte er ſich ſelber in Sicherheit zu bringen. Allein möglicher Weiſe wäre es gut für ihn geweſen, wenn er unſere tüchtigen Leute angenommen hätte, die ihn vielleicht mit Hilfe eines Nothſegels richtig vor Anker gebracht hätten, denn es ging ihm am Ende doch noch ſchlecht.

Der ihm zu Hilfe geeilte Lootſe kam nach einigen Tagen mit einem Dampfſchiffe, um ihn mit deſſen Hilfe hereinzubringen, war aber ungeſchickt genug, ihn dabei, indem er nicht die rechte Einfahrt wählte, auf einer Sandbank der Art feſtzurennen, daß er ſelbſt bei der Fluth nicht mehr loskommen konnte. Da es in der darauf folgenden Nacht abermals ſtürmte, ſo verloren die Matroſen an Bord den Muth, weil ſie glaubten, das unbehilfliche Wrack möchte von den Wellen zertrümmert werden, und verließen es in einem Boote. Der Sturm und die Fluth brachten aber das Schiff doch von der

Bank herunter, und so trieb es denn als herrenloses Gut auf dem Meere umher.

Kaum hatten dieß die Amringer gesehen, so besetzten sie das Schiff, stellten einen Nothmast auf, spannten einen ihrer kleinen Schnellsegler zum Bugsiren vor und kamen nun mit dem großen gefangenen Riesenrumpfe eines Tages in das innere Meer im Triumphe hereingezogen.

Dieß sah aus, als wenn ein kleiner Sägefisch einen großen Wallfisch erlegt hätte, oder wie die Leichenprocession eines Riesen, und uns, die wir es mit ansahen, wie das große hohe, zu allen Bewegungen untauglich gewordene Schiff, das noch vor Kurzem so stolz den Wogen getrotzt hatte, jetzt so zahm dem Leitseil des kleinen Amrumers folgte, ergriff fast ein Gefühl der Trauer bei diesem Anblick.

Es entstand daraus ein köstlicher verwickelter Fall für einen Advokaten, und wenn es wirklich zum Proceß gekommen ist, so mag viel Scharfsinn auf beiden Seiten aufgeboten worden sein. Die Amringer waren die boati possessores und sprachen davon, daß sie wohl 1000 Thaler bei dieser Gelegenheit zu gewinnen dächten; die englischen Matrosen dagegen mochten wohl gegen den Lootsen reclamiren und ihm Schuld geben, er habe seine Pflicht nicht ordentlich gethan und sie in die Klemme geführt. Die Schiffsrheder in New Castle, welche am Ende jene Summe aus ihrem Schiffe bezahlen sollten, mochten wieder ihre Schiffer beschuldigen, daß sie das Schiff zu frühzeitig verlassen und preisgegeben hätten; die

Aſſecuradeurs des Schiffs endlich, welche gewiß von den Rhedern erſucht wurden, für Alles gut zu ſagen, weil das Ganze ein durch Wind und Wellen veranlaßter Schaden ſei, mochten es ganz in Abrede ſtellen, daß ihnen hier eine Verpflichtung obliege.

Die Unterſuchungen über die Schuld und den Gewinn oder Verluſt eines jeden Theiles mochten ins Unendliche gehen. Vielleicht erfuhren die Leute in England nie, wie die Sachen eigentlich ſtanden; vielleicht wußte es auch ſelbſt hier Niemand recht, wie Alles zugegangen war. Denn wer nur ein Bißchen mit Advocatenangelegenheiten zu thun gehabt hat, der wird wohl wiſſen, daß die Feſtſtellung eines klaren, reinen Thatbeſtandes zuweilen eben ſo ſchwierig iſt, wie die vollſtändige Löſung, klare Entwickelung und bündige Darſtellung irgend eines philoſophiſchen Problems.

Dieß war indeß, wie geſagt, einige Zeit ſpäter. Einſtweilen ſegelten wir noch ins Binnenmeer, d. h. ins Haff zurück und hielten uns ganz in der Nähe der nördlichen Spitze von Amrum, weil immer in der Nähe ſolcher Spitzen und Ausläufer aus ganz natürlichen Gründen das Waſſer am tiefſten iſt.

Dieſe Spitze war folgendermaßen beſchaffen. Die Dünen der Inſel reichten nicht bis zum Meere heran, ſondern blieben etwa eine halbe Stunde Weges rückwärts liegen. Vor ihnen ſtreckte ſich ein triangelförmiges flaches Stück Sandland zu uns heran, das vorn unter einem immer ſpitzeren Winkel auslief. Es war nur wenige Fuß über dem Meere erhaben und bei hohen Fluthen

gewiß überschwemmt. Wir kamen so nahe an der Spitze vorbei, daß wir wie Tell auf jene Seeplatte hätten hinausspringen können. Dicht an der Spitze ging ein gewaltiger Ebbestrom rauschend vorüber, und obwohl unser Schiff den besten Wind hatte, so kamen wir doch kaum von der Stelle.

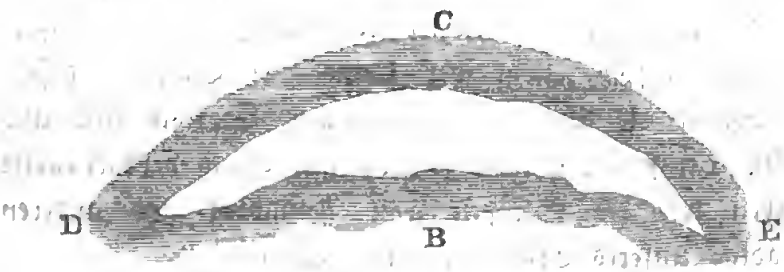
Mir war der Anblick dieser Spitze besonders interessant, weil ich mir nun deutlich vorstellen konnte, wie das berühmte Vorgebirge von Skagen, die äußerste Spitze von Jütland, beschaffen sein müsse. Auch dort giebt es einen ganz ähnlichen Sandansatz, nur ist Alles größer.

Das ganze nördliche Jütland ist sehr sandig und flach und auf der Westseite rings mit Dünen umgeben. Schon bei Aalborg schmälert sich die Halbinsel zu einer Breite von 8 Meilen ab; bei Frederikshavn ist sie 5 Meilen breit, dann 4, 3, 2 und endlich nur eine Meile. Dieser ganze nördliche Ansatz ist rings, 5 Meilen weit und breit, Sand und nichts als Sand. Der Sand klärt sich mehr und mehr ab, wird endlich ganz rein und läuft in einem kleinen schmalen, eine halbe Meile breiten und 3 Meilen langen Ansatze, der Krone oder dem Schwanze Jütlands, aus.

Dieser ganze Ansatz von reinen Quarzkrystall-Trümmern ist völlig unbewohnt. Bloß auf der äußersten Dünenspitze liegt der kleine Ort Skagen, dessen Einwohner die Wächter des jütischen Capitols sind und dessen Straßen oft eben so arg mit Sand verbarricadirt werden wie die Straßen von Annaberg und anderen Städten unseres Erzgebirges mit Schnee.

Aus dem ſchmalen Skagener Dünenländchen ſchiebt ſich nun als alleräußerſtes jütiſches Weltende noch etwa eine Stunde weit niedriges Sandland hervor, das eben ſo beſchaffen iſt, wie das von Amrum, welches wir vor Augen haben. Auch dort geht es immer ſpitzer zu, und auf das äußerſte Ende kann man den Fuß in der Weiſe hinausſetzen, daß deſſen linke Seite von einer Welle des großen Oceans und ſeine rechte von einer Welle der Oſtſee beſpült wird, indem man dabei den Blick hinausſchweifen läßt auf die Reihe von Schiffswracks und Wallfiſchgerippen, welche wechſelsweiſe auf der unterſeeiſchen Fortſetzung dieſer Sandſpitze feſtſitzen.

Es iſt eine Eigenthümlichkeit aller Düneninſeln und Dünenhalbinſeln, in ſolchen Sandſpitzen auszulaufen. Die beiden Strömungen, welche an beiden Seiten der Inſel wechſelsweiſe bei Fluth und Ebbe hingehen, ſchleifen dieſe Sandbänke ganz natürlich auf dieſe Weiſe zu. Manche ſprechen daher hier von einer ſogenannten Spitzenverlängerung der Düneninſeln, indem ſie annehmen, daß der Sand aus der Mitte der Inſeln vom Meere immer nach den Spitzen getrieben werde, nämlich ſo:



Diese Figur sei eine Düneninsel. Der Ocean kommt mit seinen Fluthen und Strömungen von C her auf die Insel herab. Er drängt hier bei C die Dünen theils zurück ins Innere des Landes, theils reißt er sie herab und entführt den Sand nach D und E hin, wohin die Strömungen abfließen. Liegt nun die Insel ganz isolirt da, so wird sie bei E und D hinauswachsen und ihre Gestalt sich immer länglicher verziehen. Stoßen aber auf beiden Seiten andere Inseln an sie heran, so daß bei D und E Meerengen und folglich starke Strömungen entstehen, so wird der weggeschwemmte Sand hier von den Meerengenströmen ergriffen und zu anderen Sandbänken hingeführt werden, und die Insel wird allmälig ohne Spitzenverlängerung ganz weggerieben werden. Alle Düneninseln an der ganzen Nordsee hin bis Holland sind in einem solchen Umbildungsproceſſe begriffen.

Die genannten Spitzen der Inseln sind alle mehr oder weniger dem Festlande zugekehrt und wenden sich also hier bei Jütland aus Westen nach Osten herum. Ebenso wendet sich auch die Spitze bei Skagen. Die Inseln bekommen daher eine halbmondförmige Gestalt, die man bei Amrum, Romoe und Faroe besonders deutlich ausgebildet sieht. Diese Gestalt ist eine sehr natürliche Folge der Strömungen, Stürme und Fluthen aus Westen, wodurch alle Inselspitzen nach Osten herumgeworfen werden. Auch für die meisten Inseln an der oldenburgischen, ostfriesischen und holländischen Küste kann man als den Grundtypus ihrer Form die obige Figur ansehen.

Man kann auch der ganzen Halbinsel Jütland eine solche Halbmondform zuschreiben. Man braucht nur

von der nördlichſten Spitze Jütlands bei Skagen eine gerade Linie nach Fehmern hinzuziehen, um dieß zu erkennen. Es ſcheint daher, daß ſich auch Jütland unter dem Einfluſſe ſehr ſtarker Weſtſtrömungen und Weſtſtürme gebildet habe.

In der Mitte der Weſtſeite von Jütland liegt ein Vorgebirge, welches Blaawands-Huk heißt. Es iſt das am meiſten nach Weſten vortretende Stück von Jütland. Von da aus neigt ſich die Weſtküſte allmälig gegen Skagen um zwei Grade und gegen die Mündung der Elbe um einen Grad nach Oſten zurück. In die Buſen an der Mündung der Elbe und in die Meerenge bei Skagen fallen die ſtärkſten Weſtſtrömungen hinein. Ganz Jütland ſteht mithin da wie ein im Weſtſturme ſich krümmender Baumſtamm.

Wir kämpften mit der heftig aus den Binnengewäſſern herausfluthenden Ebbe, und je weiter wir kamen, deſto flacher wurde das Waſſer. Die frieſiſchen Schiffer, die immer in ſolchen fatalen flachen Gewäſſern herumlaviren müſſen, haben mehr mit dem Sondiren des Bodens zu thun als irgend ein anderes Schiffervolk der Welt. Der Mann, der bei ihnen vorn an der Spitze des Schiffs ſteht, iſt eben ſo unausgeſetzt thätig, wie der Steuermann auf dem Hintertheile.

Sie haben dazu eine lange Sondirſtange an Bord, welche ſie „Plichtkehrt" nennen. Es iſt dieß ein Wort, das ich mir nicht erklären kann. Das Sondiren ſelbſt nennen ſie „uitſtehken" (ausſtaken oder ausſtechen). So wie Ebbe eintritt, oder ſo wie ſie ſich ein wenig

aus den gewöhnlichen mit Baken bezeichneten Fahrſtraßen herausmachen, wird ſogleich der „Plichtkehrt" in Bewegung geſetzt und unermüdlich „uitgeſtehkt".

Sie laſſen den Plichtkehrt, an dem ſie Zeichen angebracht haben, ſenkrecht ins Meer hinabfallen und rufen laut das Reſultat ihrer Beobachtung aus, ſo daß es der Steuermann und der Capitän hören können, z. B.: „Hat flakket!" (es flacht, es wird flacher); „hat ur diper!" (es wird tiefer); „ſiaur ſiht!" (vier Fuß); „tree ſiht!" (drei Fuß). Bleibt ſich die Tiefe gleich, ſo ſchreit der Ausſtaker, der bei dieſen Ausrufen eben ſo gut ſeinen eigenthümlichen Ton und ſeine beſondere Weiſe hat, wie ein Prediger auf der Kanzel: „Een deep!" (eine Tiefe, d. h. dieſelbe Tiefe). Am liebſten hört man den Austruf: „Schau!" (kein Grund). Je tiefer das Waſſer iſt, deſto langſamer ſtakt der Mann, pathetiſch und bedächtig, wie ein Storch einherſchreitet; je flacher es aber wird, deſto hurtiger iſt er bei der Hand. Damit ihm beim „Schau" der Plichtkehrt nicht durch die Hand ſchlüpfe, hat er ihm oben einen dicken Knopf aufgeſetzt.

Da die Ebbe und die Sandbank, die wir zu paſſiren hatten, unſeren Leuten Sorge machten, ſo ſtakten wir ſchon ſeit langer Zeit, — „Hat flakket!" — „ſiaur ſiht!" — „ſiaur en holef!" (vier und ein halb) — „een deep!" — „tree en holef!" — „flakker!" (flacher) — „flakker!" (flacher). Das Waſſer wurde ganz trübe um den Kiel unſeres Schiffes, es kam der häßlichſte Schmuz dabei zum Vorſchein, und wir rutſchten eine Zeit lang förmlich auf dem glatten Schlick

hin. Unſer Steuermann wandte ſchnell das Ruder, und wir kamen mit einer raſchen Wendung ins tiefere Waſſer zurück, um an einer anderen Stelle einen Uebergang über die Sandbank zu verſuchen. Wir machten dabei das Waſſer rund um uns her ſo dick wie Erbſenſuppe, wie dieß ein großer Fiſch zu thun pflegt, der zu weit ans Ufer hinan kam.

Wir hielten uns, als wir wieder gewendet, zwiſchen den ausgeſteckten Baken. Unſer Plichtkehrt-Mann fing ſein Thema wieder von vorn an und rief: „Schau!“ — „hat flakket!“ — „ſiaur en holef!“ und ſo weiter bis zu „tree en holef!“ und „flakker!“ und „flakker!“ und „flakker!“ in immer raſcheren Abſätzen. Endlich kam daß ſchmuzige Waſſer wieder. Die Anſtrengungen der Schiffer mit den langen Stangen und Stämmen brachten uns nicht wieder los, und wir begrüßten die Wracks, die wir beſucht hatten, als Compagnons und Genoſſen.

Es dauerte auch nicht lange, ſo ſetzte ſich das Schiff völlig feſt, und als das Ebbwaſſer vollends abgelaufen war, ſaß es gerade ſo da, als wäre es eingemauert. Es iſt übrigens kein großes Unglück bei einer ſolchen Art von Strandung in den frieſiſchen Binnengewäſſern; denn man ſitzt ganz geborgen auf dieſen feſten Bänken, übernachtet ein Mal, ſtatt auf dem Waſſer, auf dem Feſtlande und kann am Morgen bei der Fluth mit Sicherheit eben ſo viel Waſſer zurück erwarten, als man am Abende verlor.

Indem ich alle dieſe kleinen Begebenheiten unſerer

Schifffahrt schildere, sehe ich in Gedanken wohl Manchen die Stirn runzeln und höre ihn unzufrieden fragen: Warum beschäftigt sich dieser Mann mit solchen Bagatellen und Miniaturbildern? Warum studirt er nicht lieber die großen politischen Bewegungen im Lande, statt des Ablaufens der schmuzigen Ebbe- und Fluthgewässer? Warum giebt er uns nicht ein deutliches Bild der Fluthen in der moralischen Atmosphäre und ihrer Einwirkung auf die Gemüther, statt uns zu schildern, wie ein dürrer Aepfelbaum im Nordweststurm noch dürrer wird? Warum beschäftigt er sich nicht mit den Worten, den Ideeen, den Gedanken und Gefühlen, die sich hier jetzt zu Gebirgen und Schanzen zwischen den Völkern aufthürmen, statt mit den Sandkörnerhügeln, die eine blinde Gewalt gegen die andere blinde Gewalt aufführt? Warum zeigt er uns nicht, wie das Wort der Steuerleute in dem Völkergewoge erschallt, und wie sie das Schiffsvolk besänftigen, und welche Commandos sie ihm geben, statt uns zu zeigen, wie es klingt, wenn ein Capitain im Sturm auf Englisch sagt, daß er nur Ballast bei sich habe? Und warum sondirt er nicht lieber in der geistigen Fluth und Ebbe umher, statt diesen Plichtkehrt zu handhaben und den guten Friesen ihr „fiaur“ und „flakker“ nachzuäffen? Was nützt es uns, zu wissen, wie ein Ewer mit einem Dutzend Menschen auf den Sand sich festrennt, wenn es sich fragt, in welchen Hafen die großen Staatsschiffe mit Millionen von Einwohnern einlaufen sollen?

Ich muß ein Wort zu meiner Vertheidigung ſagen. Ich verkenne zwar nicht die praktiſche Nützlichkeit der Forſchungen über moraliſche Bewegungen, und ich bin auch keineswegs blind gegen die Phänomene, die überall am politiſchen Himmel erſcheinen, und nicht ſtumpf gegen das Intereſſe, das ihre Betrachtung, Ergründung und Schilderung gewährt.

Allein dieſe politiſchen Bewegungen ſind nur vorübergehend und ſehr wandelbar, und ſie ſtrömen in den Ländern hin und her in dem feſten Rahmen der dauernden Sitten der Menſchen und der unveränderlichen Natur des Landes. Komme ich daher in ein Land, ſo iſt es mir vor allen Dingen wichtig, dieſen Rahmen, dieſe Baſis kennen zu lernen, in welchem und auf welcher jene Bewegungen ſtattfinden.

Es iſt mir wichtig, aus der Geſchichte, aus dem Anblick und dem Studium des Landes und ſeiner Bewohner zu erkennen, wie es von jeher geweſen iſt, und dann erſt frage ich, wie es jetzt ausſehen mag, und was die Tagesfragen ſind.

Seit Jahrtauſenden ſchon wohnen die Leute hier auf ſolchen Wurten, wie ich ſie beſchreibe, und bei dieſen Wurten treffe ich mit Tacitus und Plinius zuſammen, die beide von einer Rivalität zwiſchen Dänen und Deutſchen nichts wußten. Seit Jahrtauſenden ſchon ſondirten die Frieſen hier ihr halbes Leben lang in ihrem flachen Meere herum und riefen auf die angegebene Art: „ſiaur en holef!“ und „het flakket!“ und auf dieſe Weiſe wird durch die ewige Wiederholung der

Handlung und durch die Idee, daß ganze Geschlechter so geduldig und einförmig durchs seichte Leben mit dem Plichtkehrt „stehkten", ein solcher Gegenstand fast gewichtiger und interessanter als die Betrachtung einer jeweiligen politischen Erscheinung.

Das Schicksal der Länder mag sich gestalten, wie es will, die Wurten, die Dünen, die Deiche und die Plichtkehrts werden ewig bleiben, so lange diese Länder unter dem Monde bleiben.

Indessen, wie gesagt, man soll das Eine thun und das Andere nicht lassen. Für die wenigen Beobachtungen, welche ich in Bezug auf die moralische und politische Lage des Landes gemacht habe, werde ich wohl auch noch einen Platz finden.

Traditionen und Sagen.

Einſtweilen aber bitte ich den Leſer, der es liebt, ſich in das innerſte Weſen einer Volkspſyche und eines Nationallebens zu vertiefen, nur vorläufig noch ein Mal mit mir an Bord unſeres kleinen frieſiſchen Ewers, — deſſen Name „de Elf" (die Elbe), war, — zurückzukehren und da das kleine Licht zu betrachten, welches zu unſerer Cajütenthür heraus ſcheint und das einzige traute Licht auf den wüſten Watten weit und breit iſt.

Solche Scenen haben doch wenigſtens ein maleriſches Intereſſe, und dann, wenn ein mit mir unzufriedener Kritiker ein Meeresküſtenbewohner iſt, den dieß als etwas ihm Alltägliches langweilt, ſo bedenke er, daß es hier im Binnenlande in den Gebirgen, wo ich dieſe Schilderungen entwerfe, Tauſende von Thal- und Bergbewohnern giebt, die in ihrem Leben das Meer nicht geſehen haben, für die alle ſolche Scenen und Situationen und die Art und Weiſe, wie es dabei zugeht, neu und ungewöhnlich ſind.

Alſo ich ſage, ich bitte meine Bergfreunde, mit mir aus dieſem meinen Gebirgscabinete, wo ich jetzt

auf tiefe Thäler, auf beschneite hochgelegene Gipfel, auf schroffe Felsen, auf ferne Wälder hinabsehe, sich wieder an Bord der kleinen „Elbe" mitten unter die flachen Seeen und Watten zu begeben. — Unseren Kritiker aus dem Flachlande mögen wir unterdessen in unsere Gebirgs-Karthause einsperren, damit er doch auch seinerseits etwas zu bewundern habe.

Der Mond geht mir in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, ebenso auf wie damals. Er säumt mir jetzt der Berge Höhen mit Silberschein, der vom Schnee widerblinkt; — damals reflectirte er sein Bild in den kleinen Laken und Tümpeln, die auf unseren Watten stehen geblieben waren. Jetzt zieht ein leises, aber scharfes Gesäusel durch die dürren, vom Froste erklingenden Baumzweige; — damals rauschte die ferne Brandung durch die Stille der Nacht. Jetzt umstehen mich ringsumher die dunklen Gestalten der Berge; — damals lagen uns zur Rechten und Linken die schwarzen Wracks der gestrandeten Segler der Fluthen.

Hier spinnt es emsig und webt, klöppelt Spitzen und flicht Stroh in allen Thälern, in allen Häusern, aus denen die trauten Abendlämpchen hervorschimmern. Dort neigten sich unbewohnte, sandige Landspitzen zu uns heran, und weit und breit war die Fläche wüst, ein neugeborenes Land, das soeben die muntere Brut der Fische verlassen hatte, und auf dem wir nun neben dem Schiffe herumwandeln konnten.

Ich sage also, der Leser kehre nun mit mir aus diesem meinen Bergschloßcabinete in jenes mein enges

Auſternſchiff zurück, mache mit mir einen Spaziergang über's Deck und ſehe die Verwandlung um uns her an. Es iſt nach den ſtürmiſchen Tagen endlich ſehr ruhig geworden, und unſere Schiffer ſitzen gelaſſen beim Theetopf in ihrem „Logis", wie ſie den kleinen Raum nennen, in welchem ſie hauſen und in den man durch eine kleine Oeffnung wie durch einen Schornſtein hinabkommt.

Sie haben längſt nach frieſiſcher Art die 100 Speciesthaler, welche ſie zu gewinnen hofften, vergeſſen und unterhalten ſich von anderen Dingen. Unſer getreuer Steuermann hat auch uns in unſerer kleinen Cajüte den Thee bereitet, die Lampen mit Dochten verſehen und die Betten vorgerichtet. Die drei Landſpitzen, welche ſich von allen Seiten zu uns herneigen, ſind die weſtliche Spitze der Inſel Föhr, die nördliche Sandnaſe der Inſel Amrum und die ſüdliche Dünenkrone der öden Landzunge von Sylt.

Wäre es heller Tag, ſo könnten wir vielleicht die kahlen Häupter der Dünen von Hörnum, den langen, aus Steinblöcken aufgewälzten Seedeich von Föhr, die zahlreichen Rieſengräber und Grabhügel von Amrum erkennen. Jetzt glauben wir ſie nur hie und da geſpenſterhaft im ungewiſſen Mondenſchimmer hervortreten zu ſehen.

Da hätte ich denn in der That mit dem Leſer einen Platz gefunden, der mehr als alle anderen geeignet iſt, daß ich ihm hier mein Herz über eine gewiſſe frieſiſche Angelegenheit ausſchütte, von der ich ſchon früher mit

ihm geredet haben würde, wenn ich es nicht stets bis zu besserer Gelegenheit verschoben hätte.

Wer unsere Umgebung, unsere Einsamkeit, unsere Wildniß und dazu den Mondschein bedenkt, der wird wohl ahnen, welche Angelegenheit ich meine, und errathen, daß ich im Begriff bin, Geister zu beschwören und ein Bild des alten Fabel- und Sagenlandes der Friesen, das einst hier existirte, zu entwerfen.

Ich wollte, ich könnte dieß vollständig durchführen. Allein theils ist jenes alte zauberische Land im Laufe der Jahrhunderte und im Andrang der überfluthenden Cultur untergegangen, und nur zuweilen taucht noch an stillen Abenden, wenn die lärmende Tagesfluth abfließ, ein entstelltes Stück davon im Gedächtniß der Leute empor, — theils würde mich, den Reisenden, hier ein solches umständliches Studium jenes Landes zu weit führen. Und im Grunde genommen, will ich daher weiter nichts als einige Sagen und Geschichten erzählen, die unter den Friesen umlaufen und von denen der, welcher diese Nation als Beobachter besucht, durchaus Notiz nehmen muß.

Ich habe mir einige der für Land oder Leute charakteristischesten Sagen aufgezeichnet und will gleich im Voraus bemerken, daß sie meistens von der Insel kommen, die wir zuletzt besuchten, von dem dünen- und gräberreichen Sylt. Die Leute haben dort eine Industrie, welche wahrscheinlich eben so wie ihre Entlegenheit vom Festlande dazu beiträgt, daß sich die alten Traditionen besser bei ihnen erhalten als anderswo. Dieß ist die Verarbeitung

Wolle ihrer Schafe, eine Beschäftigung, die sie veranlaßt, zahlreich in den Familienkreisen zusammenzukommen und da sich die langen Abende durch Erzählungen zu verkürzen.

Ich hatte während der Sturmtage auf Sylt Gelegenheit, in einige solche Wolle verarbeitende Kreise einen Blick zu werfen. Die ganze Hausgenossenschaft sitzt dabei beisammen. Der Eine kratzt und krämpelt die Wolle, der Andere spinnt sie, ein Dritter verfertigt daraus dicke wollene Jacken. Da diese Jacken nicht gewebt, sondern gestrickt werden, so geht es ziemlich geräuschlos dabei her, und es bleibt Ruhe und Anlaß zur Unterhaltung.

Nebenher sei es bemerkt, daß jene wollenen Jacken ein Ausfuhrartikel der Insel und sowohl für die Grönlands-, wie für die Westindienfahrer — denn der Schiffer trägt Wolle sowohl gegen die Hitze, als gegen die Kälte, — bestimmt sind. Diese Wollenindustrie nun, die übrigens durch den ganzen Westen von Jütland geht und sich auf den Färöer-Inseln und in Island unter gleichen Umständen wiederfindet, existirt nicht auf den anderen Inseln der Friesen und mag daher dazu beigetragen haben, Sylt den beregten Vorzug zu erhalten.

Ein trefflicher Schulmeister auf Sylt, Namens Hansen, hat sich die Mühe gegeben, die Sagen seiner Insel zu sammeln und fleißig niederzuschreiben. Es sind darunter manche, die bloß ein locales Interesse haben, viele aber, die in ganz Friesland verbreitet sind

Einige gehen ſogar durch Jütland, ja durch den ganzen ſcandinaviſchen Norden; andere wiederum haben eine allgemeine Verbreitung durch einen Theil von Deutſchland und durch unſer ganzes Vaterland, und man bemerkt ſehr wohl auch in dieſen Sagen, daß man hier in einem intereſſanten Gränzgebiete zwiſchen zwei großen Völkerſtämmen weilt.

Einige Sagen ſcheinen hiſtoriſche Ueberlieferungen von politiſchen oder Naturereigniſſen zu ſein; andere ſind ganz mährchenhaft und phantaſtiſch. Einige der erſteren erinnern uns an frühere Völker, welche hier wohnten, an die Kämpfe der Einwanderer mit ihnen, an alte untergegangene Religionen, z. B. an die Odin'ſche, andere an uralte Veränderungen der Erdoberfläche, z. B. an den Durchbruch der Gewäſſer durch den engliſchen Canal. Von den phantaſtiſchen oder mährchenhaften drücken einige allgemeine Stimmungen und Erregungen der menſchlichen Seele, andere nur mehr beſondere frieſiſche Seelenrührungen aus.

Man könnte daher dieſe Sagen in hiſtoriſche, geologiſche, phantaſtiſche, pſychologiſche und ethnographiſche eintheilen, und unſere Einbildungskraft führt uns in Folge des wunderbaren und geheimnißvollen Zuſammenhanges aller Länder und Völker bei ihrem Anhören auf eine ſehr unterhaltende Weiſe, von unſerer Inſel oder von unſerem kleinen Ewer aus, weit bis nach England, tief bis nach Deutſchland, hoch bis nach Scandinavien, ja ſogar bis zu dem entfernten Thule hinüber.

Mehre von ihnen hörte ich im Lande von den

Leuten erzählen, die meisten theilte mir der genannte stille Schullehrer, der mehre Hunderte gesammelt hat, mit; ungefähr 80 findet man in der Sammlung schleswig-holsteinischer Sagen vom Professor Müllerhoff aufbewahrt. Ich wählte mir davon indeß nur diejenigen aus, die mich entweder durch ihren poetischen Inhalt anregten, oder die mir deßhalb interessant waren, weil sie sich an irgend eine der Beobachtungen oder Anschauungen anschlossen, die ich selbst auf meinen Streifereien im Lande gemacht hatte.

Ich versuchte oben weiter auszuführen, wie die Friesen ein ächtes See- und Schiffervolk seien, und theilte einige Bemerkungen darüber mit. Wie bedeutungsvoll mußte mir in dieser Hinsicht nicht die Sage von dem gewaltigen Riesenschiffe „de Mannigfual" sein, von dem die nordfriesischen Seefahrer erzählen, daß es so unermeßlich groß sei, daß der Commandant, um seine Befehle zu ertheilen, auf dem Verdecke desselben zu Pferde herumreisen müsse.

Die gewaltigen Masten dieses Schiffs heben ihre Spitzen wie Berggipfel in den Himmel empor, und die Takelage ist so weitläufig, daß die Matrosen, wenn sie jung hinaufklettern, mit grauem Bart und weißem Haar wieder herunterkommen. Unterweges fristen sie ihr Leben dadurch, daß sie fleißig in die Blöcke des Tauwerks, welche Wirthsstuben enthalten, einkehren, um sich zu restauriren.

Ist es nicht höchst wahrscheinlich, daß die Friesen unter dem Bilde jenes Schiffes symbolisch auf unsere

menſchenwimmelnde Erde und auf die ganze Welt haben anſpielen wollen, oder es doch wenigſtens unbewußt thaten?

Die Inder, dieſe ſtillen Blumenfreunde, denen die Lotospflanze heilig war, denken ſich die ganze Oberfläche der Erde als eine ſchöne Lotosblume, die tief im Boden ihre unergründlichen Wurzeln ſchlägt, und deren Blätter ſchwimmend ſich über den Ocean, als Inſeln und Halbinſeln, ausbreiten. Die Menſchen bewohnen die Blätter und den Kelch der Rieſenblume und nähren ſich von ihrem Safte.

Andere Völker haben die runde Welt ein Rieſenei genannt, das die Sonne bebrütet und das in die luftige Atmoſphäre wie in den Flaum eines weichen Neſtes hinabgetaucht wurde. Sein Dotter fault nie und gebiert täglich und jährlich und Jahrtauſende lang Millionen von kleinen Weſen, welche die Schale des Eies bewandern.

Luſtige Dichter haben die Welt mit einer Tafel verglichen, auf welche die Götter ihre Gaben niederſetzen und zu der ſie ſtets neue und neue Weſen zu Gaſte bitten. Andere ſagten, die Erde ſei ein Rieſenthier, das wie ein Pferd an der Leine beſtändig um die Sonne galoppire. Die Winde ſind der ſchnaubende Athem des Thieres, die Wälder ſeine Behaarung, die Erdbeben die Zuckungen ſeiner Haut, die Menſchen die kleinen Reiter, die es auf ſeinem Rücken entführt.

Wie natürlich iſt es nun nicht, daß die Frieſen ſagen, die Welt ſei ein Schiff, das in nie endender Reiſe in dem flimmernden, leuchtenden Meere des dunkelblauen

Aethers zwiſchen den Geſtirnen dahin ſegele. Die hohen Bergpfeiler ſind die Maſten, die weißen Wolken ſtellen die Segel vor, die Fläche Frieslands iſt das Verdeck. Das Takelwerk in dieſem Schiffe iſt gar bunt und mannigfaltig, wie die Maſchinerei dieſer Welt, und die Ereigniſſe dieſes Lebens. Der Steuermann läßt bald dieſes, bald jenes Segel aufziehen, bald befiehlt er die Stricke ſo oder ſo zu ordnen und zu ſpannen. Es gehen oft viele lange Jahrhunderte darüber hin, bis ſeine Befehle vollführt werden, und die Matroſen altern und ſterben oft weg, bevor ſie eine Wirkung von dieſem oder jenem Manöver, das ſie mit ausführen halfen, erblicken.

Iſt das nicht Alles ganz mit der Phantaſie und in dem Sinne eines Schiffers geſprochen? Ich denke mir, daß dieſe Leute, wenn ſie vom „Mannigfual" — heißt dieſer Name etwa ſo viel als „das Männervolle", die menſchenwimmelnde Erde? — erzählen, noch weiter eingehen in dieſe Idee, als diejenigen, welche uns die Sache berichteten, es thun, und noch manche intereſſante Vergleiche aus dem Bilde hernehmen, um Weltbegebenheiten damit zu ſymboliſiren. — Wer nur ein wenig Phantaſie hat, kann die in unſerer Sage gegebenen Andeutungen weiter ausſpinnen und mannigfaltig zu einem unterhaltenden und lehrreichen Phantaſiegemälde benutzen.

Wie Jupiter die obere Atmoſphäre ſelbſt iſt und als Rieſengott die ganze Welt umſpannt, und wie die Griechen ihn doch zuweilen auf die Erde herab-

ſteigen laſſen, ſo machen es die Frieſen auch mit ihrem Mannigfual. Denn dieſes Schiff iſt zwar die Welt ſelbſt, aber es ſchwimmt doch auch zuweilen wieder auf den irdiſchen Meeren umher, und ſeine Mannſchaft verrichtet dort erſtaunliche Dinge.

Einmal kam das Schiff in ein enges flaches Binnenwaſſer, wo es zu ſtranden Gefahr lief. Um ſich zu retten, mußte die ganze Schiffsmannſchaft ihren Ballaſt auswerfen, und deſſen war ſo viel, daß daraus eine große Inſel entſtand. Da dieß aber nicht völlig half, ſo mußte man auch noch die Aſche und die Schlacken aus der „Kabüſe" (Schiffsküche) hinauswerfen, und daraus entſtand eine kleine Inſel, die neben jener großen liegt.

Nur Schifferleute, denen das Schiff Wohnung und Haus iſt, und die ihre wäſſerige Heimath ſo vom Feſtlande begränzt und eingeſchränkt ſehen, wie wir Feſtlandbewohner die unſere vom Ocean, konnten auf die Idee kommen, daß die feſten Inſeln ihren Urſprung einem Schiffe verdankten.

Ein ander Mal ſegelte der Mannigfual aus dem atlantiſchen Meere in den Canal zwiſchen Dover und Calais und konnte des engen Fahrwaſſers wegen nicht durchkommen. Da hatte der Capitän den glücklichen Einfall, die ganze Backbordſeite des Schiffes, die gegen die Ufer von Dover ſtieß, mit weißer Seife beſtreichen zu laſſen. Dieſes Mittel half. Der Mannigfual drängte ſich glücklich durch und gelangte in die Nordſee. Und ſeitdem behielten die Felſen von Dover von der ab-

geſchmierten Seife und dem Schaume ihre weiße ſeifenartige Farbe.

Wahrſcheinlich ſind die Erzählungen vom Mannigfual noch ſehr mannigfaltig, und ſeine Rieſenmatroſen ſcheinen hier in Friesland daſſelbe zu verrichten, was in Griechenland Vulcan that, aus deſſen Feuereſſe Inſeln emporſtiegen, und was die griechiſchen Bergrieſen thaten, die den Oſſa auf den Pelion ſetzten. Aber unſer Schullehrer hatte von ihren Thaten nicht mehr verzeichnet, als was ich vorbrachte.

Der Canal zwiſchen Dover und Calais hat die Frieſen natürlich immer ſehr viel beſchäftigen müſſen, denn theils gelangten durch dieſes große Thor des Lebens, von jeher ihre Schiffe aus der Nordſee zur übrigen Welt, theils iſt es für ſie auch wohl zum Bab el Mandeb (Thor des Todes) geworden. Denn ehe dieſer Canal exiſtirte, war die Nordſee ein Binnenmeer, in welches die Ebbe und Fluth nur von einer Seite, nämlich von Norden her, eindringen und daher auch nur wenig Schaden anrichten konnte.

Erſt nach der Oeffnung des Canals von Dover geriethen die Fluthen mit einander in Kampf und fingen nun erſt an, für das bis dahin unangelaſtete Friesland verderblich zu werden. Es iſt daher natürlich, daß ſich viele Sagen der Frieſen auf die Eröffnung und den Druchbruch des Canals, an welchen auch die Geologen bekanntlich aus ſehr guten Gründen glauben, beziehen.

Es iſt zwar kaum glaublich, daß die Frieſen eine

historische Ueberlieferung von jenem Ereignisse, dessen Zeitpunct unsere Naturforscher nicht im Entferntesten zu bestimmen wagen, von Zeitgenossen und Augenzeugen her von Mund zu Mund sollten überliefert erhalten haben, ja es ist sogar möglich, daß sie, wie die Naturforscher, bei dem Anblick der Küsten Albions und Galliens die Ueberzeugung erlangten, diese müßten einst zusammengehangen haben und dann durchbrochen worden sein, und daß dann müssige Köpfe sich hinsetzten und sich eine Geschichte davon ausdachten, die zur Sage wurde; allein es ist doch merkwürdig, daß diese Sage so gleichmäßig überall in Friesland ausgebildet und selbst bei den holländischen Friesen verbreitet ist. Sie lautet so:

Es soll einmal eine Königin von England, dem Lande im Osten der Nordsee, und ein König von Dänemark, dem Lande im Westen dieses Meeres, gewesen sein, die sich liebten und einander die Heirath versprachen, sich dann aber entzweiten, weil der König sein Versprechen nicht hielt und die Engländerin sitzen ließ.

Damals war England noch mit dem Festlande durch eine Hügelkette, die sogenannten „Höveden", verbunden.

Die Königin von England nun, die an dem Könige der cimbrischen Halbinsel und seinen Unterthanen Rache zu nehmen glühte, bot ihr Volk auf und ließ 7 Jahre lang von 700 Mann an der Durchgrabung jener Hügelkette arbeiten. Nachdem dieß vollendet war, brachen die Fluthen herein und stürmten auf Friesland und Jütland los. Schon damals wurde ein Theil des

Landes verſchlungen, und 100,000*) Menſchen ertranken, und ſeit dieſem Ereigniß haben die Küſten bis auf unſere Zeit alljährlich vom Zorn der engliſchen Königin zu leiden.

Natürlich wird dieſe Sage mit verſchiedenen Variationen vorgetragen, und hie und da wird jene engliſche Königin nur als im Kriege mit den Frieſen und Holländern begriffen dargeſtellt, die ſie nicht habe bezwingen können und die ſie daher durch die Durchſtechung der Höveden habe vernichten wollen.

Man hat kaum, ſage ich, die Kühnheit, zu glauben, daß dieſer intereſſanten geologiſchen Sage hiſtoriſche Tradition zum Grunde liege. Und doch — wäre es nicht möglich? Da die Geſchichte der geologiſchen Ereigniſſe und Revolutionen ſicherlich viel älter iſt, als unſere Schöpfungsgeſchichte in der Bibel es beſagt, ſo iſt wahrſcheinlich auch die Geſchichte der Völker viel älter, als unſere Chroniken und Annalen es bezeugen.

Vor den Deutſchen mochten hier andere Nationen leben, und vor dieſen anderen Nationen wieder andere, und die Tradition von einem ſo merkwürdigen Ereigniſſe konnte ſich vielleicht durch alle dieſe Völkerſchichten hindurch Bahn brechen und ſich länger als alle anderen erhalten. Jedenfalls werden die Beweiſe der Geologen durch dieſe Sagen unterſtützt.

---

*) Dieſe Zahl ſcheint in den Erzählungen der Frieſen von ihren großen Fluthen, von ihren „Männertränken", eine eben ſo gewöhnliche und faſt ſtehende zu ſein, wie in ihren Beſchreibungen von großen Schätzen die Erwähnung von Tonnen Goldes, jede zu 100,000 Thalern.

Die anderen Völker, welche vor den Deutſchen und Dänen dieſe Länder bewohnten, ſind auch noch nicht völlig vergeſſen. Theils finden wir in der ganzen nördlichen Mythologie in den mythiſch erzählten Völkerkämpfen zwiſchen den alten und neuen Göttern Anſpielungen auf ſie; theils haben wir noch Spuren und Zeugen von ihnen in den Gräbern und Todtenhügeln, welche hier im Norden überall die Fluren bedecken.

Die ſonderbaren und fremdartigen Geräthe, die ſich in dieſen Gräbern finden, und die Sagen, welche ſich an ſie knüpfen, weiſen zuweilen auf ganz fremdartige Nationen hin, die hier einmal lebten.

Vielleicht kann man die zahlreichen Sagen von den Rieſen, die hier einſt exiſtirt haben ſollen, von den Kämpfen, die ſie untereinander und dann mit einem Volke von Zwergen, die hier ebenfalls wohnten, auch auf verſchiedene hier ſeßhafte und ſich gegenſeitig bekämpfende Völkerſchaften deuten.

Sollten nicht auch die Sagen von den noch jetzt in der Erde, in den Dünen, in den hohen Klippen, und namentlich unter den Grabhügeln lebenden Gnomen oder Elfen mit dem Untergange eines früher dieſe Gegenden bewohnenden kleinen — (vielleicht finniſchen?) — Volksſtammes zuſammenhängen? Könnten nicht die germaniſchen Nationen, als ſie hier einzogen und vielleicht jene finniſchen Ureinwohner vertilgten, ſich eingebildet haben, daß die Geiſter dieſer erſchlagenen Heiden ſich in ſolche Verſtecke und Schlupfwinkel zu-

rückgezogen hätten und nun die Menſchen zu Zeiten von da aus als Neckgeiſter beſuchten.

Ich weiß wohl, daß viele Gelehrte es ſtark bezweifeln, daß finniſche Nationen je ſo weit unten gewohnt hätten, und beweiſen läßt es ſich auch nicht. Aber daß die finniſchen Völker an beiden Seiten der Oſtſee wenigſtens ſehr weit unten gewohnt haben, bis nach Preußen und bis über die Mitte von Schweden hin, und daß ſie von da aus durch Letten, Slaven, Deutſche und Gothen immer weiter nach Norden getrieben worden ſind, iſt gewiß.

Auf die Idee von der Verbindung der ausgerotteten Finnen mit den noch lebenden Gnomen könnten uns auch wohl die Ruſſen bringen, bei denen alle finniſchen Nationen durch ihren Aberglauben und ihre Zauberei berühmt waren, bei denen der in Schwung gekommene Volksname für die Finnen (Tschudi) ſelbſt ſo viel als Zauberei bedeutet, und die deßhalb von den neckiſchen Zauberkünſten eines Tſcheremiſſen oder Tſchuwaſchen faſt eben ſo viel erzählen, wie die Frieſen von ihren Gnomen und Elfen.

Uebrigens will ich nur ſagen, daß es möglich ſei, daß der Glaube an gewiſſe, in der Natur lebende Geiſter ſich mit der Sage von einem untergegangenen Volke habe verbinden können, keineswegs aber, daß jene durch die wirkliche vormalige Exiſtenz eines ſolchen bedingt ſei. Es iſt vielmehr der Glaube an ſolche Naturgeiſter ſo ziemlich in aller Welt — hatten doch auch die Griechen ihre zahlreichen Nymphen, Dryaden, Leimoniaden ꝛc. — verbreitet, namentlich hier im Norden. In England

und in Irland nennt das Volk ſie „good people“, in Dänemark „de Underjordiske“ (die Unterirdiſchen) oder auch „Biergfolk“ (Bergvolk) oder „Ellefolk“ (Elfenvolk). Hier in Friesland werden ſie „Oennereeske“ und auf einigen Inſeln „Oennerbänkske“ (Unterbänkiſche, d. h. vielleicht unter den Erd- und Sandbänken Wohnende) genannt; in Holſtein heißen ſie „Dwarge“ (Zwerge) oder „Unnererske“.

Die Frieſen erzählen von dieſen ihren Unterirdiſchen oder Unterbänkiſchen accurat dieſelben Geſchichten, welche man anderswo von den Elfen oder den „good people“ erzählt, und welche auch unſere deutſchen Dichter von den Gnomen, Waſſernixen, von dem Erlenkönige und ſeinen Töchtern u. ſ. w. vorbringen. Und dieß iſt eine Erſcheinung, die wohl einer größeren Beachtung der Philoſophen werth iſt, denn es folgt daraus, entweder daß alle Völker Europas früher ihre ſonderbaren Einfälle eben ſo genau und treu auf einander übertragen haben, wie z. B. jetzt ihre Moden, ihre Oberröcke, Fracks, Halscravatten u. ſ. w., oder daß alle Völker unſeres Welttheils ſammt und ſonders völlig auf dieſelbe Weiſe poetiſch geſchwärmt und in ihren halbverrückten, halb bedeutungsvollen Träumen accurat dieſelben Viſionen gehabt haben.

Die frieſiſchen Oennereesken verlieben ſich in die Weiber der Menſchen ganz ſo wie die good people in Irland, wiſſen ſie zu verführen und zu entführen, behalten ſie Jahrhunderte lang bei ſich und machen ſie

glauben, sie wären nur so viel Tage bei ihnen gewesen. — Auch stehlen sie die Kinder der Menschen aus ihren Wiegen und legen Wechselbälge hinein, — die Menschen stecken daher wohl, um dergleichen zu verhüten, den Wiegenkindern Bibeln unter's Kopfkissen. Die Oennereesken helfen den Menschen gegen gewisse Versprechungen Kirchen und Häuser bauen. Sie bitten sie auch zuweilen um Gegendienste und bewirthen sie dann in ihren unterirdischen Wohnungen. Zuweilen müssen die Menschen ihnen die verstopften Eingänge zu ihren Wohnungen ausgraben oder ihre Brotschieber ausbessern, ihre zerbrochenen Schaufeln zurecht schneiden oder ihre Frauen entbinden helfen u. dergl. Dafür bekommen sie Allerlei geschenkt, z. B. Hobelspäne, die nachher zu Gold werden, oder Kuchen und Butterbrod, welches die Leute nicht aufzuessen wagen. Auch leihen sie sich gegenseitig ihre Geräthschaften; so z. B. bitten die Menschen die Unterirdischen um Tassen, Teller und Töpfe, wenn sie Hochzeit oder sonst ein großes Fest haben. Sie leihen auch Geld von ihnen mit oder ohne Zinsen. Armen Bauern, die mit einem einspännigen Wagen im Moraste stecken bleiben, helfen dagegen die Unterirdischen, ihren Wagen wieder in Gang setzen, oder sie bringen ihnen einen Trunk Wasser, oder einen duftenden Pfannkuchen auf dem Felde, wenn sie bei der Arbeit hungern und dursten.

Zuweilen betrügen auch die Menschen und Unterirdischen sich gegenseitig, indem sie einander allerlei Kleinigkeiten, silberne und goldene Becher, Nägel und dergleichen stehlen. Mit den Schafhirten auf einsamen Heiden

oder in den wilden Dünen tanzen ſie mitunter. Sie ſchmieden den Menſchen ſcharfe Meſſer, die Alles zerſchneiden, deren Wunden aber unheilbar ſind.

Die Unterirdiſchen haben auch zuweilen eigene Namen und heißen z. B. Kulemann, Knirr, Ficker, König Piper, Pingel ꝛc. Mehre Male führen ſie den auffallenden Namen „Finn", „Find", oder „Vater Finn", der mich wieder an die oben berührten Ideeen von der finniſchen Abſtammung der Unterirdiſchen mahnte.

Man erblickt ihre Fußtritte oft in dem Sande der Dünen, ſo wie man in England in den bekannten Grasringen ihre Ringelreihen auf den Wieſen erkennt. Sie ſitzen in den Grabhügeln und ſingen und ſpielen auf lieblichen Inſtrumenten ganz ſo wie Erlkönigs Töchter und wie die good people jener Irländerin, die mir auf Treu und Glauben verſicherte, ſie habe einmal eine Elfe bei hellem Tage ſehr ſchön in einem Brunnen ſingen hören.

Die Unterirdiſchen ſitzen auch wie die Cyklopen der Griechen in dem Inneren der Bergklippen und ſchmieden und drechſeln da die vielen kleinen ſonderbaren Verſteinerungen, welche ich oben erwähnte, und die man hier „Oennereesk pöttüg" (unterirdiſche Töpferwaare) nennt. Sie ſind, wie der ſchleſiſche Rübezahl, wie die good people, wie die Elfen und wie die Gnomen der Bergleute, nicht immer bösartig, ſondern oft recht freigebig und großmüthig gegen die Menſchen und ſogar dankbarer Empfindungen fähig, und wer ſich ihre Freundſchaft zu gewinnen weiß, kann reich dabei werden.

Auch ſind die Verbindungen zwiſchen ihnen und den Menſchen oft dauernd.

Eine junge arme Frieſin z. B. ging eines Tages in's Freie hinaus, und als ſie bei einem Hügel vorbeikam, hörte ſie die Zwerge im Hügel ſingen und hämmern, und da dieſer Geſang ihr zauberiſch lockend klang, ſo äußerte ſie den Wunſch, ſie möchte ſo wie die Zwerge ſingen und unter der Erde leben können.

Kaum hatte ſie dieſen Wunſch laut vor ſich hingeſagt, ſo hörten die Zwerge auf zu ſingen, und es erſchallte eine Stimme aus dem Hügel heroor und fragte: „Möchteſt du mit uns leben?" — „Ja, warum nicht?" antwortete das Mädchen, das wohl nicht allzuviel Freuden auf der Erde haben mochte. Da trat ein Oennereeske aus dem Berge hervor und ſagte, er liebe ſie, ſie möchte ſeine Braut ſein und mit ihm eintreten. Sie that's und lebte ſehr glücklich mit ihrem gutmüthigen Gemahle, dem ſie mehre Kinder gebar.

Gewöhnlich indeſſen fürchten ſich die jungen Inſulanerinnen ſehr vor einer ſolchen Verbindung und ſuchen ſich von den unterirdiſchen Liebhabern ſo ſchnell als möglich loszumachen, da ſie ſich eben ſo wenig wie Odyſſeus bei der Circe in ihrer Geſellſchaft befriedigt fühlen. Einmal war eine ſo geſinnte Frieſin, Inge von Rantum, nichts deſtoweniger in die Schlinge eines in ſie verliebten Oennereesken gerathen, der ſie durchaus heirathen wollte. Er ſagte ihr, er würde ſie nur dann loslaſſen, wenn ſie ihm noch vor dem beſtimmten Hochzeitstage ſeinen Namen ſagen könnte. Das Mäd-

chen wandte nun alle mögliche Liſt an, um den Namen ihres Quälgeiſtes herauszubringen, aber alle ihre Mühe war umſonſt. Je näher nun der Hochzeitstag heranrückte, deſto trauriger wurde ſie und verfiel endlich an dieſem Tage ſelbſt in tiefe Melancholie, denn ſie wußte wohl, daß der Oennereeske ſie nun abholen werde, und daß ſie ihm unweigerlich folgen müſſe, wenn ſie ihm nicht ſeinen Namen ſagen könne.

Sie ging in dieſer Melancholie im Felde ſpazieren und pflückte in Gedanken einige Blumen vom Boden, indem ſie dachte: „ihr Blumen ſeid doch viel glücklicher als ich". Da ſie ſich aber bückte, ſchien es ihr, als höre ſie unter der Erde laut und fröhlich ſingen. Es war der ihr beſtimmte Elfe, der natürlich an dieſem Tage beſonders luſtig, ja ſo ausgelaſſen war, daß es ſchien, als kehre er unter der Erde Alles darunter und darüber.

Inge hörte deutlich, wie er ſang: „Heute muß ich backen, kochen, braten, muß putzen, ſcheuern, brauen, denn heute ſoll ich Hochzeit machen. Meine Braut iſt die ſchöne Inge von Rantum, und ich heiße Ekke Nekkepem. Hurrah! Und das weiß Niemand als ich allein!"

„O nun weiß ich's auch!" ſeufzte Inge für ſich hin, indem ihr ein ſchwerer Stein vom Herzen fiel, ſteckte ihre Blumen an den Buſen und rannte fröhlich nach Hauſe.

Als ſich gegen Abend ihr Freier bei ihr einſtellte, um ſie abzuholen, ſagte ſie zu ihm: „Schönen Dank, lieber Ekke Nekkepem, ich bleibe lieber hier". — Bei dieſen Worten verzogen ſich die freundlichen und verliebten Mienen

des kleinen Zwerges gewaltig, da er ſich erinnerte, wie unvorſichtig laut er heute in ſeiner Luſt geſungen hatte. Dem unter den Unterirdiſchen waltenden Geſetze gemäß mußte er ſein einmal gegebenes Wort halten und auf die Braut verzichten.

Inge wollte ihm noch die Blumen, die ſie gepflückt hatte, zum Andenken an ſie anbieten; allein er war ſchon mit Donner und Blitz in die Erde verſunken, und ſie konnte ſich nun unter den jungen Rantumern einen hübſchen Burſchen ausſuchen.

Dieſe kleinen Geſchichten ſind alle recht hübſch, beſonders wenn darin als Kern eine ſo gute Lehre enthalten iſt, wie in der vorigen, oder wie in der folgenden von dem Wunderbrunnen und von der großen und kleinen Elke.

Die große und die kleine Elke waren zwei Schweſtern, jene ſtolz, herrſchſüchtig, eingebildet, dieſe munter, zufrieden, gehorſam und beſcheiden. Sie ſaßen einſt beide ſpinnend an einem Brunnen. Die große Elke ließ unvorſichtig genug ihren Rocken in den Brunnen fallen und befahl der jüngeren Schweſter, hineinzuſteigen und ihn wieder herauszuholen. Dieſe that das Befohlene gern, und als ſie hinunter geſtiegen war, fand ſie daſelbſt den Rocken an der Klinke einer Thür hangen. Indem ſie ihn wegnahm, öffnete ſich die Thür, und es zeigten ſich der erſtaunten Kleinen viele hübſche unterirdiſche Gänge, die durch einen ſchönen Garten führten.

Ein friedlicher Elfe lud ſie ein, näher zu treten, und geleitete ſie umher. Sie kamen zu einem ſchönen

Baume, der voll herrlicher Früchte hing und der so redete: „Liebe Elke, schüttle mich und nimm meine Früchte!“ Elke pflückte sich aber aus Bescheidenheit nur einen Apfel ab und erquickte sich damit; dann bat sie den Zwerg, ihr noch einen für ihre Schwester mitzugeben.

Darauf kamen sie zu einem Backofen, der öffnete seinen Mund und sprach: „Liebe Elke, leer' mich aus und nimm die Brode!“ Elke blickte hinein und fand zu ihrem Erstaunen den ganzen Ofen voll des schönsten Backwerks. Sie jubelte darüber vor Freude, aber sie nahm nur ein kleines Brod, brach etwas für sich ab und bot den Rest ihrem kleinen Dennereesken an; da aber dieser die Annahme freundlich verweigerte, so steckte sie ihn zu sich und sagte, sie wolle ihn der Schwester mitbringen.

Dann kamen sie zu einer Kuh, und diese bat: „Liebe Elke, melke mich.“ Und so wanderten sie noch zu einer unendlichen Menge von Gegenständen, Pflaumenbäumen, Schafen, Kisten und Koffern, welche alle baten, man möchte sie schütteln, scheeren, öffnen und ausleeren. Elke freute sich zwar nicht wenig über alle die schönen Gegenstände; aber sie dankte beßtens für die Offerten, mit dem Bemerken, daß sie genug habe und gänzlich zufrieden sei. Sie verneigte sich nun vor ihrem gütigen Begleiter und stieg durch den Brunnen zu ihrer Schwester zurück, der sie den Rocken, den Apfel und das Brod brachte und von den Brunnenwundern erzählte.

Die große Elke gerieth darüber außer sich, daß die kleine Elke nicht klüger gewesen und sich nicht besser versorgt

habe. Sie schalt und schlug ihre Schwester, daß sie weinte, und sprang dann selbst in den Brunnen hinein, riß die Thür auf und ging zu dem Apfelbaum, dem Backofen, der Kuh, den Schränken und Koffern und plünderte sie so hastig aus, daß dieselben kaum Zeit hatten, zuvor ihre artigen Einladungen: „Liebe Elke, schüttle mich" u. s. w., hervorzubringen.

Sie raffte Alles, was sie konnte, zusammen, setzte sich mehre volle Körbe übereinander auf den Kopf, hing sich mehre gefüllte Säcke über den Rücken, packte sich Taschen und Schürze voll und schleppte sich nun zur Thüre hin, so daß der Elfe, der die kleine Elke so artig und höflich begleitet hatte, ganz böse wurde und die Thür heftig hinter ihr zuschlug.

Kaum war die große Elke draußen im Brunnen, so merkte sie, daß sie anfing im Schlamme und Wasser des Brunnens niederzusinken, da sie sich zu schwer beladen hatte. Sie schrie um Hilfe; aber fahren lassen wollte sie doch auch nicht gern etwas von ihren geraubten Schätzen, und so wurde sie denn endlich von den Körben und Säcken ganz niedergedrückt und ertrank.

Die kleine Elke konnte von dem Hilfegeschrei der Schwester nichts hören, weil sie noch schluchzte und weinte, bis ihr Geliebter kam, der sie tröstete und freite. Da die Schwester nicht wiederkam, so glaubte sie endlich, sie sei bei dem kleinen Elfen geblieben und lebe mit ihm in Fülle und Reichthum.

Wenn die jungen Friesinnen so auf dem Festlande ihre unterirdischen Männlein haben, so haben

dagegen die ſchiffenden Frieſen ihre unterſeeiſchen Weiblein, „Mearwüffen“ (Meerweiber) genannt. Es iſt bemerkenswerth genug, daß in der Regel alle Geiſter, die der Matroſe auf der See ſieht, weiblichen Geſchlechts ſind. Und zwar iſt dieß ſowohl bei den Frieſen, als bei den Dänen und ſonſt bei manchen anderen Völkern der Fall. Auch bei den Griechen iſt von Neptun's männlichen Tritonsbläſern im Ganzen ſelten die Rede, und er iſt ein Gott, der unter einer unſäglichen Schaar von ſchönen Weibern, Nereiden, Waſſernymphen, Amphitriten, Thetiſſen u. ſ. w., wohnt. Zum Theil mag dieß wohl von den graziöſen Bewegungen der Wellen herrühren, zum Theil aber auch ganz natürlich daher, daß das Meer faſt nur von Männern befchifft wird, und dieſen daher oft das Bild ihrer Geliebten und Frauen auf den Wogen erſcheinen mag. Von den Weibern und Mädchen der Oennereesken iſt dagegen ſelten die Rede, obgleich ſie allerdings auch vorkommen. Und man kann dieß vielleicht zum Theil aus dem von mir angeführten Umſtande erklären, daß die menſchliche Bevölkerung der frieſiſchen Inſeln zu zwei Dritteln aus Weibern beſteht.

Die Meer- oder Seejungfern ſind faſt ohne Ausnahme wahre Schönheiten, ſie kommen zuweilen an Bord der Schiffe und ſetzen ſich da, beſonders zur Nachtzeit, auf's Steuer hin und klagen oder ſingen dem Schiffer etwas vor.

Sie erſcheinen gewöhnlich dann, wenn ein Sturm bevorſteht, ſehr zahlreich auf den Spitzen der Wellen. Auf Helgoland ſoll man ſonſt merkwürdiger Weiſe alle überaus

ſchönen Bewohnerinnen der Inſel für Töchter der Meerweiber gehalten und ihnen große Verehrung gezollt haben. Setzt man dieſen Glauben in Verbindung mit der Mythe der Griechen, der zufolge die Göttin der Schönheit Aphrodite ſelber dem Meere entſprang, ſo wird er wirklich intereſſant und bedeutungsvoll.

Man kann ſich denken, daß die Fluthen und Ueberſchwemmungen, denen dieſe Länder ausgeſetzt ſind, nicht wenig Veranlaſſung zu allerlei Aberglauben gegeben haben. So hört man noch jetzt von einer alten berühmten Prophetin Namens Hjerte erzählen, die über den Untergang oder das abermalige Auftauchen mehrer Inſeln und Landſtriche viel prophezeiht hat. Ich habe mir eine Prophezeihung, welche dieſe alte frieſiſche Sibylle in Bezug auf alles Land, welches noch vor Lindholm, einem jetzt tief im Inneren des Landes auf hohem Geeſtrande liegenden Orte, liegt, machte, und von der die Leute noch immer erzählen, aufgeſchrieben. Dieſe Prophezeihung lautet: „As Lindholm de erſte Karke is geweſt, alſo wird ſe ock de leßte bliwen. Idt werden alle diſſe Lande dör Water vergahn, und de Schipper werd tho ſin Sürmann ſeggen: Höde de vor Lindholmer Sand.“ (So wie Lindholm die erſte Kirche im Lande geweſen iſt, ſo wird ſie auch die letzte ſein. Es werden am Ende alle dieſe Lande durch Waſſer vergehen, und der Schiffer wird zu ſeinem Steuermann ſagen: Hüte dich vor dem Lindholmer Sand!)

Auch ſollen vor einer Ueberſchwemmung die „Flödkualver“ (Fluthkälber) auf dem Waſſer erſcheinen und

die Ueberschwemmung ankündigen. Wie gestaltet und welcher Art die Leute sich diese Wesen denken, habe ich aber nicht genau erfahren.

Uebrigens ist der wahre Veranlasser der Fluthen, namentlich aber der täglichen Fluth und Ebbe — der Mann im Monde. Er hat ein großes Gefäß in der Hand, aus dem sich die Fluth ergießt; da er aber bei diesem Geschäfte müde wird, so ruht er zuweilen aus, und während dieser Zeit ebbet es dann.

Diese Sage mag wohl schon sehr alt sein, denn es mochte den Friesen bald, nachdem sie ihr Land in Besitz genommen, klar werden, daß Fluth und Ebbe mit dem Monde zusammenhingen. Ueberhaupt ist es wohl natürlich, daß diese Küstenbewohner als Schiffer schon frühzeitig die himmlischen Körper, ihren Einfluß und ihre Stellung zur Erde beobachteten.

Der Polarstern war ihnen dabei besonders wichtig und dann das große, schöne, in die Augen fallende Siebengestirn, welches sie, wie viele andere Nationen, mit einem großen Wagen vergleichen. Ihrer Meinung nach ist dieß der Wagen, auf dem der Prophet Elias und nach ihm viele andere Propheten und Heilige zum Himmel aufgefahren sind. Jetzt, wo es keine Heiligen mehr giebt, ist jener brillante Wagen unter die übrigen himmlischen Geräthschaften versetzt worden. Nur die Engel benutzen ihn noch zu ihren kleinen Lustfahrten, die sie jede Nacht am Himmel anstellen. Einer der Engel tritt dabei als Fuhrmann auf den Vordersitz des Wagens, und dieser hat wohl Acht

zu geben, daß er den Mittelpunct der Himmelswelt, den Polarstern, immer im Auge behalte, und daß derselbe immer mit den beiden großen Sternen der Wagendeichsel in gerader Linie bleibe. Die Schiffer haben ihm diese Kunst des Visirens abgelernt und wissen den für sie so wichtigen Polarstern auf dieselbe Weise aufzufinden.

Die sonderbarste und phantastischeste, auf himmlische Körper sich beziehende Sage der Friesen ist die, welche sie in Bezug auf den Unter- und Aufgang des Tagesgestirns ersonnen haben. Sie sehen dasselbe täglich im Westen untergehen und wissen nicht, wohin es geht, oder wußten es wenigstens nicht zur Zeit der Entstehung dieser Sage. Statt der Sonne schwebt nun im Osten des Himmels eine Schaar flimmernder Sterne empor, die aussehen wie kleine Theilchen einer großen Sonne. So fabeln die Friesen denn, daß die himmlischen Mächte folgendes hübsche Spiel mit der Sonne treiben.

Eine Schaar schöner Jungfrauen empfängt die Sonne unter der Erde am westlichen Horizonte, macht sich mit Messern und Scheeren über sie her, zerschneidet und zerhackt sie und bildet daraus eine unzählige Menge kleiner Luftballons gleich Schneebällen. Diese werfen die Jungfrauen den himmlischen Junggesellen spielend zu, die am östlichen Horizonte unter der Erde stehen. Diese haben eine Leiter an das Himmelsgewölbe gesetzt, klettern hinauf und werfen da die Lichtbälle hoch in die Luft, welche nun wie Seifenblasen am Horizonte em-

porſteigen. Sie ſchweben über die Erde hinweg und fallen im Weſten den Jungfrauen wieder in den Schooß.

Nachdem ſich die himmliſchen Jungfrauen und Junggeſellen auf dieſe Weiſe in der Nacht divertirt haben, beeilen ſie ſich gegen Morgen, wenn die Menſchen ihr altes Tagesgeſchäft neu beginnen ſollen, alle Leuchtkugeln wieder einzufangen und zuſammenzuballen, um die Sonne wieder herzuſtellen, wie die Kinder aus Schneehäufchen eine dicke Schneelawine bilden. Sie wälzen dieſe an den öſtlichen Horizont, nehmen ſie auf ihren Rücken und tragen ſie ſchwebend und ſingend am Horizonte empor. Der zauberiſche Schimmer, der die Sonne beim Aufgange umgiebt, iſt der Wiederſchein des Chors der Jungfrauen. Nachher, wenn dieſe die Sonne in Schwung gebracht haben, geht ſie ihren Weg allein, und die Himmliſchen und der ſie anfänglich begleitende Schimmer verlaſſen ſie. Ich muß offen bekennen, hätte ich dieſe Dichtung nicht von einem Frieſen unter Frieſen gehört, ſo würde ich darauf gewettet haben, ſie wäre in dem Gehirn irgend eines der kindlich poetiſchen nördlichen Völker, der Eſthen oder Letten, entſtanden, die eine ganze Menge Mythen ähnlicher Art erſonnen haben. Zur Vergleichung mag ich hier ſchicklich als Gegenſtück eine eſthniſche Volksſage einfügen, die ſich ebenfalls auf die Sonne, und zwar auf das Morgen- und Abendroth bezieht. Ich verdanke ihre Mittheilung einer eſthniſchen Freundin und habe ſie bisher noch nirgends gedruckt geleſen. Dieſe Sage heißt

Koit und Aemmarik (Morgen- und Abendroth),

und meiner nordischen Freundin Handschrift darüber lautet, wie folgt:

„Eine kurze Wonnezeit, die lieder- und blumenreiche Zeit der kürzesten Nächte, entschädigt die Bewohner unseres Nordens für die langen Drangsale des rauhen Winters. In dieser Feierzeit der nördlichen Natur, wo Abendroth und Morgenroth einander die Hand reichen, erzählte ein Greis den versammelten Enkeln die Liebesgeschichte Koit's und Aemmarik's, und ich gebe hier wieder, was ich erlauschte."

„Kennst du die Leuchte in Allvaters Hallen? So eben ist sie zur Ruhe gegangen, und da, wo sie erlischt, glänzt der Wiederschein noch am Himmel, und schon zieht sich der Lichtstreif hinüber nach Osten, wo sie sogleich in voller Pracht wieder die ganze Schöpfung begrüßen soll. Kennst du die Hand, die die Sonne empfängt und zur Ruhe bringt, wenn sie ihren Lauf vollbracht hat? Kennst du die Hand, die die Erloschene wieder anfacht und sie ihren neuen Lauf am Himmel beginnen läßt? Allvater hatte zwei treue Diener aus dem Geschlechte, dem ewige Jugend verliehen war, und als die Leuchte am ersten Abend ihren Lauf vollbracht hatte, sagte er zu Aemmarik: „Deiner Sorgfalt, Töchterchen, vertraue ich die sinkende Sonne an. Lösche sie aus und verbirg das Feuer, daß kein Schade geschieht!"

„Und als am anderen Morgen die Sonne wieder ihren Lauf beginnen sollte, sagte er zu Koit: „Dein

Amt, Söhnchen, sei, die Leuchte anzuzünden und zum neuen Laufe vorzubereiten." Treulich übten Beide ihre Pflichten, und keinen Tag fehlte die Leuchte am Himmelsbogen, und wenn sie im Winter am Rande des Himmels hingeht, so erlischt sie früher am Abend und beginnt später am Morgen ihren Lauf, und wenn sie im Frühling die Blumen und den Gesang erweckt und im Sommer die Früchte mit ihren heißen Strahlen zur Reife bringt, so ist ihr nur eine kurze Ruhezeit vergönnt, und Aemmarik übergiebt die Erlöschende unmittelbar der Hand des Koit, der sie sogleich wieder zum neuen Leben anfacht."

„Jene schöne Zeit war nun gekommen, wo die Blumen erblühen und duften, die Vögel und die Menschen erfüllten den Raum unter Ilmarinens Zelt mit Liedern. Da sahen Beide sich zu tief in die braunen Augen, und als die verlöschende Sonne aus ihrer Hand in die seinige ging, wurden die Hände gegenseitig gedrückt, und auch Beider Lippen berührten sich."

„Aber ein Auge, das nimmer sich schließt, hatte bemerkt, was zur Zeit der stillen Mitternacht im Verborgenen vorging, und am anderen Tage rief der Alte Beide vor sich und sagte: „Ich bin zufrieden mit der Verwaltung Eueres Amtes und wünsche, daß Ihr ganz glücklich werden möget. So habet denn einander und verwaltet hinfort Euer Amt als Mann und Weib."

„Aber siehe, nach einem augenblicklichen Verstummen entgegneten Beide aus einem Munde: „Vater, störe unsere Freude nicht. Laß uns ewig Braut und

Bräutigam bleiben, denn im bräutlichen Stande haben wir unſer Glück gefunden, wo die Liebe immer jung und neu iſt." Und der Alte gewährte ihre Bitte und ſegnete ihren Entſchluß. Nur ein Mal im Jahre, auf vier Wochen, kommen Beide zur Mitternachtszeit zuſammen, und wenn Aemmarik die erlöſchende Lampe in die Hand des Geliebten legt, ſo folgt darauf ein Händedruck und ein Kuß, und die Wange Aemmarik's erglüht und ſpiegelt ſich hochroth ab am Himmel, bis Koit die Leuchte wieder anzündet und der gelbe Schein dem Himmel die neuaufgehende Sonne ankündigt. Der Alte ſchmückt noch immer zur Feier der Zuſammenkunft mit den ſchönſten Blumen die Fluren, und die Nachtigallen rufen der am Buſen Koit's zu lange weilenden Aemmarik ſcherzend zu: „Laiſk tûdrück, laiſk tûdrück! ôpik!" (Dieſe Worte, die zugleich eine onomatopoetiſche Nachahmung des Geſangs der Nachtigallen enthalten, heißen auf Deutſch: Faules Mädchen, faules Mädchen! gieb Acht!)

Mich däucht, dieß iſt eine höchſt poetiſche Einkleidung des jährlichen und täglichen Ganges der Sonne, freilich ganz im Sinne eines in patriarchaliſchem Zuſtande lebenden Volks, welches die ganze Welt wie eine Hauswirthſchaft anſieht, in der Gott als Vater waltet, die Menſchen und Engel als Kinder leben, und in welcher die Sonne die Hauslaterne vorſtellt. Die Cimbern, ich meine die Frieſen und Dänen, welche ähnliche Nächte in ihrem Lande kennen, müſſen, denke ich mir, dieſe Mythe mit Intereſſe leſen.

Wie jene Mythen der Frieſen mich an die Let-

ten, Esthen und andere nordische Völker erinnerten, so that es auch der Name des obersten Gottes, den sonst diese Leute verehrten. Sie nannten ihn „de Uald", den Alten, gerade so, wie auch viele andere nordische Völker bis nach Sibirien hin, ihren obersten Gott „den Alten" nannten. Der Name ist noch jetzt nicht unter den Friesen ausgestorben; doch bezeichnen sie nun, nachdem sie Christen geworden, mit dem Worte „de Uald" den Teufel. Der höchste Zeus der Griechen war ein jugendlich kräftiger Mann, und es ist wohl bezeichnend für den Norden, daß er hier durchweg ein Greis ist.

Hausgötter und Laren hatten schon die Römer. Haben doch sogar die Kosaken, die wir noch für halbe Nomaden zu halten geneigt sind, ihre Dämonen unter den niedrigen Dächern ihrer kleinen Häuser. Wie sollten sie den Friesen und überhaupt den Germanen und allen diesen nördlichen Völkern fehlen, bei denen das Haus, die Häuslichkeit, häusliche Zucht und Ordnung in so hohen Ehren stehen! Wundern muß man sich aber, daß diese Hausgeister fast überall in der Welt ganz auf dieselbe Weise gedacht und ganz auf dieselbe Weise von den Menschen behandelt werden.

Ich sprach einmal mit einem Kosaken an den Ufern des Dniepr über die Eigenthümlichkeiten seines „Domowoi" (Hausgeistes), über seinen Wohnort, über seine Nahrungsweise, über seine Thätigkeit, über seine Launen und Bosheiten, und er machte mir davon ganz dieselbe Schilderung, die mir nachher auch ein Bauer im Erzgebirge von seinem sächsischen Hausgeiste gab,

und die ich hier wieder von den „Niß Puks" erhielt, die in Friesland und Jütland und in ganz Dänemark unter den Dächern der Häuser wohnen.

Damit die Kosaken und Erzgebirgler erkennen mögen, wie ähnlich wir Menschen einander alle bleiben, will ich hier hersetzen, was man sich in Friesland von den Puks erzählt. „Es werden nur Abgeschmacktheiten sein," mag vielleicht ein Altkluger sagen. Allein, wenn eine Abgeschmacktheit so großartig und so allgemein verbreitet ist, wie diese, so verdient sie doch wohl Beachtung. Und zu dem ist die Geschichte der menschlichen Thorheiten nicht weniger interessant als die der menschlichen Weisheit.

„Puk", „Niß Puk", „Huispuk", „Niskepuk", „Wolterke", „Nisebok", „Nißke", „Nißkuke", „Pulter Claas", das sind die Namen, welche in diesen nordalbingischen und cimbrischen Gegenden dem Hauskobolde gegeben werden. Puk aber oder Niß Puk ist der gewöhnlichste unter diesen Namen, den er, wie bei den Friesen, so auch bei den Jüten und Dänen, durchweg trägt. Und jedenfalls ist dieser Name des Geistes der merkwürdigste, da er unter demselben nach England hinübergegangen ist, wo er auf dieselbe Weise sein Wesen treibt, wie dießseits des Nordmeers, und wo wir ihn selbst von den ersten Dichtern der Nation besungen und geschildert sehen.

Shakespeare führt in mehren seiner dramatischen Dichtungen einen Puk ein, und was er von seinem Wesen und Treiben so poetisch sagt, das erzählt noch heutiges Tages, nur etwas plumper, von ihm der frie-

ſiſche und jütiſche Bauer, und ebenſo der Landmann in Cumberland und Northumberland.

Die Puks ſind gleich wie die Unterirdiſchen zwergartig und klein. Es iſt ſehr natürlich, daß alle einſt übermächtigen Geiſter, an deren Exiſtenz jetzt noch bei chriſtlichen Völkern geglaubt wird, klein und zwergig erſcheinen. Sie ſchrumpfen vor dem Chriſtenthume zuſammen. Nur vor der Einführung deſſelben, als der alte Götterglaube noch blühte, waren die überirdiſchen Gewalten gleich groß mit dem Menſchen oder auch rieſig. Auch möchte man ſich ſchwer entſchließen können, mit einem gleich großen und gleich ſtarken Puk in einem Hauſe zu wohnen.

Manche beſchreiben ſeine Kleidung und geben ihm eine rothe ſpitze Mütze auf den Kopf, eine lange graue oder grüne Zwillichjacke über den Leib und Pantoffeln an die Füße. Seine Wohnung iſt unter dem Dache, wo er entweder durch zerbrochene Fenſter, die nie zugemacht werden dürfen, oder durch andere Oeffnungen aus- und einſchlüpft. Zuweilen bereiten ſie ihm dort ſelbſt ein Neſt, wie ihren Bergenten, indem ſie ein Loch in einem Balken abſichtlich nicht verſtopfen, oder ſonſt mit Fleiß einen Raum für ihn frei laſſen.

Wie die Römer ihren Laren opferten und ſie ſpeiſten, ſo wird auch den Puks ein Topf mit Grütze auf den Boden geſtellt, in welchen ſie gewöhnlich ein Stück Butter zu haben wünſchen. Daſſelbe geſchieht auch noch heutiges Tages im Erzgebirge, und die Letten, Koſaken und andere Völker ſagen, daß es bei ihnen ebenfalls geſchehe.

Obgleich die Menſchen eine gewiſſe Scheu vor den Puks haben, und obgleich ſie ſich nicht gern ihren Aufenthaltsorten nähern, ſo haben dieſe Geiſter doch im Ganzen die Menſchen gern und ſuchen ſich mit ihnen auf einem guten Fuße zu halten. Denn die Puks ſind an und für ſich eben ſo, wie die Oennereesken, weder gute noch böſe Geiſter.

Wollen ſie ihren Hausgenoſſen wohl, ſo verrichten ſie ihnen über Nacht alle häuslichen Geſchäfte, waſchen und putzen das Haus, beſorgen das Vieh, ſchleppen Futter und Korn auf den Boden und laſſen Alles wohl gedeihen. Können ſie es nicht anders, ſo berauben ſie wohl gar die Nachbarn ihres Wirthes, um dieſem den Vortheil zuzuführen. Man hört ſie häufig des Nachts bei dieſer Arbeit lärmen und im Hauſe auf- und abgehen, und unterwegs ſpielen ſie auch wohl den Knechten und Mägden einen Schabernack, ſtreicheln ſie unter der Naſe, daß ſie im Schlafe nieſen müſſen, oder ziehen ihnen die Decken vom Bette, oder vollführen ſonſt ſo einen Streich, wie Shakeſpeare ſeine berühmte Frau Mab deren eine Menge ausführen läßt.

Dieſe Neckereien der Puks mit den Hausgenoſſen ſind oft ſo komiſch erſonnen, daß man kaum begreift, wie die Leute auf ſolche Einfälle kamen. Sie behaupten, daß ſie einen ſolchen Puk zuweilen am hellen Tage in der Bodenluke ſitzen ſehen, wie er den Kopf müßig mit beiden Händen ſtützt und mit den Beinen baumelt. Er beſingt dabei zuweilen ſeine eigene Schönheit und die Rundung und Zierlichkeit ſeiner Beine, obwohl

dieſe dünn wie Stöcke ſind, und er ſehr häßlich iſt. Auch zerrt und neckt er wohl, wie Müßige thun, entweder den Hofhund oder das Geſinde, das im Hofe beſchäftigt iſt, indem er ihnen bald das eine, bald das andere Bein hinhält und ihnen ein Geſicht dazu ſchneidet. Ein Knecht läuft dann wohl leiſe auf den Boden und ſtößt ihn mit der Heugabel hinunter. Herunterkommen die Puks nun freilich nicht, denn ſtatt ihrer ſieht man nur Spreu oder Topfſcherben oder ſonſt etwas auf die Steine des Hofes herabfallen; aber ſie nehmen denn doch den groben Spaß erſtaunlich übel und rächen ſich auf irgend eine Weiſe.

Sind die Puks böſe, ſo necken ſie die Hausbewohner ſo arg und ſpielen ihnen ſo viele ſchlimme Streiche, daß dieſe ſich wohl gar entſchließen, ihr Haus zu verlaſſen. Allein oft gelingt es ihnen doch nicht, ihre Hauskobolde los zu werden, denn wie die „atra cura“ des Horaz folgen ſie dem Menſchen, der ihnen nicht ſehr geſchickt ſeine Pläne zu verbergen weiß, überall hin. Sie ſetzen ſich auf den Wagen, der die Geräthſchaften fortführt, oder ſie verkriechen ſich in den Beſen. Und ſieht man ſie unterwegs da ſitzen und fragt ſie: „Was wollt ihr da?“ ſo antworten ſie, wie jener Bauer den ihn befragenden Nachbarn antwortete: „Wir ziehen heute um.“

Sind die Jüten und Angelſachſen dieſe kleinen Puks doch ſelbſt nicht los geworden, als ſie über's Meer nach England zogen. Sie folgten ihnen auch dahin nach.

Wie die Laren der Römer und wie die Götter verſchiedener, ſich unter einander befehdender Nationen, ſo leben auch die Puks verſchiedener Nachbarn oft mit einander in Feindſchaft, prügeln, ſchelten, befehden ſich gegenſeitig und treiben oft ein Weſen mit einander, wie die Katzen auf den Dächern. Beſtehlen und zanken ſich nun die Nachbarn auch zuweilen ſelber unter einander, ſo brauchen ſie die Ausflucht: „Der Niß hat's gethan."

Gewöhnlich lebt in jedem Hauſe nur ein Puk, zuweilen aber giebt es darin auch ganze Familien. Und dann erlebt man ſchöne Brautfahrten und Hochzeitszüge und andere Feſtlichkeiten der Puks, die aber bloß von den ſogenannten bevorzugten Sonntagskindern erblickt werden können.

Da die Frieſen ſich auf der See in ihren Schiffen eben ſo heimiſch wie in ihren Häuſern auf dem Feſtlande gemacht haben, ſo iſt es kein Wunder, daß ihre Hauskobolde auch mit an Bord ihrer Schiffe gegangen ſind. Doch werden ſie hier nicht Puks, ſondern „Klabautermännchen" genannt, haben übrigens ganz dieſelben Eigenthümlichkeiten wie ihre Vettern auf dem Feſtlande und ſind eben ſo wohl die Neck-, als die Schutzgeiſter des Schiffs und der Schiffer.

Wie jene den Stall und die Küche beſorgen und da ſcheuern, kochen und Feuer anmachen, ſo halten die Klabautermännchen das Tau- und das Segelwerk in Ordnung, flicken die Segel, binden die zerriſſenen Stricke zuſammen, zimmern des Nachts die losgeriſſenen Breter wieder an einander und verſtopfen die Fugen.

Die armen geplagten Matroſen mögen wohl oft, wenn ſie lange keine Ruhe genoſſen, in der Nacht halb ſchlaftrunken und wie Somnambule in dem Takelwerk herumklettern. Sehen ſie dann am Morgen, daß Alles fertig iſt, ſo erinnern ſie ſich nicht mehr, daß ſie dieß ſelbſt gethan haben, und ſchreiben es dem Klabautermännchen zu, eben ſo wie die Dienſtmädchen, die ſchon vor Sonnenaufgang aufſtehen müſſen, um Feuer anzumachen, zu fegen und Kaffee zu kochen, dieß auch halb ſchlaftrunken thun. Sie ſetzen ſich wohl gar, wenn ſie ihre Geſchäfte verrichtet haben, ein wenig am Herde hin, um noch ein halbes Stündchen zu nicken, und man kann ſich daher erklären, wie ſie dann, wenn ſie wieder aufwachen, ihre eigene Arbeit dem Hauskobolde zuſchreiben.

So wie die Puks auf den Böden und Treppen ſpuken, lärmen und trampeln, ſo thut es das Klabautermännchen an Bord des Schiffs, und wer einmal eine Nacht an Bord eines Schiffs geſchlafen und das Knacken, Krachen, Kniſtern, Poltern, Schnurren, Pochen, Puffen, Klütern und Klabautern der Breter, Stricke und Maſten gehört hat, der weiß, daß das Klabautermännchen dieſen, ſo wie auch ſeinen anderen Namen, des „Klütermännchens" mit vollem Rechte führt.

Lärmt dieſes Männchen gar zu gewaltig, oder zeigt es ſich in einer Nacht in den Maſten und Segeln auf den Spitzen der Raaen ſitzend, ſo iſt dieß ein ſchlimmes Zeichen, und die Schiffer fürchten dann, daß es mit ihrem Schiffe ein baldiges Ende nehmen werde. Kurz vor dem

Untergange des Schiffs erscheint das Klabautermännchen dem Capitán, nimmt wohl Abschied von ihm und fliegt dann vor seinen Augen davon.

Indeß nicht nur auf den Schiffen selbst, sondern auch an den Stellen, wo ein Schiff scheitern wird, soll es einen Vorspuk geben. Es sollen an einer solchen Stelle oft schon ein Jahr im Voraus Breter und Leichname von Thieren und Menschen in den Wellen erscheinen und wieder verschwinden.

Auch soll den zurückgebliebenen Insulanern der Untergang ihrer Anverwandten auf fernen Weltmeeren durch spukhafte Erscheinungen angezeigt werden. Wenn eine Frau oder ein Mädchen ihren Mann oder Bruder auf der See verlor, so erscheint er ihr wohl, noch ehe ihr sein Schicksal durch die Zeitung oder durch einen Trauerbrief bekannt wurde, in der traurigen Gestalt, in welcher er ertrank, mit triefenden Kleidern und mit nassen Haaren. Er tritt so an's Fenster oder lehnt an der Thüre, kann aber nicht in's Zimmer treten.

Am anderen Morgen findet man an dem Flecke, wo er stand, einen kleinen Strom salzigen Wassers, das ihm von den Kleidern floß. Er erscheint auf diese Weise wohl verschiedenen Verwandten, bis sie alle überzeugt werden, daß ihr Geliebter wirklich verunglückt ist, und nun Trauer um ihn anlegen und zum Himmel für ihn beten. Auf den Halligen soll diese Vision besonders oft stattfinden, und man nennt dort solche umgehende Seelen der auf der See Verunglückten „Gongern".

Wohl keine Art von Geſpenſt kann man wohl natürlicher erklären als dieſe Gongern, wenn man bedenkt, wie manche Schweſtern, wie manche arme Frauen, wie manche gute Mütter ihre Tage und Nächte verſeufzen und vertrauern, in Sorge um das lange Ausbleiben ihrer Brüder, Männer und Söhne, und wenn man ſich an Dasjenige erinnert, was ich oben von dem alten Amrumer Vater berichtete, der Jahre lang eine Düne beſtieg und da nach der Rückkehr ſeines Sohnes ſeufzte.

Auch das „Stadem-Wüfke" oder „Staven-Wüfke" muß ich hier nennen. Es iſt dieß ein trauerndes Weib, welches auf den alten Wurten, Hügeln oder Stavenplätzen, welche ſonſt Häuſer trugen und die nun nackt und kahl, vom Meere beſpült oder vom Dünenſande umgeben ſind, erſcheint. Zuweilen umgeht es dieſe melancholiſchen Orte, zuweilen zeigt es ſich auf ihnen, da, wo ſonſt der Herd des Hauſes ſtand, ſitzend und weinend.

Ich muß geſtehen, dieſes Geſpenſt macht der Phantaſie der Frieſen Ehre. Es iſt ſchön, ergreifend und bedeutungsvoll. Man denke ſich nur einen alten hohen, halb zuſammengefallenen Stavenplatz, die Dünen hinter ihm, vorn beleckt von den ſalzigen Wogen des Meeres. An ſeinem Rande ſitzt das Stadem-Wüffke trauernd, Thränen vergießend und mitten in dieſem Graus der Gegenwart aller der lieblichen Scenen der Vergangenheit gedenkend. Ein Dichter könnte dieſes Bild beſingen.

An die Genannten ſchließen ſich noch manche andere Geſpenſter an, welche mit der Natur des unheim-

lichen Strandes in Verbindung ſtehen, und die ſich auf Schiffsuntergänge, Strandräubereien und ſonſtige Vorfälle beziehen. Ich bemerkte ſchon oben, daß die umdeichten Strandbewohner in den Kögen ihre Geſpenſter meiſtens außerhalb ihrer Deiche verlegen. Die Inſelbewohner dagegen verſetzen die ihrigen eben ſo außerhalb der Dünen.

Jenſeits der Dünen und auch in den wilden unbewohnten Thälern derſelben, da gehen dieſe Geſpenſter um. Auf der Inſel Sylt z. B. knüpft ſich faſt an jedes bedeutendere Dünenthal eine ſolche Geſpenſtergeſchichte, und keinen Menſchen, der dieſe Berge, welche ſelbſt faſt wie leibhaftige Geſpenſter ausſehen, kennt, wird dieß wundern. In dem einen, dem Dikje-Dál, iſt es der „Dikjendálmann", in dem anderen der Geiſt einer Jungfrau, in dem dritten ein anderes Geſpenſt, welches da umgeht.

Der Dikjendálmann war ſeiner Zeit ein Schiffer, der an der Küſte ſtrandete und nichts als ſich ſelbſt und ſeinen Geldkaſten mit großer Gefahr an den Strand rettete. Raubgierige Strandbewohner erſchlugen und vergruben ihn im Sande, indem ſie ſeinen Geldkaſten erbrachen und die Beute theilten. Sie hatten ihr Werk indeß nicht völlig abgemacht; denn der Erſchlagene richtete ſich wieder aus dem Sande empor, um nach ſeiner Habe zu greifen.

Da hieben ſie ihm den Kopf und die rechte Hand ab. Aber auch in dieſem Zuſtande gelang es ihnen noch nicht, die Leiche unter der Erde zu erhalten.

Selbſt der blutige, verſtümmelte Arm tauchte immer wieder aus dem Sande hervor und fuhr mitten unter ſie. Da ergriff die Räuber ein entſetzlicher Schrecken, ſie ließen ihre Beute im Stich und liefen davon. Noch jetzt ſoll ſich jene Erſcheinung zuweilen im Dikjendäl zeigen. Und mich däucht, ſie beweiſt, daß die Frieſen es wohl verſtehen, Böſewichtern die Hölle heiß zu machen, denn dieſer aus dem Sande emporſteigende blutige Arm iſt gräßlich genug.

Von einem anderen Dünenthale, welches das Uaſen-Däl oder Ofenthal heißt, erzählen die Sylter eine andere Geſchichte, die zwar mit Geſpenſtern nichts zu thun hat, die ich aber nacherzählen will, weil ſie hübſch und für dieſe Dünen charakteriſtiſch iſt und zugleich an viele Erzählungen der alten Griechen und Römer, die im Oeta, in den Apenninen, und anderen Gebirgen paſſirt ſein ſollen, erinnert.

Ein jähzorniger, aber ſonſt edler Frieſe hatte einen anderen in einem heftigen Streite erſchlagen und entfloh, aus Furcht vor dem Geſetze und aus Schrecken über ſeine That, aus ſeinem Hauſe, ohne daß es den Häſchern gelang, ihn aufzufinden. Seine hinterlaſſene Gattin, Namens Oſe, mußte ſtatt ſeiner die geſetzliche Mannbuße bezahlen, deßhalb Haus und Hof verkaufen und ſich und ihre Kinder vom Wollſpinnen ernähren. Es vergingen indeß Jahre, ohne daß etwas von dem unglücklichen Todtſchläger verlautete. Sein Name und ſeine That wurden der Vergeſſenheit übergeben.

Da entſtand das Gerücht auf der Inſel, die bis-

her unbeſcholtene, fromme und fleißige Oſe, die von Jedermann geachtete und bemitleidete Gattin des Entwichenen, ſei ſchwanger. Dieß regte die Neugier allgemein an, und Jeder fragte, wer der Freier der ſchönen Oſe ſein möchte. Man paßte ihr auf, man ging ihr nach, und ſo bekam man denn heraus, daß ſie in einer Höhle in einer einſamen Dünengegend mit ihrem Liebhaber ihre Zuſammenkünfte habe.

Endlich wurde dieſer Liebhaber ſelbſt überraſcht, und es zeigte ſich, daß es ihr entflohener Gemahl war, der ſich hier in der Nähe ſeiner geliebten und liebenden Gattin verborgen hatte und daſelbſt von ihr Jahre lang erhalten, gepflegt und getröſtet worden war.

Seine langjährige Büßung, die außerordentlichen Umſtände ſeiner Erhaltung, die Tugend und Treue ſeiner Frau bewogen die Richter und ſelbſt ſeine Feinde, ihm zu verzeihen und ihn wieder in die Geſellſchaft aufzunehmen. Das wilde Dünenthal aber, in dem er während ſeiner Verbannung gewohnt hatte, heißt noch jetzt, zu Ehren der Frau, das „Oſenthal".

Wenn die Frieſen eine Literatur und Dichter hätten, ſo müßten ſie dieſe Geſchichte jedenfalls dramatiſiren.

Es iſt ſehr wohl möglich, daß, wenn man tiefer in die Sache eindränge und ſich die Mühe geben wollte, alle Ausgeburten der frieſiſchen Phantaſie zu ſammeln und zu ordnen, man ein eben ſolches zuſammenhängendes Syſtem von Geſpenſtern herausbringen würde, wie man aus den Mythen der Griechen ein ganz zuſammenhängendes Götterſyſtem herausgefunden hat. Einige

Geiſter würden für die Dünen, andere für die Stavenplätze, noch andere für die auf See Verunglückten, für die Strandungsfälle und Schiffbrüche, noch andere für Fluth und Ebbe, kurz für alle Erſcheinungen des Lebenskreiſes der Nation eigenthümliche Geiſter beſtimmt ſein.

In dieſen Kreis würde denn vor allen Dingen auch der „Pitje fan Sköttlönd“ (Peter von Schottland), von dem die Frieſen zuweilen erzählen, gehören. Unter dieſem Pitje denken ſie ſich, wie man mir geſagt hat, eine Art von mächtigem Höllenfürſten, ein wildes räuberiſches Weſen, das auf den rauhen Gebirgen von Schottland hauſt und von daher die Nordweſtſtürme, die großen Fluthen heranſendet und in Folge deſſen auch Mißwachs, Fieber und Hungersnoth im Lande erzeugt. Wirklich kann man ſich nach dem, was ich über die Nordweſtwinde bemerkte, wohl vorſtellen, daß unter allen den böſen Mächten des Landes dieſer „Pitje fan Sköttlönd“ der mächtigſte iſt, und es wäre ein wahres Wunder, wenn die Frieſen ihm in ihrem mythologiſchen Kreiſe nicht einen Hauptplatz gegeben hätten.

Zahlreiche Geſpenſtergeſchichten und Sagen und auch wahrſcheinlich manche wirklich hiſtoriſche Traditionen knüpfen ſich an die künſtlich aufgeſchütteten Grabhügel, die ſogenannten „Hooger“, mit denen die frieſiſchen Geeſtinſeln angefüllt ſind. Ich habe es bisher immer verſchoben, von dieſen Hügeln zu ſprechen, obgleich ich mich bei meiner Anweſenheit auf jenen Inſeln im höchſten Grade von ihnen angezogen fühlte und mehre von ihnen mit dem größten Intereſſe beſucht habe.

In unſerer Zeit, wo namentlich durch deutſche und ſcandinaviſche Alterthumsforſcher das Intereſſe für die alte Zeit, von welcher dieſe Hügel reden, wieder angefacht iſt, wo man in Muſeeen die in denſelben enthaltenen Grabgeräthe ſammelt, wo man aber doch immer noch lange nicht zum erwünſchten Ziele gekommen iſt, iſt es wohl der Mühe werth, in einem Buche, wie das vorliegende, auch ein Wort über dieſe Monumente fallen zu laſſen.

Anfangs erging es mir freilich, wie es wohl manchem Reiſenden gehen mag. Ich ſah dieſe Erd- und Grashaufen eben nicht ſehr hoch an. Was aber mein Intereſſe für ſie zuerſt rege machte, war der Umſtand, der mir vorher unbekannt war, daß faſt alle dieſe Grabhügel beſondere Eigennamen haben, die ihnen unverändert bleiben und die das Volk treu und genau von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert.

Mich däucht, dieſer Umſtand iſt allein merkwürdig genug, unſere Aufmerkſamkeit zu erwecken, und zwar um ſo mehr, als die meiſten jener Namen ſich entweder auf einen alten Helden oder auf eine mit dem Hügel verbundene Sage oder auf ſonſt einen charakteriſtiſchen Umſtand beziehen und deutlich genug zeigen, daß ſie uralte, urſprüngliche Namen ſind, die das Volk mit einer bewundernswürdigen Ausdauer ſeit Jahrhunderten feſthielt.

In der Regel ſind jedem Dorfbewohner die Namen der Hügel, die in der Nähe ſeines Dorfes liegen, ganz geläufig, und es wird auf dieſe Weiſe wohl noch

der Name manches uralten friesischen Kämpen oder manches uralten Geschlechts tagtäglich unter den Leuten genannt, bloß in Folge des Umstandes, daß er in einem Hügel begraben wurde, während alle die zwischen ihm und der Jetztwelt liegenden Helden und Geschlechter, die auf christlichen Kirchhöfen begraben liegen, längst vergessen und verschwunden sind.

Syltische Hügelnamen, die sich auf solche alte Helden und Familien zu beziehen scheinen, sind z. B.: der „Gurt-Brönshoog", der „Ringhoog", der „Urselkehoog", der „Tewalkenhoog", der „Gonnenhoog" und viele andere, die alle der von mir genannte Schullehrer Hansen in einer kleinen Schrift nennt.

Muß man nicht vermuthen, daß diese Hügel von Anfang herein eine hohe Bedeutung gehabt haben, daß die Menschen, welche darunter begraben wurden, ein großes Interesse für ihre Mitmenschen hatten und als Helden, Kämpen, Könige, im Stande waren, einen bleibenden Eindruck auf ihre Landsleute zu machen, so daß diese ihren Kindern mit Ehrfurcht davon erzählten und die Namen der Begrabenen ihnen so fest einprägten?

Man hat hier in Friesland, Jütland und Dänemark wirklich wunderbare Beweise von der Genauigkeit und Treue des unter dem Volke umgehenden Geschwätzes erlebt. Jahrhunderte lang haben sich z. B. die Leute von einem Hügel erzählt, in dem ein Schiff stecke, oder in welchem der König so und so liege, der einen silbernen Ring um den Leib oder sonst ein anderes Abzeichen habe. Niemand hat aber je in den Hügel hinein-

geblickt, bis es endlich Forschern der Neuzeit einfiel, ihn aufgraben zu lassen, wobei sich denn bestätigte, daß das Volk seit dem Begräbnisse des Helden ganz gut im Gedächtniß behalten hatte, wie es dabei herging, indem sich der silberne Ring oder das Schiff oder ein anderes genanntes Attribut darin wirklich vorfand.

Von vielen Hügeln ist der ursprüngliche Name ganz verloren gegangen, und diese haben dann wohl neue Namen von ihrer Situation, ihrer Gestalt oder sonstigen Umständen erhalten.

Von vielen giebt das Volk bloß den alten Namen, der auf irgend einen unbekannten Helden hindeutet. Bei vielen aber beschreibt man den Helden näher, erzählt etwas von ihm und von dem, was sein Grabmal enthält. Da sind z. B. die „Ringhooger", in denen Mitglieder der einstmals mächtigen Familie Ring, und namentlich ein Seekönig dieses Namens, ruhen sollen. Da ist der „Gurt-Brönshoog", der 400 Fuß im Umfange und 26 Fuß Höhe hat. In ihm soll der König Bröns, und zwar auf einem goldenen Wagen sitzend, begraben sein. Daneben liegt ein kleiner Hügel für den Sohn und noch ein kleinerer für den Hund dieses Königs.

Wenn diese Leute sich Grabmäler aus Eisen und Stein errichtet und ihre Namen vor der Pforte hätten hineingießen und hineinmeißeln lassen, so hätte die Inschrift nicht länger dauern können als so, da sie bloß dem Munde der Leute eingeprägt wurde. Nicht bloß die Worte des Horaz sind „aere perennius", sondern

auch die Sagen ſolcher Inſulaner. Da iſt der „Klöwenhoog", in welchem ein goldenes Schiff mit Maſten und Takelwerk vor Anker liegen ſoll. Die goldenen Anker dieſes Schiffs ſollen rings um den Hügel weit von ihm entfernt in dem Erdboden ſtecken. In dieſem Schiffe ruht ein Seeheld.

Als ich dieſen Hügel beſtieg, wo ich der Sage nach die Spitzen der goldenen Maſten faſt hätte müſſen aus dem Boden hervorkratzen können, contraſtirte es freilich nicht wenig mit dieſer lockenden Vorſtellung, daß ich auf dem Gipfel deſſelben bloß etwas gedörrten Schafmiſt zuſammengetragen fand. Auf jedem Hügel giebt es nämlich gewöhnlich, ganz wie bei den Hügeln der Steppen, eine kleine Vertiefung, in welche die Leute den Schafmiſt, den ſie ſorgfältig wie Erdbeeren ſammeln, zum Trocknen zuſammentragen.

Sagen von vergrabenen goldenen Schiffen ſind in ganz Dänemark ſehr häufig, und es ſoll in der That eine Sitte der alten Seekönige geweſen ſein, ſich in ihren Schiffen begraben zu laſſen. Daß man übrigens noch keine goldenen Schiffe in ſolchen Hügeln beim Graben gefunden hat, erklärt ſich aus dem Umſtande, daß die Geiſter oder Dennereesken, welche die Helden und ihre Schätze in den Hügeln bewachen, es nicht gern haben, wenn man ſie ſtört und anrührt, und daher gewöhnlich dieſe Schätze, wenn man dennoch nach ihnen gräbt, plötzlich verſchwinden laſſen.

Einmal wollte man einen Hügel, der ein goldenes Schiff enthielt, aufgraben. Man war auch ſchon

bis auf die Maſtſpitze herabgekommen. So wie aber die Schaufel einen dieſer Maſten berührte, der dabei gar lieblich und goldig erklang, ſo kam ein kleines graues Männchen auf einer lahmen Gans herangeritten, ſtellte ſich oben auf den Hügel und fragte die Arbeiter, ſie zornig anblickend: „Was treibt ihr Menſchenkinder denn da für Teufelsſpuk?" worauf ſogleich das Schiff in's Bodenloſe verſank und das Männchen mit der Gans davon flog.

Daß übrigens die Leute noch heutzutage einen gewiſſen religiöſen Reſpect vor dieſen Hügeln haben, und daß ſie wahrſcheinlich die meiſten von ihnen noch jetzt für Sitze irgend eines Geiſtes halten, geht aus einer kleinen Anekdote hervor, die mir ein Sylter Freund erzählte.

Er ſagte mir, man habe einmal einen Hügel aufgegraben, womit das Volk gar nicht zufrieden geweſen ſei. Dieſer Hügel hieß, wenn ich nicht irre, „Haulkshoog". Als man ziemlich tief hineingekommen und eben ein großes Stück Erde vom Hügel herabgefallen wäre, ſei ein fremder Mann auf einem Wagen in vollem Galopp mit wehenden Kleidern und fliegenden Haaren vorübergefahren.

Alle Leute hätten gefragt, wer denn das ſei, aber Niemand hätte die Frage zu beantworten gewußt. Da hätte plötzlich ein Spaßvogel ſcherzend gerufen: „Das iſt der braune Haulk. Der zieht nun aus ſeinem Hügel aus und fährt in einen anderen hinein." So

hätten nun Alle mehr oder weniger ſcherzend nachgerufen: „Der braune Haulk zieht aus ſeinem Hügel aus und fährt in einen anderen hinein.“

Am zweiten Tage darauf ſei ſchon über die ganze Inſel das Gerücht verbreitet geweſen, daß, als man den „Haulkhoog“ aufgegraben, der Held ſelbſt, auf einem Wagen ſitzend, mit zwei ſchnaubenden Roſſen und fliegenden Haaren, in brauſendem Galopp daraus hervorgekommen und geradeswegs in einen anderen Hügel, den „Tipkenhoog“, hineingefahren und daſelbſt vor aller Augen verſchwunden ſei.

Nicht alle Hügel, welche man auf der Inſel findet, ſind Grabhügel geweſen. Man vermuthet vielmehr, theils aus den Namen, welche ſie führen, theils aus dem Umſtande, daß man in ihnen, wenn man nachgrub, weder Steinkammern, noch Urnen, noch ſonſtige Ueberreſte von Menſchen oder Geräthſchaften fand, daß manche von ihnen zu anderen Zwecken gedient haben mögen. Einige heißen „die Tinghügel“, und man glaubt, daß ſie ehemals als Gerichtsſtätten zur Verſammlung des Volks und ſeiner Richter dienten.

Andere heißen „Hilligenhooger“ (heilige Hügel) oder „Wednshooger“ (Wodanshügel), und man glaubt, daß ſie ehemals heilige Opferhügel waren. Auf einigen dieſer Hügel zündeten die Leute noch im vorigen Jahrhunderte an gewiſſen Feſttagen große Feuer (Biiken genannt) an, und Weiber und Männer tanzten durcheinander um ſie herum.

Bei dieſem Tanze pflegten ſie auszurufen:

„Wedke teare! Weadke teare!“ (Wodan zehre! Wodan zehre!) Ehemals mochten ſie ihren Gott damit bitten wollen, ihr Opfer freundlich anzunehmen; jetzt mag es nur noch eine hohle Phraſe und ein bloßer Ausruf ſein, der nur für die Alterthumsforſcher Bedeutung hat. Es giebt noch jetzt alte Leute auf der Inſel, die ſich jener mit Hügeltänzen verbundenen Biikenfeuer ſehr wohl erinnern und denen dieſer Wodansruf noch ganz geläufig iſt.

Die Hügeltänze und der Wodansruf haben jetzt aufgehört, aber das Biikenbrennen kennt man noch heutiges Tages. Es geſchieht gleichfalls auf den höheren Spitzen der Dünen, und an gewiſſen Tagen oder Nächten ſieht man die frieſiſchen Inſelküſten weit und breit erleuchtet, die Inſulaner geben ſich untereinander Zeichen, und eine Inſel grüßt gleichſam mit ihren Freudenfeuern die andere. Jedes Dorf ſcheint ſeinen eigenen Biikenhügel zu haben und ein gewiſſes altes Recht darauf zu exerciren. Denn es entſteht oft Streit über den Beſitz eines ſolchen Biikenhügels.

Es iſt merkwürdig, wie lange uns das Heidenthum in den Gliedern ſteckt. Erſt jetzt, wo Manche behaupten, daß das Chriſtenthum anfange, allmälig morſch zu werden, fällt das Heidenthum ganz von uns ab. Die Frieſen ſchwören auch heutiges Tages zum Theil bei ihren alten heidniſchen Göttern. Sie ſchwören „bi den Sater“, wie die Italiener beim Bacchus. Der Sater war der frieſiſche Gott der Ernten und des Fiſchfangs.

So ſollen ſogar noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Spuren der Blutrache auf dieſen entlegenen Inſeln gefunden worden ſein. Man ſoll nämlich um jene Zeit noch bei dem Grabe eines Erſchlagenen das alte Rachegeſchrei „Wräck! Wräck!“ (Rache! Rache!) gehört haben.

Dieſes Geſchrei wurde allemal von den Verwandten des Erſchlagenen ausgeſtoßen, die dabei mit ihren Schwertern erſt an die Thür ſeines Hauſes, aus dem die Leiche hervorgetragen wurde, und dann an die Pforte des Kirchhofes ſchlugen. Endlich hieben ſie noch ein Mal mit ihren Schwertern auf das Grab, in das er hinabgelaſſen wurde, indem ſie wiederum, wie die krächzenden Vögel der Nemeſis, „Wräck! Wräck!“ ſchrieen. Die Ausübung der Blutrache war zwar längſt gemildert, aber die Form und Ceremonie dauerte, wie geſagt, noch bis in's vorige Jahrhundert fort, wie denn in der ganzen Natur und Menſchenwelt die Kerne immer eher vergehen als die Schalen.

Vielleicht mag auch derjenige wunderliche Gang oder Tanz aus der Heidenzeit ſtammen, den die Frauen aufführten, wenn ſie eine Wöchnerin zum erſten Male wieder zur Kirche begleiteten. So wie einige Freunde von der Inſel ihn mir beſchrieben haben, beſtand dieſer Tanz in einer Art von Hüpfen oder Hinken. Alle Weiber, ſagten ſie, hätten dabei mit dem einen Fuße zwei Mal zugetreten, ehe ſie ihn niedergeſetzt hätten.

Der Tanz ſoll einen ſehr komiſchen Anblick gewährt haben, beſonders da die Wöchnerin ſonderbarer

Weise dabei über den einen Fuß einen grünen und über den anderen einen rothen Strumpf gezogen gehabt habe. Sie nannten dieß „das Hunsbeiern". Und davon hat man mir auf Sylt noch Vieles erzählt, was ich aber, ohne die Sache selbst mit angesehen zu haben, nicht wieder erzählen kann.

Auch die Kleidung der Frauen der Insulaner mag bis auf unsere Zeiten herab noch sehr heidnisch oder, wie man es nimmt, malerisch gewesen sein. Ich sah einige Portraits von Sylringischen Frauen und Bräuten in ihrem Nationalcostüm, die man von Weitem, ohne das hübsche bartlose Gesicht anzusehen, eher für tscherkessische Häuptlinge als für friesische Weiblein hätte halten können

Die sammetnen Mützen der Bräute, „de Huifs" genannt, waren fast wie die Tschakos der Krieger des Kaukasus gebildet, und oben war der Rand des Mützendeckels mit einem Kranze hohler silberner Eier besetzt, die gerade so groß wie Hühnereier waren. Die barocke und pittoreske Form und der Schnitt der Aermel und Leibchen ihrer Kleider, die Mischung hellweißer und purpurrother Farben darin, lassen sich ohne viel Umständlichkeit nicht beschreiben. Zu dem Schafpelzmantel, der über das Ganze hing, verbrauchten sie die Felle von 7 Schafen.

Ich konnte mir, wenn ich diese Bilder ansah, sehr wohl denken, daß es wahr sei, was man erzählt, daß nämlich friesische Weiber einmal bloß durch ihr Erscheinen den Feind von ihrer Insel zurückgeschreckt hätten.

Es ſollen ſchwediſche Soldaten geweſen ſein, welche die Inſel in Abweſenheit der Männer angriffen und zu erobern oder zu plündern gedachten. Da ſetzten die Weiber ihre Huifs auf, banden ihre Schafpelze um und erklommen die Dünen in ſo großer Anzahl, daß die ſchwediſchen Krieger ein großes Heer von Männern zu ſehen glaubten und ſich ſchnell wieder einſchifften.

Mir fielen dabei die Weiber von Wales in England ein, die ebenfalls einmal, ihre rothen Mäntel umhängend und an's Ufer eilend, das Land gegen die Franzoſen ſchützten. — Ueberhaupt wird mehrfach in der Geſchichte der Frieſen von den Heldenthaten ihrer Weiber erzählt. Noch immer ſpricht man von dem heißen Grütze und den Grützkopfen, mit denen ſie einmal die Dänen vertrieben.

Jetzt kleiden ſich die Sylter Weiber ſehr einfach, an Wochentagen meiſtens in grauwollene Gewänder, die ſie ſelber ſpannen, und die eigene Nationaltracht iſt faſt noch mehr verſchwunden als auf anderen Inſeln, z. B. auf Föhr. Dieſer Untergang alter Nationaltrachten, welche Jahrtauſende beſtanden und erſt in unſerer Zeit ihr Ende gefunden haben, iſt ein Phänomen, das ich nicht müde werde in allen Gegenden und Winkeln der Welt zu bewundern, da ſich auch darin die mächtigen, allenthalben in ihrem Wirken ſichtbaren Uniformirungskräfte, welche jetzt in uns walten, thätig zeigen.

Wenn man ſo, wie ich es oben verſucht habe, alle die Ueberreſte des Aberglaubens und der mythiſchen, mährchen- und ſagenhaften Traditionen eines Volkes

ſammelt und wie Strahlen in einen Focus concentrirt, ſo iſt man dann wohl geneigt, über das Bild zu erſchrecken und ein ſolches Volk für unglaublich abergläubiſch und in eine trübe Mährchenwelt verſunken zu halten. Vielleicht möchte ein Leſer des Vorigen geneigt ſein, zu glauben, daß auch die Frieſen ein unglaublich phantaſtiſches und abergläubiges Volk ſeien; damit er aber dieß nicht thue, will ich am Schluß nur noch bitten, daß er in dieſer Beziehung nicht zu ſcharf urtheilen möge.

Ich glaube zwar allerdings, daß beſonders hier im Weſten der cimbriſchen Halbinſel, von der Mündung der Eider aufwärts nach Norden bis Skagen, ſich ein ſehr reiches Sagen- und Mährchenland erſtreckt, das nach Norden und Weſten zu immer mehr an Reichthum und Fülle zunimmt, und das dem größeren Publicum noch nicht ſo bekannt iſt, als es nach der Schönheit ſeiner poetiſchen Producte verdiente.

Allein damit man nicht in den Irrthum verfalle, jeden Weſtfrieſen oder Weſtjüten für einen halb verrückten Poeten anzuſehen, in deſſen Kopfe es bloß von Gongern und Puks, von Mearwüffen und Stadewüfken, von Dikjendälmanns und Pitjen fan Sköttlönds lärmt und ſpukt, bedenke man, daß von dieſem ganzen Aberglauben, den ein bienenemſiger Schriftſteller wie lauter Honig zuſammentragen kann, Vieles von den Leuen ſelbſt nur lachend erzählt wird, daß nicht Alle Alles kennen und glauben, indem der Eine nur Dieß, der Andere nur Jenes für wahr hält, und daß daher nur Alle zuſammen

die ganze Masse des Aberglaubens tragen, diese selbst aber, auf den Tausenden von Schultern, sich sehr vertheilt.

Man darf auch die Sagen und Gespenstergeschichten nicht so prosaisch grob anfassen und sie unter allen Umständen beim Worte halten. Man muß vielmehr berücksichtigen, daß das Meiste halb symbolisch und poetisch gemeint ist.

Allerdings ist auch Glaube dabei. Aber der Glaube ist zuweilen schwach, zuweilen stark. Man glaubt um Mitternacht mehr als am hellen Tage. Die Kinder, die alten Weiber und die Poeten glauben das fest, wozu der denkende Mann nur zweifelnd den Kopf schüttelt. Selbst der Ungläubigste hat Momente, wo er sich der Bekehrung nahe fühlt.

Man darf aber auch auf der anderen Seite nicht Alles, was die sammelnden Schriftsteller von dem Aberglauben der Nationen erzählen, als bloße Einbildungen dieser Autoren verwerfen, sich z. B. darauf stützend, daß ein friesischer Schiffer, den man einmal in's Examen genommen, über die Klabautermännchen nur gelacht und gespottet und versichert habe, von den Oennereesken weder etwas zu wissen noch zu glauben. Man muß wissen, daß das Gemüth dieses selben Spötters zu anderen Zeiten wieder ganz anders bewegt ist, und kurz, man muß den Kopf dieses wunderlichen Proteusweſens, welches Mensch, Friese, Jüte oder Däne heißt, gehörig kennen, um ein richtiges Urtheil zu fällen und nach keiner Seite hin zu weit zu gehen.

Ich will aus meinem kleinen Erfahrungskreise

zum Schutz der Nordalbingier auch noch dieſes anführen, daß ich einmal eine Zeit lang unter einem überall als ſehr aufgeklärt bekannten deutſchen Volksſtamme, den Sachſen, wohnte und anfing, alle ihre verſchiedenen abergläubiſchen Sagen und Geſpenſtergeſchichten zu ſammeln, und daß ich zuletzt eine ſolche Menge zuſammenbrachte, daß ich ſelber darüber erſchrak und anſtand, die Sammlung zu publiciren, weil ich fürchtete, man würde mich verlachen.

Im Ganzen genommen bin ich überzeugt, daß das vom Monde und von den Sternen der Nacht beſchienene Reich des Aberglaubens nicht etwa nur bei uns in den Bergthälern, auf den Marſchen und Inſeln, ſondern auch überall in der Welt noch viel größer iſt, als wir, wenn wir aus der Mitte der Sonne unſerer Tagescultur darauf hinſehen, zu glauben geneigt ſind.

Wer ſich ſelbſt beobachtet, wird wohl wiſſen, daß keines Menſchen Seele in dem Leibe, in dieſem Gefängniſſe, in welchem ſie ſteckt, völlig ſicher iſt vor Anfechtungen, Einbildungen und Phantasmagorieen aller Art.

Die ſchöpferiſche Phantaſie und die nie ruhende Einbildungskraft leihen unſerer Schwäche gern die Hand und drehen unſerem Verſtande manche Naſe. Und in Träumen ſieht der Verſtändigſte oft Dinge, an die am Tage ſein Sinn nie dachte.

Und ſo ging es denn unter Anderem auch mir an meines Ewers Bord, wo ich, über alle dieſe Dinge in der Stille ſimulirend und hin- und herdenkend, auf meinem Lager lag, in eine Art von traumwachem Zuſtand ge-

rieth und das eclatanteſte Beiſpiel von dem Angedeuteten erlebte.

Es hatte mir ſchon lange geſchienen, als bewegte ſich unſer Schiff gewaltſam hin und her und als hörte ich Lärm um uns herum. Endlich wurde mir dieſer Lärm zu arg, ich ſtand auf, kroch auf das Verdeck, blickte hinaus — und ſah hier nun eine erſtaunenswürdige Scene, die meine Neugierde in dem Maße erregte, daß ich mich ſogleich vorn auf meinen Lieblingsſitz am Bugſpriet begab, mich auf deſſen dickem Baume feſtſetzte und um ſo feſter anklammerte, da unſer Schiff ſich in einer unglaublich heftigen Bewegung befand.

Das ganze öde wüſte Watt war mit einer ungeheueren Maſſe von hohen, ſpitzigen, ſich hin und her bewegenden Häuſern bedeckt, die alle auf uns herzuſtrömten und uns ſchon in dichten Schaaren umgaben. Aus der Giebelſpitze jedes Hauſes, die ſich zu einem langen ſchönen Halſe verlängert hatte, ragte ein großer Kopf hervor.

An den rothen Zipfelmützen, welche dieſe Köpfe aufhatten, und an den glühenden Augen erkannte ich, da ich wohl wußte, daß die Frieſen von einem Menſchen, der feurige Augen hat, ſagen: „He glüüret üs en Puk“ (er blickt wie ein Puk), ohne viele Mühe, daß dieſe Weſen Hauspuks ſein müßten, welche von Zwergen zu Rieſen angeſchwollen und mit ihren Häuſern, die gleichſam ihre Kleidung bildeten, davon gelaufen waren.

Das Ziegeldach hing ihnen wie ein rothes Krägel-

chen um den Hals, und wenn sie sich bewegten, so klappten die Ziegel aneinander und rauschten wie die Ringe und Schuppen eines Panzerhemdes. Bei allen diesen Krägelchen gab es zu jeder Seite eine Dachluke, durch welche die Puks ihre Arme gesteckt hatten. Sie gingen zum Theil Arm in Arm und Hand in Hand. Die Mauern schienen geschmeidig geworden zu sein und hingen ihnen wie Schürzen und Rockschöße vorn und hinten am Leibe herunter. Unten sah man ihre Füße und Beine hervorgucken, welche ihre ganze Rüstung trugen und auf denen sie behende herumsprangen. Die weiblichen Puks waren nur einstöckig, die männlichen aber drei-, vier- und fünfstöckig, wie die altfränkischen hohen Giebelhäuser in den Straßen der alten freien Reichsstädte im Norden Deutschlands. Es waren auch noch verschiedene andere kleine und mehre große Häuser da, manche hatten statt des Dachziegelmantels nur einen Strohmantel um, und einige waren so klein wie Hundehütten. Ich erkannte also auch hier die Unterschiede von Arm und Reich und betrachtete die letztgenannten Hütten als die Hüllen der Straßenbuben.

Da sie alle auf unser Schiff sahen, so blickte ich mich nach den Masten um, um zu sehen, was davon die Ursache sein möchte, und zu meinem Schrecken erkannte ich, daß hinter meinem Rücken eine wunderbare Verwandlung vorgegangen war. Es stand eine riesengroße weibliche Figur hinter mir, die, nach ihrer geraden Haltung zu urtheilen, unseren Mastbaum im Rückgrat stecken haben mußte. Sie war jung und schön. Ihr Kopf neigte sich auf der Spitze des Mastes

zur Rechten und zur Linken. Ihr Buſen wogte auf und ab, wie zwei kleine vom Athem des Windes geſchwellte Topmaſtſegel.

Statt der großen ſteifen Raaſtange hatte ſie ihre Arme ausgeſtreckt nach einer Himmelsgegend hin, von wo ich einen hohen, ſchön geſchmückten Hauspuk herbeieilen ſah, ſo ſchnell es nur ſeine unbequeme Kleidung erlaubte. Ihr Gewand rauſchte und bauſchte, wie eine Menge großer und kleiner Segel, an ihrem ganzen Leibe herunter. Um ihren Nacken ſpielte die Flagge unſeres Schiffes, die ſie ſich umgeſchlungen hatte, in reizenden Bewegungen, und der Saum ihres Gewandes wallte rund umher auf das Schiff herab und gab mir zuweilen ſtarke Püffe in den Rücken, ſo daß ich Mühe hatte, mich ſeiner zu erwehren.

Da eine der kleinen Hundehütten nahe unter mein Bugſpriet gelaufen war, ſo befragte ich den aus ihr hervorblickenden kleinen Straßenbuben-Puk, was denn dieß Alles bedeuten ſolle, und er erzählte mir in einem Athemzuge, wie dieſe Gamins denn immer außer Athem und ſehr raſch zu erzählen pflegen, daß unſer Schiff, „die Elbe", die Tochter eines reichen mächtigen Klabautermannes und Braut jenes prächtigen Puks ſei.

Der Vater Klabautermann habe erſt jetzt ſeine Zuſtimmung gegeben, und daher ſei das Schiff heute mit uns auf dieſe Watten gekommen, um Hochzeit zu feiern. Der Puk ſei aus Huſum gebürtig und von ſächſiſchem Geſchlecht, die Braut ſei eine Frieſin, und ich könnte ihn, den ſchön geſchmückten Bräutigam, ſchon über die Watten herbeieilen ſehen.

In der That war er ſchon ganz nahe, und ich konnte ihn von oben bis unten betrachten. Es war ein ganz charmanter Puk, ein hübſcher junger Rieſe. Da er ſich beeilt hatte, ſo dampfte er wie eine Locomotive aus allen Schornſteinen, und drei ſchwarze Rauchſtreifen zogen ſich hinter ihm her. Als Buſennadel hatte er ein ſehr ſchön aus Elfenbein und Ebenholz gearbeitetes ſächſiſches Doppelpferd vorgeſteckt, wie es, aus Holz geſchnitzt, auf dem Gipfel jedes niederſächſiſchen Hauſes ſteht. Seine Ziegelſteine waren friſch roth angeſtrichen, und ſeine Augen glimmten wie die Fenſter eines norddeutſchen Giebelhauſes, wenn die ſorgſame Hausfrau eben allgemeinen Waſchtag aufgehalten hat.

Braut und Bräutigam fielen einander in die Arme und gaben ſich herzliche Küſſe, und es klüterte und klabauterte bei dieſer Gelegenheit dermaßen auf unſerem Schiffe, daß ich nicht begreife, wie unſere Schiffsmannſchaft davon nicht aufgeweckt wurde.

Rund um uns herum bildete ſich bald ein großer Kreis von Puks, die ſich ordneten wie die Häuſer auf einem großen öffentlichen Platze. Von dieſem Platze aus zogen ſie ſich in langen Reihen, die ſich wie Straßen in der Ferne verloren, hinaus auf die Watten. Auf den Ecken des Platzes neben uns ſtellten ſich mehre hohe Kirchthürme auf, die mit den Köpfen beſtändig hin und her ſchwankten und ein harmoniſches Glockengeläute ertönen ließen, das gar lieblich in die mondhelle Nacht hinaushallte, und unſer Brautpaar empfing nun Beſuche und Huldigungen von allen Seiten.

Die Verwandten der Braut kamen ebenfalls herangesegelt, eine Menge hübsch aufgetakelter Klabautermänner und Klabautermamsellen, die in Eile die Straßen der Stadt heraufrutschten. Sogar unsere alten Schiffswracks kamen herangekracht. Man hatte sie als Fremde eingeladen, mit einigen Nothsegeln versehen und so aufgeputzt, daß sie auf den Watten sich ziemlich sicher bewegen konnten. — Unsere kleine „Elbe" begrüßte diese ihre großen alten Tanten und sprach noch einmal ihr Bedauern über ihr trauriges Schicksal aus.

Als diese Ceremonie vorüber war, fing sofort das Fest und der Tanz an. Die Kirchthum-Puks holten weit aus und begannen mit sämmtlichen Glocken im Tacte eines Straußischen Walzers zu läuten. — Auch die Klabautermänner hatten Musik mitgebracht, gigantische Muscheln, auf denen sie trompeteten, und einer von ihnen bat die beiden alten Wracks um die Erlaubniß, sie als Pauken benutzen zu dürfen. Diese erlaubten dieß gern, weil sie doch zum Tanzen unfähig geworden waren, stellten sich vor ihn hin, und er paukte nun auf den Verdecken mit einem Hammer dermaßen herum, daß ich manchmal dachte, mir würde das Trommelfell in den Ohren zerspringen.

Es gab nun ein Quadrillen-, Ecossaisen- und Reigentanzen sonder Gleichen. Die Häuser schwenkten sich nach dem Tacte Linie auf Linie ab, traten vor, traten zurück, und mir wurde schwindelig im Kopfe, wenn ich die Giebel und Mauern sich so biegen und schwenken sah, wie die Häuser einer Stadt bei einem Erdbeben.

Es ſtürzte übrigens nichts zuſammen, ja die Wyk'ſchen, Sylring'ſchen, Huſum'ſchen, Tönning'ſchen, Hamburg'ſchen und viele andere Hausbewohner, welche in ihren Betten ſchliefen, wurden von dem ganzen Spuke nicht einmal Etwas gewahr.

Die Schornſteine wirbelten fröhliche Rauchſäulen in die Lüfte, die Ziegel klapperten, die Augen glühten, kurz es war eine Wirthſchaft wie auf einem Maskenballe der Titanen. Die Klabautermänner miſchten ſich auch dazwiſchen, rutſchten auf ihren Schiffen hin und her und machten dabei auf den Watten Schwenkungen nach dem Tacte wie die Schlittſchuhläufer.

Natürlich war auch mein Brautpaar überall mitten dazwiſchen, und ich hatte Noth genug, mich auf meiner Poſition feſtzuhalten. Uebrigens hatte ich den beßten Platz, um Alles zu ſehen, denn da die Braut ſich jeder fröhlichen Gruppe zu zeigen wünſchte, ſo ſegelten und ſchleiften wir überall hin und waren bald bei der nördlichſten Spitze von Amrum, bald beim Steindamm von Weſterlandföhr, bald bei der unheimlichen Spitze von Hörnum. Ich bemerkte bei dieſer Gelegenheit die äußerſt prächtige Ausſchmückung der Ufer dieſer Inſeln.

Auf allen Dünengipfeln ſchlugen die Flammen hoher Biikenfeuer empor. Die Hunderte von Grabhügeln, welche hier an den Ufern liegen, hatten ſich ihres Grasmantels entkleidet und zeigten im hellen Schimmer ihren köſtlichen Inhalt und ihre ſchätzenswerthen Alterthümer. In dem einen ſahen wir auf goldenem Wagen einen

alten Seekönig ſitzen, mit dem Scepter in der Hand. In dem anderen entdeckte ich das goldene Schiff, deſſen blinkenden Anker ich in der Marſch liegen ſah. Er ſchien mir ein ſchönes ſymboliſches Bild auf das Leben der Frieſen zu ſein, die zwar auch gern zu Schiffe gehen, deren ſicherer Hoffnungsanker aber doch eigentlich in ihren reichen und von ihren Frauen bewohnten Marſchen liegt. In einem dritten Hügel erkannte ich die Felskammern und darin die ruhenden Helden, neben ihnen ihre Schwerter, ihre Becher und ihre güldenen Ketten.

Die himmliſchen Jungfrauen und Junggeſellen waren am Himmel eben ſo luſtig und ſpielten Fangball mit den Lichtballons, die ſie aus dem Körper der Sonne gebildet hatten, und die Engel fuhren munter auf ihrem Wagen um den Polarſtern herum. Selbſt die melancholiſchen Geſpenſter des Strandes ſchienen ihre Trauer für dieſe Freudennacht abgelegt zu haben. Wenigſtens bemerkte ich eine Menge Staven-Wüfken, die auf ihren Stavenplätzen ganz luſtig wirthſchafteten. Es ſchien mir, als fachten ſie die Flamme auf ihren Herden wieder an, und es umgab ſie eine ſchimmernde Zeichnung, ein Umriß ihrer Häuſer, als ſollten ſich dieſe wiederherſtellen.

Ueberall geſtaltete es ſich und gährte in dem Boden der endloſen Watten und Sandbänke rings um uns her. Kirchthürme wuchſen aus dem Sande hervor, ganze Dörfer keimten neben ihnen auf. Die Sandflächen überzogen ſich mit friſchem Graſe, und ich ſah in der Mondſcheindämmerung das fette Vieh auf der Weide

ſich recken. Hunderttauſende von Gongern kamen herbei, ſchütteten ſich das Seewaſſer aus den Stiefeln, trockneten ihre Kleider und zogen luſtig in ihre Wurthäuſer ein.

Sogar die Brandungen der Meereswogen hatten in ihrem wüſten Treiben angehalten. Bezaubert von dem wundervollen Anblick dieſer Pukhochzeit, ſtanden die weißen Wogen ſtill, wie verſteinert und eine über die andere hingeſchoben; wie ein großer Schneewall umgaben ſie die luſtigen Watten in weitgezogenen Kreiſen, die ſich weit in die Ferne hinein verloren und nur von einem leichten Schimmer der Biikenfeuer erleuchtet wurden.

Auf einer dieſer eingeeiſten Wellen ſah ich die alte Prophetin Hertje ſitzen, die ſich das Getümmel ebenfalls mit anſah. Dieß ſchien mir gleich nicht das Beſte zu bedeuten, denn dieſe alte Hexe hat Friesland nie etwas Gutes geweiſſagt. Und meine Ahnung ging auch bald in Erfüllung. Gerade als der Jubel den höchſten Grad erreicht hatte, als eben die Glockenthurm-Puks am luſtigſten lauteten, die alten Rieſenpauken am tollſten dröhnten, und die langen Giebelhäuſer-, Strohhütten- und Hundehütten-Puks am heiterſten durch einander hüpften, erſcholl ein Weheruf, und Alles gerieth in Verwirrung.

Ich hörte ein fürchterliches Sauſen und Brauſen durch die Luft ſtürmen und das Geſchrei: „Pitje fan Sköttlönd! Pitje fan Sköttlönd!“ bei dem die Braut ſich entfärbte und ſo bleich wie Segeltuch wurde. Die Wellendämme zerſchmolzen, brachen herein, und auf der vorderſten Welle,

die, den Bräutigam verſchlingend, daher ſauſte, ſaß die neidiſche und eiferſüchtige Hertje.

Alles verſank und kam um. Die Biikenfeuer erloſchen, die goldenen Schiffe und Throne umſchloſſen ſich mit Raſen. Die Gongern ſogen wieder Waſſer ein, die Stademwüfke fingen wieder an zu weinen, alle Häuſer der Puks verſanken, und die letzteren ſelbſt ſah ich wie kleine Ratzen raſch vor den ſie verfolgenden Wellen dahinlaufen.

Es pfiff, ſtürmte, ſauſte, ſchnurrte und brauſte durch die Luft. Doch muß es mir wohl nur in den Ohren geklungen haben, denn in der That und Wirklichkeit war am anderen Morgen das ſchönſte Wetter von der Welt. Unſere „Elbe" ſchwamm ſchon auf hoher Fluth, die ſie allmälig wieder auf den Rücken genommen hatte. Wir hatten eine gute friſche kleine Briese in den Segeln, und nach wenigen Stunden liefen wir glücklich wieder in den Hafen Wyk auf Föhr ein.

Miscellen.

Es war schon der Monat August verschwunden, und die Seebadegesellschaft, die sich in dem kleinen Orte Wyk versammelt hatte, verlor sich allmälig wieder. Am Ende löste sich Alles auf, und ich blieb zuletzt nur noch mit einer sehr kleinen Anzahl von Badegästen zurück.

Ich benutzte daher, bevor auch ich meinen Wanderstab weiter setzte, meine Muße dazu, noch eine Menge kleiner Notizen, die ich während meines Aufenthaltes in diesen nördlichsten Gegenden des Ländergebietes, wo Deutsche wohnen, gemacht hatte, zu Papier zu bringen. Ich gebe sie hier in dem Potpourri, in welchen sie damals zusammenfielen. Ich bin sonst eben kein Freund von Miscellen, Potpourris und Ragouts, aber hat man sich erst einigermaßen eine Uebersicht verschafft und weiß man ungefähr, wo man ein Jedes hinbringen muß, so schaden sie dann nicht mehr; ja man mag sie dann wohl gar willkommen heißen, weil man gewissermaßen zum Schluß noch einmal an jedes Ein-

zelne zurückdenkt und bei dieſer Recapitulation Alles noch lieber gewinnt.

Es muß zwar in jedem Buche, ſelbſt in dem nicht ſtreng wiſſenſchaftlichen und ſyſtematiſchen, eine beſtimmte Ordnung herrſchen und ein leitender Faden durchgehen. In einem Reiſewerke iſt die Reiſe ſelbſt der Faden, auf dem die Gegenſtände und Betrachtungen ſo aufgereiht werden, wie ſie ſich dem Beobachter darbieten. Bei einem ſolchen Werke iſt nun zwar an ein völliges Ergründen und allſeitiges Betrachten des Einzelnen nicht zu denken, allein der Reiſebeſchreiber müßte verzweifeln, wenn nicht auch aus ſeinen zerſtreuten Beobachtungen allmälig eine Idee und ſogar ein großartiges Umrißbild des Ganzen hervorginge.

Ich ſah einmal eine ſchöne, aber gräßlich verſtümmelte antike Statue. Die Arme fehlten, nur ein Paar Stümpfe zeigten an, welche Biegung und Poſition ſie gehabt hatten. Sogar ein Bein war weggeſchlagen, und die Oberfläche der Statue war überall durchlöchert und beſchädigt. Nur an einigen Stellen war noch die ſchöne, urſprüngliche, ſanfte Wellenhaut unverſehrt, mit welcher der Künſtler das Ganze überzogen hatte.

Man konnte noch die, freilich unterbrochenen, Linien erkennen, welche über den ganzen Leib dahinfloſſen. Auch erkannte man die liebliche Rundung des Angeſichts und des Kopfes, den ſchlanken Nacken und die Stellung der ganzen Figur. Dieſe Reſte waren hinreichend, um die Phantaſie anzuregen und ſie zu bewegen, daß ſie ſchö-

pferiſch alle Lücken und Mängel ausfüllte und in Gedanken das Ganze ergänzte, und wer im Stande war, dieſe Ergänzung zu vollführen, der war beim Anblick jenes Rumpfes ſo entzückt, als ſähe er die Göttin ganz und gar vor ſeinen Augen.

Der Reiſende muß eine ſolche Ergänzung immer vorzunehmen im Stande ſein und darauf rechnen, daß auch ſeine Leſer es vermögen. Einzelne Puncte müſſen gehörig ins Auge gefaßt und feſtgeſetzt werden. Dieſe Puncte muß man in Gedanken mit Linien zu verbinden wiſſen und ſo ſich das Ganze vorſtellen, — einzelne Partieen müſſen wirklich in's Detail ausgeführt werden, und ad instar von dieſen muß man ſich Alles ausgeführt denken, — einzelne Facta müſſen treu berichtet und wirklich erzählt werden und danach muß man ſich unzählige ähnliche Facta denken, — einzelne Perſonen und Dinge ſind einzuführen und hinterher ſie alle in Gedanken mit Tauſend zu multipliciren.

Können der Reiſende und ſeine Leſer nicht aus der Klaue den Löwen erkennen, und ſehen ſie das Ganze nicht auch in den geringſten Einzelnheiten wiedergeſpiegelt, ſo wird ſich das Gerippe, welches ein ſolcher Schriftſteller giebt, nie mit Fleiſch bedecken, und alle ſeine Mühe, ſo weit nicht von bloßer Unterhaltung, ſondern auch von Belehrung die Rede iſt, wird umſonſt ſein.

Ich für meinen Theil hätte nun freilich wohl Geduld genug, auch jede einzelne von dieſen kleinen Bemerkungen, die ich noch mittheilen will, an ihren Platz zu tragen und in ſyſtematiſche Ordnung zu bringen, d. h.

die geographiſchen Bemerkungen in ein geographiſches, die botaniſchen in ein botaniſches, die pſychologiſchen in ein pſychologiſches Capitel, die klimatiſchen in die Klimatologie, die zoologiſchen in die Zoologie des Landes zu ſetzen. Allein ein Schriftſteller, der für's größere Publicum ſchreibt, iſt weſentlich ein Arbeiter, und ein Leſer vom größeren Publicum iſt weſentlich ein Genießer, der Alles leicht und hübſch haben will, zwar wohlgeordnet, aber nicht zu ſehr ſyſtematiſirt, zwar wohlgruppirt, aber nicht claſſificirt. Und ſein Diener, der Schriftſteller, hat es dabei noch ſauerer, denn im Grunde iſt es viel leichter, zu claſſificiren, wobei man nur zu denken braucht, als zu gruppiren, wobei man noch dazu eine Art Künſtler ſein muß.

Uebrigens iſt auch das Claſſificiren nicht ganz leicht und keineswegs genügend. Ja wenn bei dem Charakter oder Zuſtande eines Volkes, den man entwickeln will, Alles wie in einer ebenen Fläche zuſammenhinge und aneinander ſtieße! Aber ſo hängt vielmehr Alles wie in einer Kugel zuſammen, berührt ſich vielſeitig und greift in einander über.

Bei ſolchem Verhalten der Dinge kommen, wie geſagt, der Potpouriſt und Miscellaniſt wieder in Vortheil. Alles häkelt ſich an einander, und kleine Miſchgerichte ſind daher zur Abwechſelung nicht nur erträglich, ſondern ſogar willkommen, da ſie im Grunde keine Miſchgerichte ſind.

Doch dieſe Einleitung iſt für die Sache ſelbſt viel zu groß. Das Kurze von dieſer iſt, daß ich einige

kleine Notizen nachtragen wollte, wie ſie mir gerade in den Sinn kamen und wie ſie hier folgen.

„Frisia non cantat“ (Friesland ſingt nicht), iſt ein uralter Spruch, vor dem man ſchon Reſpect haben muß, weil er in lateiniſcher Sprache ausgeprägt iſt, denn alle Wahrheiten, die in dieſe Form gegoſſen wurden, ſtehen wie mit Lapidarſchrift geſchrieben da, und ich glaube, daß dieſen Spruch Jeder, der einmal gehört hat, wie Kleinruſſinnen, Lettinnen, Koſakinnen und die Frauen anderer öſtlichen Nationen Europas auf allen Wegen und Stegen ihres Lebens, gerade wie die Lerchen ſingen, ſehr wahr finden wird.

Dennoch haben die Frieſen bis auf die neueſte Zeit herab bei einer Gelegenheit geſungen, wo wir in Deutſchland nicht ſingen, nämlich beim Tanz. Und mehrfach hat man mir geſagt, daß ſie es in einigen Gegenden wohl noch jetzt thun. Dieß iſt eine ausgezeichnet poetiſche Sitte. Tanz und Geſang ſind zwei Künſte, die zuſammen paſſen wie Architektur und Malerei. Der Geſang gewinnt durch die Mimik des Tanzes, und der Tanz wird gedeutet durch den Geſang. Bei den Slaven ſieht man dergleichen hier und da noch jetzt.

Wir haben oft darüber geſtritten, ob das Sprüchwort: „Frisia non cantat“, auf einen großen Mangel muſikaliſchen Sinnes deuten ſolle. Enthuſiaſtiſche Frieſenfreunde wollten dieß durchaus nicht zugeben und ſagten mir, wie es z. B. ſehr häufig ſei, daß die Schiffer Violinen,

Flöten oder andere Lieblingsinſtrumente mit an Bord ihrer Schiffe nähmen und ſie da, wenn Windſtille auf dem Meere ſie überfiele, fleißig ſpielten.

Die Frieſen, behaupteten ſie, hätten durchaus viel Talent und Sinn für die Muſik, und wenn ſie ſich nicht öffentlich und laut producirten, ſo läge dieß nur in der Abneigung der weſentlich ſtillen Frieſen gegen alles öffentliche Auftreten. Und dieſen muſikaliſchen Sinn geſtehe ich ihnen gern zu, denn ich war mehre Male Zeuge von der Entzückung frieſiſcher Zuhörer, wenn ihre Muſik von Anderen vorgetragen wurde; allein ich kann mir den Sinn dafür in gewiſſem Grade vom Talente geſchieden denken.

Uebrigens will ich auch noch hinzuſetzen, daß, wenn Jemand, der ſich für Volksgeſang intereſſirt und vielleicht darauf ausgeht, Volksgeſänge zu ſammeln, das Sprüchwort: „Frisia non cantat“, gar zu buchſtäblich nähme, er ſich vermuthlich manches Schöne entgehen laſſen würde. Ich habe dann und wann die frieſiſche Jugend ganz allerliebſte Lieder im Chore ſingen hören, die mich geradezu bezaubert haben, und die ich überaus gern zu Papier gebracht hätte. Dieſe Lieder erinnerten mich in ihrem Rhythmus und in ihrer Compoſition lebhaft an die Geſänge, welche die flandriſchen Spitzenklöpplerinnen in Gent, Brügge, Brüſſel und anderen flandriſchen Städten ſingen, wenn ſie in zahlreicher Geſellſchaft zu ihrer Arbeit in den Höfen ihrer Häuſer zuſammenkommen.

Und dieſe Geſänge der flandriſchen Spitzenklöpp-

lerinnen hatten mir ihrer Zeit wieder lebhaft die Volksgeſänge, welche die Landleute im Herzogthum Bremen vortragen, und mit welchen die Hoya'ſchen Ammen die Kinder der Bremer Kaufleute in Schlaf lullen, ins Gedächtniß zurückgerufen.

Von Flandern bis nach Jütland hin hat der Volksgeſang eine und dieſelbe Phyſiognomie. Ich habe mich wenigſtens durch mein Ohr entſchieden davon überzeugt. Freilich iſt es ſehr ſchwer, auch Anderen dieſe Ueberzeugung klar zu machen und ihnen einen beſtimmten Beweis davon zu geben.

Es werden indeß auch ſehr viele ächt holländiſche Lieder in Friesland eingeführt, welche die Schiffer von den Holländern lernen und dann mit dem Wallfiſchthran nach Hauſe bringen.

Von Holland iſt überhaupt ſo Vieles hier eingeführt worden, und dieſes Land hat ſo vielfach eingewirkt auf die Cultur und den Wohlſtand dieſer Gegenden, daß es wohl intereſſant wäre, dieß Alles zuſammenzufaſſen. Zu wiederholten Malen wurden reiche und geſchickte holländiſche Deichbauer ins Land berufen, um einige Landestheile, die von Fluthen zerſtört worden waren, wiederum herzuſtellen.

Es giebt noch jetzt holländiſche Gemeinden und Colonieen auf Pelworm und in Friedrichſtadt in der Nähe der Mündung der Eider.

Einzelne Holländer findet man hier faſt überall bis hoch nach Norwegen hinauf zerſtreut.

Die Kirchen in Friesland wurden, der Sage nach, häufig mit holländiſchem Gelde erbaut oder reparirt, indem die frieſiſchen Schiffscapitäne ihre Verbindung mit den reichen holländiſchen Rhedern dazu benutzten, dann und wann Capitalien zu ſolchen Zwecken geliehen zu erhalten.

Die Induſtrie des Spitzenklöppelns wurde aus den Niederlanden in dieſe Gegenden verſetzt.

Ganze Marſchdiſtricte wurden nach dem Beiſpiele der Niederländer und mit ihrer Hülfe durch Canäle trocken gelegt und nutzbar gemacht.

Sogar noch in neuerer Zeit haben die Holländer einen Induſtriezweig hier eingeführt, nämlich die Salzbereitung aus dem Seewaſſer. Es giebt hier jetzt an der frieſiſchen Küſte an der Eider, auf Föhr, bei Ripen ꝛc. Seeſalzſiedereien, die erſt ſeit 20 Jahren auf holländiſchen Impuls allmälig entſtanden ſind. Die Unternehmer laſſen ſich Steinſalz von Liverpool kommen, mit dem ſie die Salzſole, welche das Meerwaſſer darbietet, ſo weit verſtärken, daß es ſich lohnt, ſie zu kochen, und ſie gewinnen dann doch 3—4 Procent Salz aus ihrem Meerwaſſer.

Die ganze Schifffahrt Frieslands iſt, wie ich ſchon mehrfach bemerkte, in mancher Beziehung nur ein Theil der holländiſchen Schifffahrt.

Kurz, man kann mit Fug und Recht dieſes Friesland auch das däniſche Holland oder die ſchleswigſchen Niederlande nennen.

„Die Friesen sind steifnackig und unnachgiebig" — auch dieß ist eine alte Behauptung. Daher werden sie auch gewöhnlich in alten dänischen Urkunden schlechtweg als die „friesischen Rebellen" bezeichnet, und die „frisica temeritas" wird nicht selten stark hervorgehoben.

„Die Einwohner von Friesland seien von Natur sehr frech", sagt der alte Chronist Dankwerth. Und der ältere sächsische Chronist Krantz beklagt sich über dieß „superbum genus hominum", das mit solcher Arroganz auf seine Freiheit poche, und verwundert sich über die „mira hominum palustrium coeca superbia", über dieser Sumpfbewohner blinden Stolz, den man sehr schwer mit Gewalt der Waffen zur Unterthänigkeit zwinge.

Wir, die wir entfernt von ihnen wohnen und keine Ansprüche an sie zu machen haben, werden sie dieses Stolzes wegen, der sie zu dem Grundsatze brachte, den Tod der Sclaverei vorzuziehen, nur um so unumwundener loben.

Auch Tacitus stimmt daher in ihr Lob ein, indem er sagt: „Clarum inter Germanos Frisiorum nomen" (überaus herrlich und glänzend steht unter den Deutschen der Name der Friesen da). — Wie weit doch führt dieser Ausspruch des Tacitus uns in die Dunkelheit alter Geschichte hinauf!

Wie viele Heldenthaten mußten die Friesen schon zu Tacitus' Zeiten verrichtet, wie viele Freiheitskriege, von denen uns nichts mehr berichtet wird, mußten sie schon durchgeführt haben, da eine Nation in einem großen Lande eine weitverbreitete Berühmtheit doch nur

im Laufe langer Jahrhunderte und in Folge vieler glänzender Unternehmungen erlangt.

Um die Steifnackigkeit der Friesen zu beugen, soll der König Gottfried von Dänemark, der sie besiegte und seinen Bruder Siegfried zum Herrn über sie setzte, ihnen geboten haben, solche niedrige enge Thüren in ihre Häuser zu machen, wie sie sie noch heutiges Tages haben, damit sie durch alltägige Uebung sich beugen und schmiegen lernten.

Uebrigens sind die Friesen noch heutiges Tages nicht so weit gekommen, wie Gottfried sie haben wollte, denn noch jetzt vernimmt man im Lande ein Echo von jenem alten Lobe oder Tadel, wie man's nehmen will.

Es werden noch heut zu Tage auf jenen Inseln die Namen der beiden Friesen genannt, von denen Tacitus erzählt, daß sie sich im Theater von Rom keine schlechten Sitze hätten gefallen lassen wollen. Diese beiden Leute hießen Verritus und Maloriges (friesisch vielleicht Freddens und Malrichsen). Sie waren Abgesandte der Friesen an die Römer, und nachdem man die diplomatischen Geschäfte am Morgen mit ihnen abgemacht hatte, führte man sie Nachmittags in's Theater und zwar in das Theater des Pompejus, um ihnen ein Amusement zu bereiten.

Wahrscheinlich wollte man sie als bäuerische und halbbarbarische Leute nicht in der diplomatischen Loge unter dem vornehmen Cirkel der königlichen Ambassadeure der ganzen gebildeten Welt sitzen lassen und

glaubte, ſie würden ſich in ihrer Simplicität wohl mit einem Platze im zweiten Range begnügen.

Allein die Leute fragten ihren römiſchen Cicerone und Dollmetſcher, welche Herren denn da auf der großen Tribune ſäßen, und da dieſer ihnen mit bedeutungsvoller Miene zuflüſterte, das wären die Herren Ambaſſadeure der Könige und der großen Nationen des Erdbodens, ſo erwiderten ſie: „Na worum ſchält wi denn do nich ſitten? Sin wir Freſchen denn nich eben ſo god, as de annern? Wät ji Römers nich, det de Dütſchen bäter upkloppen känt, un mehr Trü un Globen häft, as de alle toſomen!“ — welche Worte Tacitus ſehr pomphaft, ſehr unfrieſiſch und höchſt italieniſch ſo überſetzt: „nullos mortalium armis aut fide ante Germanos esse.“

Mit jenen Worten erhoben ſie ſich ſogleich und nahmen ohne Weiteres mitten unter den übrigen Ambaſſadeuren Platz. Und die Römer, welche dieß mit anſahen, lächelten, und wunderten ſich über die altväteriſche Derbheit der Leute. „Comiter a visentibus exceptum quasi impetus antiqui“, ſagt Tacitus. — Wären die Römer noch die Alten des Fabricius geweſen, ſo würden ſie ein Bruderbündniß mit dieſen bäueriſchen Frieſen geſchloſſen haben.

Ich erlaſſe dem Tacitus ein halbes Dutzend ſchöner Reden und Schlachtenbeſchreibungen für dieſe eine Anekdote; ſie läßt uns intereſſante Blicke in den damaligen Zuſtand der Deutſchen und Frieſen thun, und man könnte ziemlich viel Folgerungen daraus für dieſen Zuſtand ziehen.

Es wäre wohl der Mühe werth, wenn einmal ein Schriftſteller dieſe Folgerungen alle zöge, da doch nun einmal nur ſolche Bröckel anſtatt der frieſiſchen Geſchichte ganzer Jahrhunderte ſtehen. Die Frieſen von damals haben nichts über ſich aufgeſchrieben, nicht einmal das, was jene beiden Geſandten, Dirks Malrichſen und Klaus Frerks Freddens, als ſie von Rom zurückkamen, auf Föhr und Sylt oder im Lande Wurſten oder in Emden oder Gröningen, oder wo ſonſt ihr Sitz geweſen ſein mag, von der Weltſtadt und ihrem Beſuche im Theater erzählten.

Ein Frieſe ſagte mir, die Familientugenden wären ſehr erblich bei ihnen. Dieß will ich wohl glauben, denn ein tüchtiges Volk hat immer eine ſehr ſtrenge Familienzucht, und „die Aepfel fallen bei ihm immer nicht weit vom Stamme."

Doch bleibt es merkwürdig, daß bei dieſer conſtanten Ueberlieferung der Familientugenden und des Familiencharakters ſich ſo wenig Neigung zur Ariſtokratie bei den Frieſen zeigte. Mehre frieſiſche Republiken und Communen können, däucht mich, zu einer Widerlegung der Behauptung dienen, daß ſtarke, ſtolze, freiſinnige Nationen zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit durchaus einer ſtarken Ariſtokratie bedürften, welche Behauptung man oft mit Hindeutung auf die griechiſchen Republiken macht, bei denen die größere Hälfte der Einwohner in Sclaverei ſchmachtete und nur Wenige zum Genuſſe der Rechte eines ſtimm- und wahlfähigen Citoyen gelangten.

An der Durchſtechung des Canals bei Dover und Calais ſollen nach einigen Verſionen jener, ſchon oben erzählten Sage nicht 700, ſondern 7000, nach anderen 70,000 und endlich nach noch anderen gar 700,000 Mann gearbeitet haben. Die Erzähler dieſer Geſchichte mochten immer eine Null mehr anhängen, je mehr Einwürfe die Zuhörer ihnen über die Schwierigkeit des Unternehmens durch Menſchenhand machten.

Die Schleswig-Holſteiner rühmen ſich, viel gemäßigtere Winter zu haben, als wir im Inneren von Deutſchland; ſie haben, als meerumfloſſen, ein halb inſulariſches Klima. Die frieſiſchen Inſeln dagegen, die wieder auf die cimbriſche Halbinſel, wie zu ihrem Continente, hinſehen, ſtellen ihrerſeits ihren Winter als viel gemäßigter dar als den der Herzogthümer, die in ihren Augen ein ſtrenges und zwiſchen Extremen ſchwebendes Continentalklima beſitzen.

Die 6 Wintermonate vom October bis zum März zeigen eine durchſchnittliche Temperatur von + 3 Graden. Im Jahre 1840 hatten jene Monate + 2,7, 1842 + 3,34, 1843 + 3,4, 1844 + 3,16. — Nichtsdeſtoweniger iſt das Klima im Ganzen natürlich rauh, feucht, ſtürmiſch, und die Kälte empfindlich. Obgleich auch in Jütland und auf der ganzen cimbriſchen Halbinſel ein halbinſulariſches, d. h. von der See ſowohl in Hitze als in Kälte gemäßigtes Klima herrſcht, ſo ſtecken die Leute doch dort das halbe Jahr über in Pelzen, weil die Stürme das warme Leben immer fröſteln machen.

Ich ſprach hier einmal mit einem norwegiſchen Schiffer, der ſich in dieſer Weltgegend, wie viele ſeiner Landsleute, angeſiedelt hatte, über das ſo oft beſprochene Phänomen einer furchtbar rieſenhaften Seeſchlange. Die Andeutung, welche dieſer Mann mir über dieſen, ſo oft beſtrittenen und immer wieder eingebrachten Gegenſtand gab, ſchien mir der Aufzeichnung werth. Er ſagte mir, er glaube nicht an die Exiſtenz einer ſolchen Schlange, allein er habe oft gewiſſe kleine Fiſche geſehen, welche die Gewohnheit hätten, in einem großen, ſchmalen langen Zuge dicht hintereinander herzuſchwimmen, und die auf dieſe Weiſe ganz den Anblick einer großen Schlange gäben, zumal da ihr Zug ſich meiſtens auf- und niederwände, indem oft eine Partie des Zuges in die Tiefe hinabginge, während die andere an die Oberfläche käme. Er glaube, daß die Leute, welche behaupteten, ein großes Meerungethüm geſehen zu haben, bloß jenen Fiſchzug erblickt hätten.

Ich ſagte oben, daß Einige vorgäben, Hengiſt und Horſa hätten ſich bei ihrem Uebergange nach England in Tondern eingeſchifft. Auf der Inſel Sylt hörte ich wieder, Manche bildeten ſich ein, jene Männer wären aus dem untergegangenen Hafen Wendingſtadt abgeſegelt; Andere aber ſagten, dieſe Einſchiffung hätte im Königshafen von Liſt ſtattgefunden. Wieder Andere verſetzen ſie nach dem Städtchen Hollingſtedt an der Treen.

In den Ländern an der Elbe dagegen geben die Chroniſten einen Elbhafen als den richtigen Einſchiffungs-

punct an. Wahrſcheinlich führen die Gelehrten dieſer Gegenden um jenen Ehrenpunct einen eben ſolchen Krieg wie jene ſieben griechiſchen Städte um die Ehre, Homer's Geburtsſtadt zu ſein.

Da ich ſo viel von Schiffern und Schiffen in jenem Lande gehört und geſprochen habe, ſo erkundigte ich mich natürlich auch danach, ob es nicht einen Schutzpatron der Schiffer gäbe, und man ſagte mir, es wäre dieß der heilige Nikolaus, dem zu Ehren auch noch mehre Kirchen in Friesland ſtehen. Wie man erzählt, ſchiffte dieſer gute Mann einſt von Kleinaſien nach Aegypten; unterwegs überfiel ihn aber ein heftiger Sturm, den er durch ſein Gebet beſchwor, und deßhalb wurde er ſeitdem von allen Schiffern als Schutzpatron betrachtet.

Als ſolcher wird beſagter Heiliger übrigens auch von den Schiffern in den Ländern der katholiſchen Chriſtenheit angeſehen. Und dieß läßt ſich leicht aus der allgemeinen Verbreitung des katholiſchen Chriſtenthums erklären. Wie aber ſolche kleine Anekdoten und Geſchichten, wie die von dem armen Waiſenkinde, das durch eine Katze reich wurde, ſo weit in der Chriſtenheit herumkommen können, da ſie weder mit dem Katholicismus, noch mit irgend einem anderen weitverbreiteten Principe etwas zu thun hat, das bleibt mir unerklärlich. Hier in dieſen Weltgegenden lautete dieſe Geſchichte, wie folgt.

Ein reicher Kaufmann in der jütiſchen Biſchofsſtadt Ripen rüſtete ein Schiff aus und ſandte es, mit vielen Waaren befrachtet, in entlegene Welttheile. Er

erlaubte zugleich jedem der Leute seines Hauses, irgend einen zu verhandelnden Gegenstand für sich mitzugeben, der in der Ferne viel werth sein und ihnen einen Gewinn einbringen könne.

Ein kleiner Waisenknabe, der sich ebenfalls, vielleicht als Ofenheizer oder Pferdejunge, in dem Hause jenes Kaufmanns befand, besaß nichts auf der Welt als eine Katze, die er als seinen Rhederpart mit an Bord gab; eine Waare, für die ihm Alle nur wenig Gewinn versprachen, mit der es ihm aber ging wie jenem Manne in den Mährchen der tausend und einen Nacht mit seinem Hufeisen.

Denn es befand sich damals in dem Lande, wohin das Schiff befrachtet wurde, — ich glaube, es war in Afrika oder in sonst einem Lande, wo Katzen nicht bekannt sind, — ein König, der von den Mäusen und Ratzen arg geplagt wurde und die Schiffer um ein Mittel gegen diese Quälgeister ersuchte. Sie gaben ihm des Waisenknaben Katze, die auf dem Schiffe sehr ausgehungert war und daher sehr eifrig unter den königlichen Ratzen und Mäusen aufräumte.

Ihr neuer Herr war so entzückt über dieses Thier, daß er ohne Weiteres einen dicken Goldklumpen als Preis dafür bezahlte, den die ehrlichen Schiffer dem armen Waisenknaben mit nach Hause brachten. Dieser wurde dadurch auf einmal wohlhabend und, da sein bisheriger Principal ihn als Associé aufnahm und seine anderen Speculationen eben so glückten, nachher sogar reich, Schwiegersohn und Erbe seines Herrn, und endlich

der Haupterbauer des noch jetzt berühmten Domes von Ripen, den er zum Andenken an sein fabelhaftes Glück mit in Stein gehauenen Katzenfiguren ausschmücken ließ.

Ganz eben so wie in Friesland und bei Ripen wird diese Geschichte bekanntlich, unter Veränderung der Namen und Localitäten, auch in London erzählt. In Bremen und Hamburg, wahrscheinlich auch in Amsterdam, Rotterdam und in anderen nordischen Handelsplätzen wird sie, wie ich aus eigener Erfahrung bezeugen kann, von den erwerbsamen Kaufleuten fleißig ihren Kindern vorgetragen und eingeprägt. Und das Waisenkind mit seiner Katze steht daher überall in den Köpfen der dortigen Leute von Jugend auf hoch angeschrieben.

Uebrigens haben selbst die Kinder ihre eigenen kleinen Lieder, Schwänke und Geschichten, die sie sich in der Schule mittheilen, und die, wenn sie auch in reiferen Jahren wieder vergessen werden, sich doch von Kind auf Kind, von Schule zu Schule, von Land zu Land, durch sehr große Länderkreise und durch lange Zeiträume hin übertragen. Ich wurde nicht wenig frappirt, die Kinder in Friesland zuweilen ganz buchstäblich dieselben kleinen Reime singen zu hören, welche wir sonst in meiner Vaterstadt Bremen sangen, z. B. einen, der so anfängt: „Edelmann, Bedelmann, Doctor, Pastor, Kromer, Häker, Wintapper-Major" u. s. w., und den jedes Kind auf den friesischen Inseln eben so gut kennt wie die Kinder Bremens.

Den Holländern dienen die Frieſen ebenſo, wie die Jüten den Frieſen. Ich führte oben ſchon Mehres über die Beurtheilung an, die hier den Jüten zu Theil wird. Zur ferneren Beleuchtung dieſer Sache wird ein kleiner Vers dienen, der hier in Friesland wohl bekannt iſt und ſich auf die Jüten bezieht. Ein Sylter theilte ihn mir mit und überſchrieb ihn: „Der Jüte als Freier in Friesland.“ Der Vers ſelber lautete auf Frieſiſch:

„Dear kam en Mantja fan Nuuden
Me soowen poltig Juuden,
Me soowen Ausen fuar sin Plog,
Me soowen Griskin ön sin Skog,
Min kjäre litj Faamen, wan du will mi haa,
Sa skell dü alle min Griskin faa.“

Das heißt zu Deutſch:

„Es kam ein Männchen von Norden“ — (warum wollen doch die Frieſen den Jüten nicht für einen vollen Mann gelten laſſen, warum machen ſie ihn zum Männchen?) — „mit ſieben zerlumpten Juden,“ — (dieß iſt wohl bloß eine Anſpielung auf die nicht immer ganz ſaubere Geſellſchaft, in der die Jüten nach Süden kommen, wenn ſie Arbeit ſuchen) — „mit ſieben Ochſen vor ſeinem Pflug,“ — (ſoll wohl den Jüten als Ochſentreiber qualificiren) — „mit ſieben Ferkeln in ſeinem Schuh,“ — (der Jüte iſt wie der Irländer ein großer Freund des Schweins, und denkt man ſich ſeinen Schuh, der ein plumpes hölzernes Gehäuſe iſt, etwas groß, ſo eignet er ſich wohl dazu, ſieben kleine Ferkel darin zu bewahren).

„Mein liebes kleines Frauchen, wenn du mich haben willst," — (ich sagte oben, daß die Jüten gern nach den friesischen Weibern freien, und daß die friesischen Männer sich darüber ärgern) — „so sollst du alle meine Ferkel haben," — (natürlich glaubt der Jüte, seiner Braut damit etwas Großes zu versprechen. Der friesische Dichter mag dieß aber wahrscheinlich eben nicht als ein großes und schönes Brautgeschenk ansehen wollen).

Unter anderen, am Strande dieser Inseln sich findenden Dingen sind mir noch die versteinerten Echiniten aufgefallen, welche hier sehr häufig sind. Die Leute nennen sie „Donnersteine", vielleicht weil sie sich ihre Entstehung auf der Erde nicht zu erklären wissen und vermuthen, daß sie unter Donner und Blitz vom Himmel gefallen seien.

Sie sammeln sie wohl und bewahren sie in ihren Häusern, weil sie wähnen, daß diese Donnersteine gegen den Blitz schützen können. Dieser Aberglaube scheint fast zu bezeugen, daß die Leute hier viel von Homöopathie halten und nach dem Grundsatze: Gleiches muß mit Gleichem curirt werden, glauben, daß, was vom Blitze komme, auch gegen den Blitz helfen müsse.

Hier und da sollen die Friesen auch gern die bekannten steinernen Beile oder Celte, welche sich in den alten heidnischen Gräbern vorfinden, in ihren Häusern auf-

bewahren. Ich hörte von einem Manne, der lange Zeit ein ſolches ſteinernes Beil als Talisman mit ſich herumgeſchleppt hatte. Von einem anderen ſolchen heidniſchen Steinbeile erfuhr ich, daß es lange Zeit hindurch in einer Hütte von Vater auf Sohn vererbt worden ſei.

Zuweilen ſollen die Frieſen dieſe Beile in den Wänden ihrer Häuſer vermauern, weil ſie glauben, dadurch ihren Wohnungen eine beſondere Feſtigkeit geben zu können. Als ein ähnlicher Talisman findet ſich hier, wie in der ganzen übrigen mir bekannten Welt, das Hufeiſen auf der Schwelle der Häuſer.

Ich konnte erſt nicht recht klar darüber werden, ob die Frieſen die Dänen, oder umgekehrt die Dänen die Frieſen Grützköpfe nennen. Am Ende ſchien es mir aber, als ob ſie ſich Beide gegenſeitig mit dieſem Titel beehrten.

Die Dänen ſagten, die Frieſen hießen bei ihnen Grützköpfe, weil ſie einen Grütztopf im Wappen führten. Die Frieſen aber ſprachen, die Dänen hießen Grützköpfe, weil ſie einmal von ihren frieſiſchen Kriegern gerade beim Mittagseſſen überraſcht worden wären und, um ihrer Mahlzeit nicht verluſtig zu gehen, ihre Grützerationen in ihre Hüte geſchüttet, dieſe auf den Kopf geſetzt und ſich ſo in die Schlacht begeben hätten. Als die Frieſen ſie geſchlagen, hätten ſie lauter Grütze in den däniſchen Tſchakos gefunden und damit ihre Pferde gefüttert.

Das Sprüchwort: „Frisia non cantat“ ſcheint nicht bloß auf die Menſchen, ſondern auch auf die Natur dieſes Landes zu gehen; denn es iſt hier ein merkwürdiger Mangel an Singvögeln, der ſich zum Theil ſchon aus dem Mangel an Büſchen und Bäumen ſehr natürlich erklärt. Nachtigallen giebt es daher im kahlen Friesland, wie überhaupt in allen Seemarſchen, gar nicht. Der einzige und daher auch vielgeliebte Singvogel der Frieſen iſt die Lerche. Schon dieſe iſt ihnen ein heiliger Vogel; doch iſt ihnen die Bergente, die ich oben erwähnte, noch heiliger.

Es iſt dieß eine der ſchönſten Entenarten, und ſie iſt ſonſt mehr unter dem Namen der „Brandente“ bekannt. Die Frieſen, die ihnen, wie ich ſagte, auf einigen ihrer Inſeln Neſter bauen, haben ſie ordentlich lieb und fabeln auch, daß der Vogel umgekehrt ſie, die Frieſen, liebe, weßhalb er auch die frieſiſche Sprache rede und, wenn er, über die Inſel fliegend, einem Frieſen begegne, dieſem ſein „gut day! gut day!“ zurufe.

Ich ſah bei einem Freunde auf Sylt ein kleines ornithologiſches Cabinet, das alle auf der Inſel lebenden Vögel ziemlich vollſtändig enthielt. Es waren darunter auch Raubvögel und namentlich Adler. Doch, ſagte man mir, daß man die Adler nicht eigentlich als hier einheimiſch betrachten könne; ſie niſteten nämlich nicht in den Dünen, ſondern kämen nur zu Zeiten von Jütland zum Beſuche herübergeflogen.

Im Grunde kann man wohl annehmen, daß die Menſchen, je weniger feſte Charakter-Eigenthümlichkeit in ihnen iſt, deſto leichter und geſchmeidiger ſich dem Fremden anſchließen. Denke ich mir die alten ſteifnackigen Frieſen als etwas ſchroffe, in ſich ſelbſt abgeſchloſſene Weſen, ſo kann ich mir wohl erklären, warum ſie, wie allgemein behauptet wird, die Fremden ſo wenig liebten. Bei den Spartanern waren die Fremden auch nicht beliebt. Die Frieſen ſollen ſogar in unruhigen Zeiten zuweilen alle Fremden, die ſich in ihrem Lande befanden, ergriffen und ertränkt haben. Und daß dieß nicht ſo ganz ſelten der Fall geweſen ſein mag, beweiſt der Umſtand, daß ſie für dieſe Execution ſogar ein ſtehendes Wort hatten. Sie nannten dieſelbe den „Quabeldrank".

Von denjenigen Fremden, welche an ihrer Küſte ſtrandeten, galt in verſchiedenen frieſiſchen Landen das Geſetz, daß ſie zu Sclaven gemacht wurden. Und dieß harte Schickſal traf ſogar Perſonen von ſehr vornehmem Stande. So wird z. B. ein Graf von Stade erwähnt, der nicht zur Regierung in ſeiner Grafſchaft gelangen konnte und von einem anderen Prätendenten zur gräflich Stadeſchen Krone als Leibeigener in Anſpruch genommen wurde, weil ſeine Großmutter, eine reiche vornehme Engländerin, an der Küſte der Grafſchaft geſtrandet und dem Landesgeſetze gemäß Leibeigene geworden war. Ein ſolches hartes Verfahren gegen Fremde ſchließt übrigens immerhin, wie mir es ſcheint, eine gewiſſe Gaſtfreundlichkeit gegen die auf gehörige Weiſe

introducirten fremden Reiſenden nicht aus. Denn jener Quabeldrank traf doch wohl nur ſolche Fremde, die ſich in die Communal-Angelegenheiten der Frieſen eindrängen und ſich bei ihnen einniſten und einbürgern wollten. Auch bei den gaſtfreundlichſten Nationen wird oft gegen den Gaſt, der ſich nicht in den Schranken eines Fremden hält und ſich in innere Landesangelegenheiten miſcht, das Rauhe ſehr ſtark nach außen gekehrt. Und gegen die armen Geſtrandeten, die ein beſonderer Gegenſtand des Mitleidens und der mildeſten Geſetze ſein ſollten, dictirte ja überall die durch das Strandrecht ſo merkwürdig aufgeregte Habſucht der Menſchen wunderbarer Weiſe die härteſten Vorſchriften.

Noch ſchlimmer als den Fremden erging es den ehebrecheriſchen Frauen unter den Frieſen. Wenn eine ſolche Frau erfunden wurde, ſo rief der Gemahl ihre und ſeine eigenen Verwandten zuſammen, um ein Gericht über ſie zu halten, und fand man ſie ſchuldig, ſo erwürgten ihre eigenen Verwandten die Verbrecherin. So große Grauſamkeit weiſt auf eine außerordentliche Keuſchheit hin. Ich führe dieſe Dinge nicht an, um alte Geſchichten aufzuwärmen, — wollte ich die alten Chroniken ausſchreiben, ſo könnte ich noch viele ſonderbare Sitten der Frieſen auffinden, — ſondern ich erzähle ſie deßwegen, weil ich von dieſen Sitten mit ungelehrten und einfachen Leuten geſprochen habe, die noch wohl davon unterrichtet waren, und weil ich daher glauben muß, daß dieſe alte Zeit hier noch nicht

so weit zurück liegt, als bei uns, wo man nur unter den Gelehrten und in den Schriften über deutsche Alterthümer noch von solchen Sitten weiß. Nicht bloß das, was man in einem fremden Lande sieht, ist interessant für dasselbe, sondern auch das, was man dort hört und wovon man sich unterhält. Und ein Reisender muß sich bestreben, selbst die Stärke der Schatten, welche die alte Zeit in die Gegenwart wirft, und der Echos, welche aus der Vergangenheit widerhallen, zu bemessen und zu erwägen. Diese Schatten und Echos alter, nicht mehr geltender Gesetze haben noch immer einige praktische Bedeutung. Um dieß in Bezug auf die Keuschheit etwas wahrscheinlich zu machen, will ich anführen, daß mir ein friesischer Herr, der es wohl wissen konnte, versicherte, er habe sich durch Nachforschungen überzeugt, daß unter hundert Friesen höchstens Einer sei, der seine Existenz einer nicht gesetzmäßigen und nicht kirchlich sanctionirten Umarmung verdanke. Es giebt Städte in Deutschland, wo von den neugeborenen Kindern 50 Procent unehelich sind. Und so erkennt man leicht, daß zwischen Sitte und Sitte noch ein bedeutender Unterschied ist.

Es fand bei den alten friesischen Hochzeiten eine Ceremonie statt, die den Frauen wohl einigen Schrecken einflößen mußte. Wenn nämlich der Mann seine junge Frau zum ersten Male in sein Haus einführte, so steckte er ein blankes Schwert über ihrem Kopfe in das Stroh, zum Zeichen, daß er das Recht habe, sie bei entdeckter Un-

treue richten zu laſſen. Dieſes Schwert hieß das „Aehtſwird" (das Eheſchwert.)

Ich habe in verſchiedenen Küſtengegenden, z. B. nahe an der Küſte von Kur- und Livland, gehört, daß manche chriſtliche Prediger bis auf die neueſte Zeit herab die Gewohnheit gehabt hätten, den lieben Gott um einen geſegneten Strand zu bitten. In der frieſiſchen Feſtlandmarſch verſicherte man mir, daß dieß noch heutigen Tages auf den frieſiſchen Inſeln geſchehe. Ich reiſte daher zu dieſen Inſeln, um ein ſolches Gebet zu hören, allein hier ſagte man mir, es ſei längſt abgeſchafft, aber auf der däniſchen Inſel Romoe beſtehe dieſe Sitte noch. Ich fragte einen Romoer danach, dieſer läugnete mir aber dieſen Umſtand gänzlich ab und ſagte, wenn es geſchähe, ſo verſtände der Prediger die Bitte nur in Bezug auf Fiſcherei, Bernſteinfang, Bergentenjago, Eiderdunen und was dergleichen Strandſachen mehr wären, aber nicht in Bezug auf die armen geſcheiterten Schiffe, dieſe behielte man nur in Gedanken. Dennoch erzählte mir eine Dame, ſie habe auf Helgoland ſelbſt ein ſolches Gebet gehört; der Prediger habe den lieben Gott nicht geradezu gebeten, er möge recht viele Schiffe bei Helgoland ſcheitern laſſen, aber er habe doch geſagt, Gott möchte, wenn es einmal ſein Wille wäre, daß Schiffe ſcheiterten, dieſe, wenn es ſein könnte, an den Strand von Helgoland führen. Daß ſonſt die Prediger um ihrer ſelbſt willen oft gezwungen waren, ſolche Gebete für ihre Gemeindekinder zu thun,

will ich wohl glauben. Die Bewohner einer frieſiſchen Inſel ſollen einmal ihren Prediger vertrieben haben, weil er nicht um den geſegneten Strand bitten wollte, ſondern vielmehr viel und eifrig gegen alle Art von Strandunfug predigend zu Felde zog. Die alten Inſelfrieſen hatten ſogar eine eigene Strandgottheit, Namens „Ran", die auf der Düne wohnte und die Schiffbrüchigen in ihre Netze zog. Sie war ungefähr Daſſelbe, was bei den Griechen die Sirenen waren.

Uebrigens kann man ſchon in vielen alten holländiſchen, weſt-, oſt- und nordfrieſiſchen Büchern Bemerkungen über jenes famoſe Gebet finden, und es zieht ſich eine förmliche Fehde durch die Literatur dieſer Küſtenbewohner über den Punct, ob es je wirklich bei einem chriſtlichen Volke exiſtirt habe, oder ob es nur eine müßige Erfindung der den Scandal liebenden Fama ſei. Trotz dem, daß ſich Viele große Mühe gegeben haben, das Letztere zu beweiſen, kann ſich die Fama, wie man aus meinen obigen Anführungen ſieht, doch ſelbſt jetzt noch nicht darüber beruhigen.

Bei Gelegenheit der Schlacht beim Königshafen von Liſt, von dem ich ſprach, hätte ich noch einen Vorfall in jener Schlacht ſelbſt erwähnen können, der intereſſant iſt, weil ein ſo intereſſanter König, wie Chriſtian IV., dabei betheiligt war. Ich will ihn erwähnen, weil ich Alles, was ich in Dänemark von den Thaten und Werken dieſes ausgezeichneten Herrſchers ſah und hörte, mit dem größten Intereſſe vernahm und ſammelte.

Während der Schlacht nämlich ſoll auf einmal auf mehren däniſchen Schiffen das Gerücht von Mund zu Munde gegangen ſein, der König Chriſtian ſei verwundet, ja ſogar getödtet. In Folge deſſen, ſo heißt es, hätten in einem der Schiffe die Soldaten ſehr entmuthigt den Kampf einſtellen wollen, Einer von ihnen aber habe laut geſchrieen: „Der König iſt ja nur ein Mann. Ein Schelm, der nicht weiter ficht!" Dieß habe ſie wieder ſo ermuthigt, daß ſie den Kampf fortgeſetzt, und als der Sieg errungen, habe der gerettete König dieſen Soldaten vor ſich kommen laſſen und ihn und ſeine Erben mit der Krugswirthſchaft eines Ortes in der Nähe des Schlachtfeldes belehnt.

Die Bewohner von Sylt erzählen, daß ihre Inſel ſonſt von Amrum nur durch ein ſo ſchmales Gewäſſer geſchieden geweſen ſei, daß man, auf einen Pferdekopf, der in der Mitte zwiſchen beiden gelegen, tretend, von einer Inſel auf die andere hätte hinüberſpringen können.

Daſſelbe erzählte man mir noch von mehren anderen Inſeln.

Ich muß geſtehen, ich verſtehe dieß durchaus nicht recht. Daß man einen großen dicken Stein mitten in ein ſchmales Waſſer wirft, um mit ſeiner Hilfe bequemer hinüberzukommen, das begreife ich, aber warum man einen hohlen Pferdekopf, der ſo leicht verwittert und noch leichter vom Waſſer weggeſpült wird, ſtatt deſſen nehmen ſollte, das begreife ich nicht.

Ich bildete mir ein, daß die Leute ſonſt vielleicht

unter einem Pferdekopfe etwas Anderes als einen wirklichen Pferdekopf verſtanden haben möchten; allein wie groß war mein Erſtaunen, als ich dieſen unbegreiflichen Pferdekopf auf einmal ganz fern von Friesland, auf der däniſchen Inſel Seeland, wieder auftauchen ſah. Auch dort erzählten mir die Leute, auf eine kleine Strandinſel hindeutend, dieſelbe ſei ihnen ſonſt ſo nahe geweſen, daß man, auf einen Pferdekopf tretend, habe hinübergehen können. Ich habe einige Sprachkundige und Alterthumsforſcher über dieſen Punct befragt, aber keine genügende Antwort erhalten. Profeſſor Dahlmann giebt zwar eine Notiz über dieſen myſteriöſen Pferdekopf, aber auch ſie befriedigt mich nicht ganz.

Das wunderlichſte Monument, welches ich je Jungfrauen zu Ehren errichtet ſah, erblickte ich auf Sylt. Daſſelbe beſtand aus zwei großen, unregelmäßig geſtalteten Feldſteinen, welche in dem Thurme der Hauptkirche der Inſel, der Kirche von Keitum, eingemauert waren. Dieſe beiden Steine heißen beim Volke Yng und Dung und ſollen zwei Jungfrauen vorſtellen, welche auf ihre Koſten, Gott zu Ehren, der Kirche jenen Thurm hinzufügen ließen. Dieß ſoll bereits im Jahre 1099 geſchehen ſein, ſo wie die Kirche ſelbſt ſchon im Jahre 1020 erbaut worden ſein ſoll, nicht nur den Erzählungen des Volks, ſondern auch den Forſchungen der Gelehrten zufolge. Wie geſagt, das hohe Alter der Dorfkirchen in dieſem Lande ſetzt mich immer in Erſtaunen.

Die Namen jener beiden Jungfrauen, Yng und Dung, leben auch in Volksreimen noch fort.

So wie die verschiedenen kleinen Reichsstädte in Deutschland sich sonst an einander rieben, und die Bewohner derselben gegenseitig auf einander stichelten und auf Kosten ihrer Nachbarn Scherze erdachten, so reiben sich natürlich auch die Bewohnerschaften der verschiedenen friesischen Inseln an einander und erzählen von ihren Nachbarinseln kleine Geschichten, aus denen hervorgeht, daß jede Partei sich selbst für sehr klug und weise und ihre Nachbarn für etwas simpel und einfältig hält.

So erzählen die Amrumer von den Föhringern, es sei einmal in ihren Gewässern ein Schiff mit holländischem Käse gestrandet, die Föhringer aber hätten von diesem Falle erst gehört, als die Amrumer schon alle Käse weggefischt. Dieß hätte natürlich bei ihnen den Wunsch erweckt, auch etwas davon zu haben, und zwei Föhringer hätten über ihren Deich gelugt, um zu erforschen, ob sie nicht etwa einen Käse entdecken könnten. Da hätten sie denn den im Nebel auf dem Rande des Meeres schwimmenden Mond erblickt und sogleich wie aus einem Munde geschrieen: „Da ist ein großer holländischer Käse!“ und wären dann in ihr Boot gesprungen, um ihn zu holen. Zu ihrer Betrübniß hätte sich aber der Käse allmälig als leuchtender Mond aus dem Meere erhoben.

Die Sylter erzählen von den Romöern oder Remsen, dieselben hätten einmal ihre Kirche wenigstens um einige Ellen landeinwärts versetzen wollen, um sie vor

den Fluthen zu ſichern. Die Bewohnerſchaft der ganzen Inſel wäre alſo zuſammengekommen, um zu berathen, wie dieß am billigſten und beßten zu bewerkſtelligen ſei. Da hätte ihnen ein gewiſſer Schlaukopf, Namens Pua (Paul) Modders, den Rath gegeben, ſie ſollten alle auf einer Seite mit allen Kräften ſchieben, und ſo die Kirche weiter bringen. Damit ſie aber ſehen könnten, ob die Kirche weit genug vorgerückt ſei, ſollte Einer von ihnen ſeine rothe Jacke an der Stelle, auf welche ſie kommen ſolle, hinlegen. Ueber dieſen Rath waren ſie hocherfreut. Die Jacke wurde hingelegt, und alle Remſen ſetzten auf der Nordſeite des Gotteshauſes ihre Schultern an. Pua Modders ſtellte ſich auf die Südſeite, um nachzuſehen, wann die Kirche weit genug ſei, und dann das verabredete Zeichen zu geben. Nach einiger Zeit gab er dieß Zeichen und rief ſeine Landsleute herbei, um ihnen zu zeigen, daß die Jacke ſchon ganz unter der Kirche ſtecke. Dieſe überzeugten ſich, daß das Kleidungsſtück wirklich verſchwunden ſei, lobten Pua Modders und gingen beruhigt nach Hauſe. Doch fiel es ihnen am nächſten Sonntag in der Kirche etwas auf, daß Pua Modders, der nur ein armer Schlucker war und ſonſt immer bloß eine ſchmuzige Jacke trug, jetzt ein ſchön hellſchimmerndes rothes Camiſol anhatte.

Auf Sylt erzählt man viel Wunderliches von einem Nationalgericht der Föhringer, das dort „klumper un smör“ (Klümpe und Butter) heißt, und man ſagt daher von Jemandem, der eine Reiſe nach Föhr machen will, wohl ſpöttiſch: „He will to Föhr um klumper un smör“ (er will nach Föhr, um Klümpe und Schmeer).

Von den Bewohnern von Büſum, einer ehemaligen Inſel, jetzt Halbinſel im Süden von Friesland, erzählt man ſich, daß ihrer Neun ſich einmal gebadet hätten und dabei ſehr weit in die See hinausgeſchwommen wären. Als ſie zurückgekommen, hätte ſie die Furcht ergriffen, es möchte unterwegs Einer von ihnen ertrunken ſein, und Einer hätte daher angefangen zu zählen. Da er aber ſich ſelbſt nicht mitgezählt, ſo hätte er nur acht herausgebracht, und eben ſo wäre es allen Uebrigen gegangen, und ſie hätten daraus den Schluß gezogen, Einer von ihnen müßte unterwegs ertrunken ſein. Sie hätten ihn aber überall vergebens geſucht. Da ſei endlich ein Fremder des Weges gekommen, dem hätten ſie den Fall erzählt und ihn gebeten, ihnen zu ſagen, wie ſie wohl richtig zählen könnten; ſie glaubten, ſie wären nur acht, und doch könnten ſie den Neunten nirgends finden. Da habe der Fremde ihnen den Rath gegeben, ſie ſollten ſich Alle auf den Strand hinwerfen, ihre Naſen in den Sand abdrücken und dann die Abdrücke zählen, dieß müßte die richtige Anzahl geben. Dieß hätten ſie denn gethan, und ſeitdem habe man in Büſum gewußt, wie man es anfangen müſſe, wenn man die richtige Anzahl einer gewiſſen Menge von Perſonen herausbringen wolle.

Der abenteuerliche Schiffer Brorks, von dem ich oft ſagte, daß ſeine Lebensgeſchichte wie eine Traveſtie der Odyſſee klänge, war ein Sylter. Ich hätte von dieſem berühmten Binnenlandsfahrer oder Klöttſchiffer (ſo nennt man in Friesland die Schif-

ſer, welche von Inſel zu Inſel und von Huſum nach Tondern und von Tondern nach Ripen fahren) auch noch den Umſtand anführen können, daß er einmal das Unglück hatte, vierzehn Tage auf dem Butterſande ſtecken zu bleiben. Er gab dieſer bisher unbekannten Sandbank ſelbſt dieſen Namen, weil er ſich daſelbſt während dieſer Zeit bloß von Butter nähren mußte, denn er hatte gerade Butter geladen. Er war es auch, der die erſte Land- und Seekarte von dieſem Butterſande entwarf. Leider habe ich vergeſſen, wann das bemerkenswerthe Jahr war, wo dieſer Klöttſchiffer mit ſeinem Ewer auf eine große Eisſcholle gerieth und mit dieſer Eisſcholle, die von der Fluth landeinwärts geführt und wiederum in die offene See hinausgetrieben wurde, 17 Tage lang vor dem Cap Niſſen kreuzte, indem er daſelbſt täglich von der Fluth zwei Mal von Norden nach Süden und zwei Mal von Süden nach Norden vorbeigeſchleudert wurde.

Die Odyſſeus, die Münchhauſen, die Bürger von Schilda und Krähwinkel findet man überall wieder, und es iſt intereſſant, in einem Erdwinkel wie es der frieſiſche Inſelarchipel iſt, auch hierin Mikrokosmus zu entdecken.

Von den wenigen Kunſt- und Fabrikproducten, welche die Bewohner ſämmtlicher däniſchen Inſeln und Halbinſeln erzeugen, ſind, glaube ich, keine in größerem Kreiſe in der Fremde berühmt geworden, als erſtlich die

däniſchen Handſchuhe und zweitens die ſogenannten Tondern'ſchen Spitzen.

Die erſteren macht man vornehmlich in der Stadt Randers, im nördlichen Jütland, dann aber auch in vielen anderen jütiſchen Orten, ſowie in den ſchleswig'ſchen Städten Hadersleben, Flensburg und Schleswig.

Dieſe Handſchuhfabrication iſt ein Induſtriezweig, der auf Naturverhältniſſen des Landes beruht, nämlich erſtlich auf der eigenthümlichen Weichheit und Elaſticität der Haut der jütiſchen Heideſchafe, und zweitens auf dem ausgezeichneten Gerbeſtoff der jütiſchen Weiden, deren Rinde man zum Gerben des Leders benutzt. — Wahrſcheinlich iſt dieſer Induſtriezweig daher auch ſchon ſehr alt.

Anders verhält ſich dieß mit der Spitzeninduſtrie. Sie beruht auf keinem Naturverhältniſſe, iſt noch nicht ſehr alt und wurde vom Auslande her eingeführt.

Auch unter meinen frieſiſchen Inſulanerinnen traf ich einige Spitzenklöpplerinnen, und obwohl auf den frieſiſchen Inſeln nur die äußerſten Ausläufer des nördlicheren Spitzenlandes zu finden ſind, ſo will ich doch dem deutſchen Leſer einige Nachrichten, die ich der freundlichen Mittheilung kundiger Eingeborener verdanke, über jenen Induſtriezweig, der wenigſtens nicht ganz ohne Einfluß auf die Inſeln geblieben iſt, mittheilen und hier einſchalten.

Auf der cimbriſchen Halbinſel iſt der Kunſtfleiß im Ganzen noch in einem ziemlich primitiven Zuſtande, das heißt, er iſt noch in vieler Beziehung bloß Hausfleiß. Der großen Fabriken im Lande ſind nur wenige. Sämmt-

liche Kattundruckereien, Häringssalzereien, Leimsiedereien, Lichtgießereien, Holzsägereien, Töpfereien, Ziegeleien, kurz alle Arten von Fabriken der Herzogthümer Schleswig und Holstein beschäftigten im Jahre 1840 nicht mehr als 6000 Arbeiter*).

Entschieden das Meiste von den Fabricaten, welche die Leute brauchen und die sie nicht aus dem Auslande beziehen, wird daher im Hause und in der Familie selbst gemacht. In Jütland und im nördlichen Schleswig namentlich verfertigen sich die Bauern fast Alles, was sie gebrauchen, selbst. Sie machen sich ihre Holzschuhe selbst, in jedem Hause wird nicht nur gesponnen, gestrickt und Linnen gewebt, sondern meistens auch das Wollenzeug, dessen die Hausmitglieder bedürfen, das sogenannte Badmal, im Hause selbst gewebt. Auch auf den friesischen Inseln findet man fast in jedem dritten Hause einen Webstuhl.

Auch einen Theil der Möbeln und Geräthschaften, der Wagen, Schlitten ꝛc., verstehen die Schleswiger und Jüten in manchen Districten selbst zu verfertigen und zu bauen. Sie gleichen darin noch sehr den Bevölkerungen von Kurland, Livland und anderen nördlichen Ländern und stehen dagegen im größten Contraste zu den Bewohnern vieler Striche in England, wo die großen Fabriken alle möglichen Waaren so billig und gut lie-

*) Dieß klingt freilich unglaublich, allein ich entnehme diese Zahl einer umständlichen Uebersicht in Dr. Falk's „Schleswig-Holsteinischem Magazine."

fern, daß nicht nur die Männer das Holzschnitzen und Töpfern, sondern sogar auch die Weiber das Strumpfstricken und Weben verlernt haben.

In einigen Strichen des Herzogthums Schleswig und der Halbinsel Jütland fabriciren die Leute gewisse Producte in größerer Menge, als sie dieselben verbrauchen, und machen daher Handelsartikel daraus. So werden z. B. auf der Westküste von Jütland und auf den friesischen Westseeinseln von der Wolle der Heideschafe viele wollene Jacken fabricirt, die für die Matrosen der Handelsflotten der dänischen und hanseatischen Städte bestimmt sind. Die wollenen Strümpfe und Handschuhe, welche die Föhringerinnen stricken, sind sehr bekannt und beliebt.

Im nördlichen Jütland giebt es Striche, wo das Wirken gewisser bunter Zeuche besonders zu Hause ist. Bei Randers und bei Ripen, giebt es Districte, in denen das Leinwandweben so bedeutend ist, daß die Bewohner derselben ihre Waare in den Handel bringen.

Holstein steht im Allgemeinen im ländlichen Hausfleiße gegen Schleswig und Jütland zurück. Auch dort wird zwar viel Flachs und Wolle in den Haushaltungen für den eigenen Bedarf gesponnen, das Gespinst aber von besonderen Webern gegen Bezahlung gewebt.

Man sieht hieraus, und darauf wollte ich eben hindeuten, daß die auf der Westküste der cimbrischen Halbinsel in den Häusern der Landleute blühende Spitzenfabrication nicht ganz isolirt dasteht. Der seit alten Zeiten mehrfach verbreitete Hausfleiß mag die Leute, wenigstens die Frauen, schon um die Mitte des 17ten

Jahrhunderts, zu welcher Zeit die Spitzenfabrication aus Brabant hierher verpflanzt wurde, für einen solchen Industriezweig einigermaßen empfänglich gemacht haben.

Ich sage, wenigstens die Frauen, denn es ist eine, für die ganze jütische Halbinsel geltende Bemerkung, daß die häusliche Industrie fast ausschließlich nur in den Händen der Frauen ist. Es giebt dort nur Weberinnen, Spitzenklöpplerinnen, Strickerinnen u. s. w. Die Männer sind im ganzen Lande ziemlich indolent, und wenn sie sich nicht auf der See tummeln oder wenn die Pferde, das Rindvieh und der Acker ihnen nichts zu thun geben, verbringen sie ihre Zeit gewöhnlich in Schlaf und Unthätigkeit, während bei uns, z. B. im Erzgebirge, auch die Männer an den meisten Industriearbeiten der Weiber Theil nehmen.

Die Webereien werden in den Dörfern der böhmischen und sächsischen Gebirge fast durchweg bloß von Männern betrieben. In den Districten, in welchen das Strohflechten zu Hause ist, wie auf der linken Seite der sächsischen Oberelbe, müssen sogar die Knechte und Söhne des Hauses in ihren müßigen Winterstunden flechten helfen.

Ja es giebt Gegenden bei uns, in welchen auch die Männer durch Strümpfestricken und Spinnen sich Geld verdienen, z. B. in der Lausitz. Aehnlich werden im Schwarzwalde die Uhren durch gemeinschaftliche Anstrengung der Männer und Frauen, Knaben und Mädchen hervorgebracht, und an den kleinen Spielsachen der Berchtesgadener und der Voigtländer schnitzen ebenfalls Männer sowohl, als Frauen. So ist es nun, sage ich, nicht in

Jütland, wo die Frauen faſt die einzigen Induſtriellen ſind.

Uebrigens iſt es wohl natürlich, daß mehr oder weniger in allen Ländern der Welt die Frauen die Seele der Hausinduſtrie ſind. Ihre Geſchäfte ſind in der Regel nicht ſo anſtrengend, wie die der Männer, und machen ſie daher auch nicht ſo erholungsbedürftig, wie dieſe. Es liegt in der Natur des Mannes, angeſtrengt zu arbeiten und wieder lange zu raſten.

Eben ſo wenig wie die Spitzeninduſtrie im nördlichen Schleswig ganz iſolirt daſteht, eben ſo wenig iſt auch ihre Verpflanzung aus Brabant hierher ein iſolirtes Phänomen. Die weſtliche Küſte der cimbriſchen Halbinſel hat von jeher in vielfacher Beziehung zu den Niederlanden geſtanden und Vieles, ſowohl Dinge als Menſchen, von daher erhalten.

Beſonders kamen im Anfange des 17ten Jahrhunderts viele Leute aus den Niederlanden hierher, z. B. im Jahre 1621 bei Gelegenheit der Begründung der Stadt Friedrichſtadt, die ganz mit ausgewanderten Niederländern beſetzt wurde. — Um dieſe Zeit, im Jahre 1648, war es auch, wo ein fremder Kaufmann, Namens Steenbeck aus Brabant, ins Schleswig'ſche kam, ſich in Tondern niederließ und hier durch Einrichtung einer Klöppelſchule den Grundſtein zu dem noch jetzt blühenden Induſtriezweige legte.

Die Tondern'ſche Spitzenfabrication gehört alſo auch zu den vielen Induſtriezweigen, welche durch niederländiſche Anſiedler, die in Folge von Religionsunruhen aus

ihrem Vaterlande auswanderten, in allen Ländern Europas verstreut wurden.

Die Tradition sagt, der Brabanter Steenbeck habe mehre Männer mit „langen Bärten" mitgebracht, die in jener Klöppelschule Lehrer geworden seien. Aus dieser Schule wäre nun der Stamm der Arbeiterinnen für das Etablissement hervorgegangen, das nach dem Tode jenes Kaufmanns zuerst seine Frau Namens Geske fortgesetzt habe und durch das nachher wieder ähnliche Etablissements hervorgerufen worden seien.

Auch die Klöppelschulen mögen sich vervielfältigt haben, zuerst in der Stadt Tondern, dann in der Umgegend. Tondern, das die Wiege dieser Industrie war, blieb auch der Centralpunct der ganzen Fabrication und des ganzen dadurch veranlaßten Handelszweiges. Hier wohnten von jeher die sogenannten „Verleger," welche den kleinen Fabricanten der Umgegend die verfertigte Waare abnahmen und bei ihnen nach vorgeschriebenen Mustern Bestellungen machten.

Von hier aus wurde der ganze Absatz des Fabricats nach dem In- und Auslande betrieben. Das Geschäft war lange Zeit eine Segensquelle für die Stadt, die daraus während vieler Jahre Glück und Wohlstand schöpfte.

Das Gebiet, über welches sich im Verlaufe der Zeit diese Industrie in allen Häusern und Familien ausbreitete, begreift ungefähr folgende Districte, nämlich zuerst das Amt Tondern, dann die zum eigentlichen Jütland gehörenden Enclaven, namentlich die Lehnsgrafschaft Schackenburg,

die zum Amte Ripen gehörende Lo-Harde*), ferner das nördlich liegende Amt Lügum-Kloſter und weiter nach Norden die Gegend bis nach Ripen hin, endlich den weſtlichen Theil des Amtes Hadersleben.

In dieſem zuletzt genannten Diſtricte geht die Fabrication in öſtlicher Richtung bis etwas über das adelige Gut Gramm hinaus, wo ſie eben ſo wie im Norden bei Ripen gänzlich abbricht. Im Süden von Tondern geht ſie nicht ſo weit. Nur in der großen, im Süden der Stadt gelegenen Karr Harde fand man früher mehre Klöpplerinnen.

Auf den Weſtſeeinſeln, namentlich auf Romoe, und ſogar noch, wie ich bemerkt habe, auf der Inſel Föhr, wird etwas geklöppelt oder, wie man hier ſagt und ſchreibt, „geknöppelt.“ Die beiden flüſſigen Buchſtaben „n“ und „l“ konnten leicht mit einander vertauſcht werden.

Man kann alſo den ganzen nordweſtlichen Theil des Herzogthums Schleswig von der Gränze der Marſchen bis in die Nähe der Königsau, jenſeits welcher das eigentliche Jütland beginnt, als den Verbreitungskreis dieſer Induſtrie betrachten. Bemerkenswerth iſt dabei, daß dieſelbe ſich in jenen Diſtricten dermaßen fixirte, daß ſie ſie noch nie überſchritt und in ihnen auch nie ausſtarb.

In die eigentlichen fetten frieſiſchen Marſchen, in denen überhaupt faſt gar keine Hausinduſtrie feſten Fuß faßte, drang ſie nie ein, weil die Menſchen hier ſich auf

*) Harde heißt ungefähr ſo viel als Diſtrict oder Kirchſpiel.

eine leichtere Weiſe einen höheren Lohn verſchaffen können, als ihn die mühſame Arbeit des Klöppelns zu gewähren im Stande iſt. Es waren faſt durchweg nur die höheren mageren Gegenden, und namentlich die größeren Dörfer, wo man jene Induſtrie pflegte, und hier waren es wieder nur die armen Leute, die Frauen und Töchter der Käthner, der ſogenannten Inſten und Tagelöhner, die ſich mit Klöppeln beſchäftigten.

Die Leute, welche in den beſagten Diſtricten wohnen, ſind mit wenigen Ausnahmen Dänen oder eigentlich däniſch redende Schleswiger. Unter den Frieſen, die mit ihnen gränzen, hat der Induſtriezweig des Spitzenklöppelns nie bedeutende Wurzel geſchlagen, und auf der frieſiſchen Inſel Föhr iſt er vielleicht nur durch däniſche Einwanderer eingeführt worden.

Die Zahl der Arbeiter, welche die Spitzenfabrication betreiben, genau zu beſtimmen, iſt ſchwierig, da dieſelbe in eben dem Maße, wie die Induſtrie ſelbſt, in verſchiedenen Zeiten zu- und abgenommen hat.

Wenn bei ſchlechten Conjuncturen der Arbeitslohn tiefer herabgedrückt wird, als er in den Zeiten der Blüthe ſteht, ſo verlaſſen viele der jüngeren und kräftigeren Mädchen ihre Klöppellade und ſuchen Dienſte in den Städten oder in den, hohen Lohn verſprechenden Marſchen. Es wird aber im Herzogthum Schleswig von den Statiſtikern ziemlich allgemein angenommen, daß in dem ganzen Bezirke 10,000 Weiber und Mädchen durch dieſe Induſtrie ſich ihr Brod verdienen. Unter dieſer Zahl ſind auch viele Kinder, da dieſe in der Regel ſchon in ihrem

siebenten Jahre von ihren Aeltern in dieser Arbeit unterrichtet werden.

Der Handel mit Spitzen, als ein Handel mit Modewaaren, war stets der wandelbaren Mode und also großen Fluctuationen unterworfen. Ihre Blüthezeit scheint die Tondern'sche Spitzenfabrication vom Ende des 16ten bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts gehabt zu haben. Damals waren die Spitzen in ganz Europa ein sehr allgemeiner und bei beiden Geschlechtern eingeführter Kleiderputz.

Ihren Höhepunct erreichte diese Industrie in dem dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Nicht daß sie damals in Arbeit, Geschmack u. s. w. einen höheren Standpunct eingenommen hätte als jetzt, aber sie hatte zu jener Zeit noch nicht mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie sie später die wandelbare Mode und die Concurrenz des Auslandes erzeugten. Der Absatz war stetiger, sicherer und von einer größeren Bedeutung als jetzt.

Damals wurden im nördlichen Schleswig große Capitalien durch den Spitzenhandel gesammelt, von denen noch die Gegenwart durch manche wohlthätige, milde, ihr vererbte Stiftungen Zeugniß ablegt.

Später verlor sich die Vorliebe für die Spitzen etwas, doch ist der Geschmack immer wieder zu diesem ausgezeichneten Kleiderschmucke zurückgekehrt, und es ist auch kaum eine so völlige Umwälzung des Geschmacks zu fürchten, daß dadurch die ganze Existenz der Industrie gefährdet werden würde.

Sehr nachtheilig wirkten dagegen hier, wie in den

anderen, Spitzen fabricirenden Gegenden Europas, die Erfindungen der Engländer ein, und namentlich ihre berühmten Bobbinnetmaſchinen, durch welche ſie den Spitzengrund zu billigen Preiſen herſtellten, und die ſie ſucceſſive immer vollkommener ausbildeten, bis ſie zuletzt im Stande waren, auf dieſem Grunde ganze Spitzenmuſter auszuarbeiten.

In großen Maſſen wurde nun dieſer Artikel überall hin verführt und fand wenigſtens anfangs reißenden Abgang. Auch wurde der glatte Tüll vielfach von den Damen zu Stickereien benutzt, und je mehr dieſer Conſum zunahm, deſto weniger ächte Spitzen wurden verbraucht.

Wie überall, ſo trat auch hier in der cimbriſchen Halbinſel die engliſche Maſchinenarbeit mit der Handarbeit in Kampf und wirkte ſtörend und lähmend auf ſie ein. Dennoch kämpft man eifrig gegen jenen Feind, und auch hier nicht ohne Erfolg.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß jene durch Maſchinen hergeſtellten Surrogate immer nur vorübergehend und gewöhnlich nur in der erſten Zeit ihres Erſcheinens nachtheilig einwirkten. Je größere Maſſen davon producirt wurden, deſto mehr ſanken ſolche Artikel zu ganz niedrigen Preiſen herab, und ſowie der Juwel gerade durch ſeine Seltenheit und durch ſeinen hohen Preis ſeinen Rang vor den unächten Steinen behauptet, ebenſo ergeht es den ächten Spitzen. Die Damen aus den höheren Kreiſen kehren immer wieder zu dem ſolideren Schmuck zurück, und unwillkürlich folgt die Menge dem gegebenen Beiſpiele.

Ich ſagte oben, daß die Stadt Tondern, ſowie ſie die Wiege der Spitzeninduſtrie iſt, ſo auch der Centralpunct des ganzen Handels und der Fabrication der Spitzen geworden ſei. Auch hierin hat ſich in neuerer Zeit zum Nachtheil der Stadt Manches geändert.

Da die Arbeiterinnen hauptſächlich nicht in der Stadt ſelbſt, ſondern in der Umgegend wohnten, ſo fanden es auch manche der ſogenannten Verleger vortheilhaft, mitten unter ihren Arbeiterinnen auf dem Lande ſelbſt zu wohnen, und ſie ſiedelten ſich daher, die Stadt verlaſſend, in den Dörfern mitten in den Fabrikdiſtricten an.

Dieß war beſonders in größerem Maße der Fall, als die Regierung, in der Abſicht, den Abſatz zu fördern, in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts den Hauſirhandel mit dieſem Fabricate frei gab. Auf dieſe Weiſe wurde der Vertrieb ungemein vertheilt. Die größeren Verleger in der Stadt Tondern verſchwanden immer mehr, und ihre Anzahl iſt in neueſter Zeit bis auf einen einzigen herabgeſunken.

Die Länder, in denen die Producte der in Frage ſtehenden ſchleswig'ſchen Induſtrie hauptſächlich abgeſetzt werden, ſind die däniſche Monarchie, Norwegen, Schweden und Rußland, und in dieſem Handelsgebiete hat ſich bis in die neueſte Zeit herab dieſe Waare immer Abſatz verſchafft, da in demſelben ein ähnliche Induſtrie weder früher exiſtirt, noch neuerdings concurrirend ſich begründet hat.

Beſonders hat in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein, in Hamburg und dann im Königreiche Dänemark ein ziemlich regelmäßiger Abſatz ſtattgefunden.

Danach möchte wohl zunächſt Norwegen als vorzüglichſter Abnehmer der Tondern'ſchen Spitzen genannt werden, und dann Schweden und Rußland. Auch für Mecklenburg werden viele ſogenannte Bauernſpitzen angefertigt. Von Flensburg aus ſind auch, inſonderheit in früheren Zeiten, große Quantitäten der hieſigen Spitzen nach Weſtindien exportirt worden.

So wie die Leute einerſeits nach dem Norden und Oſten ihr fertiges Fabricat verhandelten, ſo bezogen ſie das rohe Material dazu aus dem Weſten und Süden. In den allerfrüheſten Zeiten bekamen ſie den fertigen Zwirn ohne Zweifel aus Brabant, in ſpäteren Zeiten dann und wann auch aus Barmen und Elberfeld. Solche ausgezeichnete Spinner aber, wie man ſie in Brabant beſitzt, hat man hier nie gebildet und beſeſſen.

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde hier eine Zwirnfabrik errichtet, für die man das rohe flächſene Garn aus Weſtphalen bezog. An Ort und Stelle ward es dann auf künſtlichen Mühlen, deren erſte Modelle man aus Holland bekam, zum Zweck der Spitzenklöppelei weiter verarbeitet, doublirt, auf kleine Räder geſpult und dann theils nach Altona, theils nach der Inſel Alſen geſchafft, wo es durch eine chemiſche Procedur halbweiß gebleicht wurde. So wurde es an die Fabrik zurückgeſandt, auf jenen Mühlen noch ein Mal doublirt, ging dann aus einer zweiten Bleiche völlig weiß hervor und wurde endlich nach ſeiner Feinheit ſortirt.

Der feine Spitzenzwirn hatte einen ſehr hohen

Preis; ſo koſtete z. B. von der feinſten Sorte das Pfund 200 Mark Courant. In der Nachbarſchaft von Tondern bildeten ſich zwar ähnliche Zwirnfabriken, durch welche viele Menſchen ihren Unterhalt fanden, aber dieſe nützliche Wirkſamkeit mußte der Zeit und der Concurrenz völlig unterliegen.

Die Engländer fingen an in ihrem „Lacethread“ denſelben Artikel zu liefern. Dieſes ſchöne und ſolide Material war anfangs wohl theuer, wurde aber ſpäter ſo außerordentlich wohlfeil hergeſtellt, daß hier zuletzt an keine Concurrenz mehr zu denken war. Die Auflöſung jener Zwirnfabriken erfolgte, und gegenwärtig wird hier nur der genannte engliſche Lacethread für die Fabrication benutzt.

Da die Arbeiterinnen ſelbſt gewöhnlich capitallos ſind, ſo bezieht in der Regel der ſogenannte Verleger den Zwirn, den er in größerer oder geringerer Quantität an ſeine Arbeiterinnen liefert. Eben ſo iſt er natürlich auch darauf bedacht, dieſe mit den paſſenden Muſtern zu der Arbeit zu verſehen, da nur er durch die Ausbreitung ſeiner Verbindungen im Stande iſt, dem Gange der Mode und den Veränderungen des Geſchmacks zu folgen.

In früheren Zeiten war es viel leichter, dieſen Anſprüchen zu genügen, als jetzt. Damals hatte in der Regel jeder Fabricant ſeine beſtimmten Abnehmer und war mit dem Geſchmack in den betreffenden Gegenden genau bekannt. Eine gewiſſe Gattung von Muſtern war z. B. nur in Mecklenburg verkäuflich, andere be-

ſtimmte Muſter wünſchte man in Schweden, Rußland u. ſ. w, und wiederum ganz anders waren die Muſter, welche man im Lande ſelbſt abſetzte.

Danach richtete ſich ein Jeder ein, zeichnete und erfand ſelbſt Muſter in dem Genre, welches in ſeinem Departement gangbar war, oder ließ von Anderen ſolche Muſter zeichnen. Dabei ſuchte er ſtets einige Abwechſelung in die Zeichnungen zu bringen, und wenn dieſelben nur in dem üblichen Style waren, ſo konnte er darauf rechnen, daß ſie von ſeinen Abnehmern in der Ferne approbirt wurden. In der Gegenwart iſt es viel ſchwieriger geworden, der Mode zu folgen. Die Menge der fremden Spitzen, die vielen durch Maſchinen geförderten Erzeugniſſe mancherlei Art, welche als Surrogate dienen, erſchweren es auf vielfache Weiſe.

So wie überall die alten Nationalcoſtüme nach ein- für allemal feſtgeſetztem Schnitt verſchwinden, ſo verſchwinden auch die alten feſten, nur für eine gewiſſe Gegend beſtimmten Muſter für Spitzen und andere ſolche Dinge, und die Mode, die ſonſt bloß in den oberen Kreiſen der Geſellſchaft ſchwankte, bewegt nun auch den Geſchmack der unteren Regionen mehr hin und her.

Je größere und ausgedehntere Kreiſe man für den Abſatz ſuchen muß, je mehr man überall mit den allenthalben eindringenden Fabricaten der Franzoſen, der Belgier, der Sachſen zu kämpfen hat, deſto dringlicher iſt auch hier das Bedürfniß geworden, allen Bewegungen des Zeitgeſchmackes zu folgen und das in jedem Augenblick am meiſten Gangbare ausfindig zu machen und auszuwählen.

Häufig lassen sich daher die Verleger mit nicht geringen Kosten Muster aus Hamburg, aus Belgien und selbst aus Paris kommen, bloß um den herrschenden Geschmack kennen zu lernen und danach passende Zeichnungen anfertigen zu lassen. Uebrigens giebt es immer noch einige, besonders für den Landmann bestimmte Spitzensorten, bei denen nach wie vor ein alter stabiler Geschmack herrscht, und welche die Käufer leichter befriedigen.

Die Arbeit selbst wird auf folgende Weise ausgeführt.

Nachdem der Verleger das darzustellende Muster gewählt und übergeben hat, bestimmt er die Feinheit und die Gattung des Zwirns und liefert auch diesen den Arbeiterinnen, die ihn entweder nach der Elle von ihm kaufen, oder als Vorschuß erhalten. Ist ein Stück der bestellten Spitzengattung fertig, so bringt es die Arbeiterin dem Verleger zurück, und der Preis für die Elle wird nun durch Uebereinkunft festgesetzt, und auch die Quantität des ferner zu liefernden Productes besprochen.

Jeder Verleger hat gewöhnlich seine bestimmten Arbeiterinnen, die bloß mit ihm in Verbindung stehen. Da er sich ihrer Treue versichern und darauf bedacht sein muß, daß nicht etwa andere Verleger seine oft mit vielen Kosten herbeigeschafften Dessins erhaschen und sich zu Nutze machen oder gar seine Arbeiterinnen selbst durch Offerirung eines höheren Preises von ihm ablocken, so liegt es auch in seinem eigenen Interesse, seinen Arbeiterinnen den wohlverdienten Lohn ohne Noth nicht zu währen, und es hat sich auf diese Weise ein interessan-

tes Verhältniß zwiſchen beiden Theilen, den Verlegern und den Arbeiterinnen, herausgebildet.

Die brave Arbeiterin hält feſt an dem Fabricanten, welcher ihr und ihren Kindern in vielen Jahren Arbeit und Unterhalt verſchafft hat; und wenn zuweilen im Wechſel der Zeiten der Abſatz der Spitzen und der Verdienſt ſich verminderte, oder zeitweilig ganz ſtockte, ſo konnte die treue Arbeiterin ſich auch darauf verlaſſen, daß ihr der Fabricant, zuweilen mit nicht geringen Opfern, in der ſchlimmen Zeit eben ſo wie in der guten Verdienſt und Unterhalt gab.

Wenn die neuere Zeit auch in dieſem Verhältniß Manches nicht zum Beſſeren umgewandelt hat, ſo kann dennoch auch die Gegenwart von dem Angeführten noch in vielen Fällen Zeugniß geben. Man hat Beiſpiele, daß ganze Arbeiterfamilien mehre Generationen hindurch für einen und denſelben Spitzenhändler und ſeine Nachfolger ununterbrochen treu gearbeitet haben.

Noch im Anfange dieſes Jahrhunderts gab es in Tondern wenigſtens 10 ſolcher großer Fabricanten nach altem Schnitt, von denen jeder einen gewiſſen beſtimmten Kreis von Arbeiterinnen hatte und in der Regel auch ſeine freiwillig gezogenen Gränzen reſpectirte, da ein Uebergriff in den Kreis eines Concurrenten nicht für ehrenhaft gehalten wurde.

Der Verdienſt der Arbeiterinnen richtet ſich nach den Conjuncturen. In den blühenden Zeiten konnte eine tüchtige Klöpplerin einen Tagelohn von 8 bis 10 Schilling Courant verdienen, was für ſie bei ihrer beſcheide-

nen Lebensweiſe als ein großer Verdienſt angeſehen wurde.

Auf dem Lande war und iſt noch oft der ganze weibliche Theil der Familie, die Mutter mit ihren Töchtern, in einem Zimmer mit der Spitzenarbeit beſchäftigt. Der gemeinſame Verdienſt fließt in eine gemeinſchaftliche Familiencaſſe, und wenn man weiß, wie genügſam dieſe Leute ſind, wie ſie faſt Alles, was ſie zum täglichen Unterhalte brauchen, durch eine Kuh, ein paar Schafe und einen kleinen Kohlgarten ſich verſchaffen können, — wenn man bedenkt, wie wohlfeil in der Regel in jenem Lande auch das Brodkorn iſt, ſo kann man ſich vorſtellen, wie gut dieſe Leute ſich bei ihrem Verdienſte ſtanden.

Auch dieß iſt in der Gegenwart anders geworden. Der Arbeitslohn iſt faſt auf die Hälfte ſeiner früheren Höhe herabgedrückt worden und ſchwankt jetzt gewöhnlich zwiſchen 3 bis 5 Schillingen.

Da indeß in dieſen Gegenden die Bedürfniſſe der Menſchen und die Preiſe ihrer Lebensmittel ſich noch nicht in dem Maße erhöht haben, wie anderswo (eine Klöpplerin, die keine eigene Haushaltung hat, kann bei anderen Leuten Wohnung und Koſt für 14 bis 16 Schillinge Courant die Woche bekommen), da dieſe Leute, wie geſagt, ſehr beſcheiden und anſpruchslos leben, ſo können ſie ſogar bei jenem geringen Verdienſte auskommen, und es beſteht noch keine ſolche Noth unter den ſchleswig'ſchen Spitzenklöpplerinnen, wie unter den Induſtriellen mancher Diſtricte Deutſchlands.

Uebrigens iſt auch der Verdienſt der Arbeiterinnen

ſehr verſchieden, je nach der Art der Arbeit, der ſie ſich widmen. Man hat drei verſchiedene Claſſen von Arbeiterinnen, erſtlich die ſogenannten „Aufſchlägerinnen," dann die „Prikmädchen" und endlich die gewöhnlichen „Klöpplerinnen." Bloß von den letzteren, welche die Mehrzahl ausmachen, gelten jene Angaben über die Höhe des erwähnten Lohnes. Die Aufſchlägerinnen und die Prikmädchen können ſich wohl doppelt und dreifach ſoviel verdienen als jene.

Die Arbeit der ſogenannten Aufſchlägerin beſteht darin, das Muſter, welches anfangs nur in einer Zeichnung vorhanden iſt, vollſtändig in eine Spitze auszuarbeiten. Zu dem Ende muß ſie es verſtehen, die Feinheit des Muſters zu beſtimmen, ſowie zu berechnen, wie viele Fäden und Klöppelſtöcke zur Ausarbeitung deſſelben nöthig ſind. Dieſe Aufgabe iſt von allen Spitzenarbeiten die ſchwierigſte; zu ihrer Löſung eignen ſich nur einzelne Arbeiterinnen, und zwar die tüchtigſten, und ſie müſſen oft ein ganzes Jahr darauf verwenden, um von einer anderen Aufſchlägerin dieſe Kunſt zu erlernen.

Jeder Fabricant ſucht in der Regel einige ſolche tüchtige Aufſchlägerinnen für ſich zu haben und läßt oft eine ſeiner talentvollſten Arbeiterinnen die genannte Kunſt auf ſeine Koſten erlernen.

Iſt nun auf die beſagte Weiſe das bisher bloß gezeichnete Muſter in ein wirkliches Stück Spitze umgearbeitet, ſo muß daſſelbe auf einem ſogenannten „Prikbriefe," der aus einer Art Pergament beſteht, ausgeſtochen werden. Mit dieſem Ausſtechen oder „Auspriken" der Muſter in Pergament befaßt ſich nun wieder eine beſondere Claſſe von Arbeiterinnen, die der ſogenannten „Prikmädchen."

In jenem Prikbriefe iſt der Platz für jede Nadel, um welche ſich die Fäden ſchlingen ſollen, genau bezeichnet, und erſt mit ſeiner Hilfe ſind die gewöhnlichen Arbeiterinnen im Stande, das Muſter auszuführen und ſo oft zu vervielfältigen, wie man es wünſcht.

Die vornehmſte Arbeitszeit iſt der Winter, weil im Sommer viele Mädchen auf die Feldarbeit ziehen. Im Winter aber findet man ſie an den langen Abenden überall in zahlreichen Verſammlungen emſig arbeitend bei einer hellen Lampe ſitzen.

Nach dem Ausſpruche erfahrener Fabricanten hat dieſe Thätigkeit einen wohlthätigen moraliſchen Einfluß auf die damit Beſchäftigten geübt. Ein emſiger Fleiß und eine ordentliche ſehr geſittete Lebensweiſe charakteriſiren die ſchleswig'ſchen Spitzenklöpplerinnen.

Ein Streben nach Vermannigfachung der Lebensgenüſſe, ein unnöthiger Luxus, wie er ſich allerdings unter der ackerbauenden Bevölkerung mancher benachbarter Diſtricte in neuerer Zeit bemerklich gemacht hat, iſt noch nicht unter dieſer induſtriellen Claſſe eingeriſſen. Dagegen aber ſind allerdings die Spitzenklöpplerinnen, die von ihrem 6ten oder 7ten Lebensjahre an ſchon an die Lade gefeſſelt ſind, vielfachen, körperlichen Leiden unterworfen, und Verwachſene, Nervenſchwache und andere Gebrechliche findet man vielfach unter ihnen.

Da aber in neuerer Zeit die Jüngeren unter ihnen ſich wenigſtens im Sommer vielfach mit Feldarbeit beſchäftigen, ſo iſt auch in dieſer Hinſicht noch einige Beſſerung und Abhilfe dieſes Uebels zu hoffen.

Haffreiſe.

Ich hatte ziemlich lange auf den frieſiſchen Inſeln verweilt, — viel zu lange für Jemanden, der ſich zu einem Kenner der Welt heranbilden will, und dem noch viele andere Länder im Sinne ſtecken, die er ebenfalls noch alle kennen lernen und ſehen möchte, — viel zu kurz für Jemanden, der ſich ſelbſt in das Sein und Leben eines kleinen Völkchens vertiefen will, und der wohl einſieht, wie jedes Erdenwinkels Kenntniß eine unendliche Sorgfalt und mühevolle Aufmerkſamkeit erfordert, und wie ſelbſt auf jedem Inſelchen, bei Lichte betrachtet, ſich ein Mikrokosmus offenbart, der die Strahlen des großen Bildes gleichſam wie unſer kleines Auge einſaugt und wieder zurückwirft.

Welches Land iſt klein genug, daß ein Forſcher es verachten dürfte, und welches iſt wohl groß genug, daß es eines Menſchen Durſt nach Erkenntniß ganz befriedigte? O Himmel, wohin ſoll man ſich retten vor dieſem inneren Drange! — „Kommen Sie an Bord des Schiffs!“ ſagte, indem er zu mir hereintrat, mein Schiffer Peterſen. „Es iſt Alles fertig.“

„Ja, am Bord des Schiffs," ſagte ich, indem ich mich aufraffte, „da iſt Rettung und Ruhe." Ich drückte meinen ehrlichen, trefflichen Wirthsleuten die Hand und ging unter Segel.

Wir hatten den beßten Wind von der Welt, und das gute Wyk mit ſeiner freundlichen Häuſerreihe, ſeinem Sandwalle, ſeiner Baumallee und den beiden weißen Taſchentüchern, welche von freundlichen Händen mir noch nachgeſchwungen wurden, ſank bald an unſerem Horizonte unter.

Wir ſegelten mitten durch den frieſiſchen Inſelarchipel den ſüdlichen Marſchen Schleswig-Holſteins zu, und zwar war unſer nächſtes Ziel die 6 Meilen entfernte Stadt Huſum.

Es iſt eine wundervolle Exiſtenz am Bord eines ſchnell ſegelnden Schiffs bei ſchönem Wetter und friſchem Winde, vorausgeſetzt, daß man das Schiff ſelbſt commandirt und es ganz zu ſeiner eigenen Dispoſition genommen hat.

Ich placirte mich hinten beim Steuerruder, las, ſchrieb, blickte die Inſeln, an denen wir vorbeikamen, durch das Fernrohr an, unterhielt mich mit den Schiffern, welche die einzigen ehrlichen Mitbewohner meiner Einſiedelei waren, fragte ſie dieß und jenes, fütterte ſie, wie man Papageien füttert, die man zum Sprechen bringen will, mit einem Gläschen Wein oder einem Butterbrode, — kurz, ich genoß ſechs Lebensſtunden, auf denen noch heut ein ſehr angenehmer Schimmer meiner Erinnerung liegt.

Sechs Lebensſtunden, ſage ich, denn in Friesland muß man, wie ich ſchon oben bemerkte, alle Seereiſen entweder in 6 Stunden vollbringen oder darf gar nicht reiſen, weil nur ſo lange die Gewäſſer hoch ſtehen, danach aber in dieſem frieſiſchen Binnenmeere, das der mächtige Gott der Zeit ſeit Anbeginn der Welt wie ein Stundenglas alle 6 Stunden umkehrt*), ſich Alles wieder trocken legt.

So gewöhnlich dieß alltägliche Manöver des Meeres den Bewohnern der Küſte ſelbſt vorkommen mag, ſo konnte ich doch auch damals, als ich mit der anſchwellenden Fluth ſo raſch dahin fuhr, nicht umhin, es im Stillen wieder zu bewundern. Man fühlt ſich dabei unmittelbar von großen geheimnißvollen Naturkräften berührt und auf dieſe Weiſe vielfach mit der Welt in Verbindung, — mit dem Monde und der Sonne, welche das Meer auf eine unbegreifliche Weiſe heben, — mit Holland, das die Fluth um 2 Stunden früher hat als Friesland und das alſo erſt ganz kürzlich von denſelben Kräften getroffen wurde, die jetzt uns treffen, — und mit Schottland, das erſt vor 3 Stunden dieſelbe Fluth ſpürte, die wir jetzt verſpüren.

Nirgends iſt die Beobachtung der Fluth intereſſanter, aber auch nirgends ſchwieriger als an den Küſten der Nordſee, weil dieſe See zwei Ausgänge in den

*) Die Leute haben daher auch einen beſonderen Ausdruck für das Hinüberfahren mit der Fluth. Sie nennen dieß „tiden" von „Tide", Zeit, Fluthzeit (engliſch tide); „tiden" heißt alſo ſo viel als „fluthen," „hinüberfluthen."

großen Ocean hat, einen zwiſchen Schottland und Norwegen, einen anderen zwiſchen Frankreich und England, und weil durch beide Canäle Fluthwellen eindringen, deren Schwingungen ſich durchkreuzen und modificiren.

Die Engländer haben vor einigen Jahren einmal an allen Ufern der Nordſee, in England, Holland, Deutſchland, Dänemark, Beobachtungen zur richtigen Beſtimmung der Fluthbewegung in der Nordſee veranlaßt. Sie ſtellten an jedem Puncte der Küſte Beobachter an und ſammelten auf dieſe Weiſe eine Menge koſtbarer Materialien, aus denen eine richtige Anſchauung der Fluthbewegungen in der deutſchen See hervorgegangen iſt.

Der Laie, der ſich eine Vorſtellung davon machen will, muß vor allen Dingen die Idee aufgeben, daß das ſogenannte Fluthen der See ein Strömen oder Fließen der Gewäſſer ſei. Es iſt weiter nichts, als eine Wellenſchwingung, wie die, welche auf der Oberfläche des Waſſers entſteht, wenn man einen Stein hineinwirft. Nur verwandelt ſich in der Nähe der Küſten dieſe Wellenſchwingung allerdings in eine fließende Bewegung.

Der Mond erfaßt mit ſeinen anziehenden Kräften das große Weltmeer an dem Puncte, über welchem er eben im Zenith ſteht. Er hebt es ein wenig, ſehr wenig, vielleicht nur um einen oder anderthalb Fuß in die Höhe, wie man ein ausgebreitetes Tuch mit den Fingern in die Höhe hebt, und weiter ſchreitend, läßt er es wieder fallen.

Durch das Zurückfallen des Waſſers entſteht na-

türlich eine Schwingung der flüssigen Massen nach allen Seiten hin, eben so als wenn ein Stein in's Wasser gefallen wäre.

Weil die zurücksinkende Masse ein ganzes, großes, breites Stück des Oceans ist, so sind diese Schwingungen sehr gewaltig und dehnen sich sehr weit aus. Sie bewegen sich wie die Schwingungswellen, welche ein Dampfschiff auf einem Flusse veranlaßt, gegen die Küsten der Länder, und da sie hier gehemmt werden, so zerplatzen sie, häufen die Gewässer hier an und steigen oft zu einer Höhe von 10, 20 und mehr Fuß, während ihre ursprüngliche Hebung nur 2 oder 1 Fuß oder noch weniger betrug.

Diejenigen Fluthschwingungswellen, welche sich vom atlantischen Ocean aus nach Nordosten hin gegen die Nordsee verbreiten, treffen in dieser Richtung zuerst auf Irland. Sie zerplatzen an der Westküste der Insel, schwingen sich im Süden und im Norden um diese Insel herum und treten auf diese Weise auf zwei Wegen, sowohl von Süden als von Norden her, in die irische See ein, in deren Mitte sie sich treffen und kreuzen.

Ganz auf dieselbe Weise werden die gegen Großbritannien, Irland, Schottland und England zusammengenommen, vordringenden Schwingungen von diesem Ländercomplex gespalten, und es schwingen sich die Fluthwellen daher in die Nordsee ebenfalls auf zwei Wegen hinein. Eine Schwingung kommt um Schottland herum und tritt zwischen diesem Lande und Norwegen herein, und die andere geht im Süden von England durch den Canal

und tritt zwiſchen England und den Niederlanden ein. Jene nennt man kurzweg die „Nordwelle", dieſe die „Südwelle".

Eine andere Fluth als die durch die beiden genannten Wellen entſtehende hat die Nordſee nicht. Wie alle kleine Meere, wird ſie vom Monde nicht ſelbſt gehoben, der gleichſam ein Rieſe iſt und, ſo zu ſagen, mit ſeinen gigantiſchen Fäuſten das Kleine nicht zu faſſen vermag. Die Nordſee hat alſo, wie man ſich auszudrücken pflegt, keine eigene oder „directe" Fluth, ſondern nur eine „indirecte," die ein Nachhall der Fluth des atlantiſchen Oceans iſt.

Gäbe es bloß eine directe Fluth in der Nordſee, d. h. würde die Nordſee in ihrer Mitte eben ſo wie das atlantiſche Meer vom Monde gehoben und fallen gelaſſen, ſo müßten alle Küſten dieſes faſt kreisrunden Meeres faſt zu gleicher Zeit Ebbe und Fluth haben. Da aber die Fluth nur eine indirecte iſt, ſo gelangt ſie natürlich zu denjenigen Küſten, welche vom Ocean am entfernteſten liegen, am ſpäteſten.

Doch beträgt der Unterſchied immer ſelbſt im höchſten Falle nur wenige Stunden. Wie geſagt, dieſelbe Fluthwelle, welche vor zwei Stunden an der Küſte Hollands zerplatzte, erreicht in dieſem Augenblicke uns in Friesland und ſchwingt ſich gegen die Küſte unſerer Inſeln.

Wäre das Fluthen nicht ein Schwingen der Meereswelle, ähnlich dem Schwingen der Luftwelle beim Schalle, ſondern ein Strömen, ſo würde ein ſo raſches

Fortschreiten unmöglich sein. Denn natürlich könnte kein Strom sich so rasch bewegen.

Um sich ein so rasches Fortpflanzen der Wasserschwingungen über die Meeresoberfläche hin zu erklären hat man natürlich viele Versuche mit dem Wasser angestellt, und namentlich hat man hier in diesen canal- und schleusenreichen Ländern Gelegenheit genug zu solchen Beobachtungen.

Ich will den Lesern, die in diesen Dingen noch eben so unbewandert sind, wie ich es früher war, zur Erklärung eine Beobachtung anführen, die einer meiner Freunde machte. Derselbe postirte sich an das Ende eines Canalstücks, wo es durch eine Schleuse verschlossen war, und beobachtete hier die Bewegungen, welche im Wasser verursacht wurden, wenn man am anderen Ende des Canals die dort befindliche Schleuse aufzog. Der Canal war drei Viertelmeilen lang. Die Leute, welche die Schleuse aufzogen, hatten eine Uhr bei sich und bemerkten sich genau den Moment des Aufziehens. Bei dem Hereinstürzen des Wassers aus dem höheren Canalstück durch die Schleuse wurde natürlich die Oberfläche des unteren Canalstücks erschüttert, und diese Erschütterung schwang sich auf der Oberfläche des Wassers so rasch hin, daß mein Freund am anderen Ende, also in einer Entfernung von drei Viertelmeilen, die Bewegung schon nach dem Verfluß einer Minute bemerkte.

Dieselbe äußerte sich dadurch, daß das Wasser am Ende unruhig wurde und hoch gegen die Wand des Canals aufschlug. Es war dieß ein reines Resultat der

Erschütterung, eine bloße Wellenschwingung, denn das einströmende Wasser selbst konnte erst nach einer Stunde nachkommen. Die Zuyder See liegt von Friesland etwa 40 Meilen entfernt, und es wird daher aus der beschriebenen Beobachtung Jedem deutlich werden, daß die südliche Fluthwelle von daher sich in zwei Stunden zu unserer Insel herüberschwingen könne.

Die Nordwelle geht von Norden nach Süden an den Küsten Schottlands und Englands herunter, indem sie, überall an diesen Küsten zerplatzend, einen Strom von Norden nach Süden hin erzeugt. Eben so geht die Südwelle an beiden Seiten, sowohl an der englischen Südküste, als an der Nordküste der Niederlande und Deutschlands, herauf, indem sie ebenfalls hier überall an den Küsten zerplatzt und eine Strömung der Gewässer an den Küsten erregt, die mit ihrer eigenen Richtung übereinstimmt.

Dieser Strom, der überall da entsteht, wo die weiter fortschreitende Fluthwelle anstößt, ist übrigens, wie Jeder leicht einsieht, ganz local, und ein Laie darf sich natürlich, wenn er die Fluth in ein Binnenmeer oder in einen Hafen einlaufen oder bei einer Küste vorüberströmen sieht, nicht einbilden, daß er nun die wahre Bewegung derselben vor sich habe.

Wäre die Fluthwelle ein schroffer hoher Wasserberg, so würden wir sie, vom Ufer aus, auf ähnliche Weise, nur unendlich rascher fortschreiten sehen als die Wellen, die ein Dampfschiff auf dem Flusse hinter sich herzieht und an's Ufer schlagen läßt. Natür-

lich iſt aber die Fluthwelle nur wenige Fuß hoch und viele Meilen breit, und man muß ſie daher nur in Gedanken feſthalten und nicht mit den Augen auf dem Meere ſuchen.

Die bezeichneten beiden Nord- und Südfluthwellen müſſen ſich natürlich auf der Nordſee endlich treffen und kreuzen, ſo wie ſich die Schwingungen auf der Oberfläche eines Troges mit Waſſer kreuzen müſſen, wenn man an den entgegengeſetzten Enden den Finger eintauchte.

Die Schwingungen der Nordwellen ſetzen ſich noch bis in den Canal hinab fort, und die Schwingungen der Südwellen verlieren ſich allmälig gegen Schottland hin. Durch dieſe Kreuzungen können ſehr viele Unregelmäßigkeiten in dem Gange der Fluth veranlaßt werden; es kann z. B. ſein, daß die Schwingungen der Nordwelle an einem Puncte erſt dann anlangen und durch ihr Zerplatzen an der Küſte die Fluth veranlaſſen, wann an dieſem Puncte die Südwelle ſchon vor 3 Stunden anlangte und die höchſte Fluth, welche ſie veranlaßte, ſchon vorüber iſt. So kann es denn an einem ſolchen Puncte innerhalb 12 Stunden 2 Mal Fluth und 2 Mal Ebbe geben.

Da beide Wellen ſich über die ganze Nordſee hin kreuzen und durch einander ſchwingen, und da ſie überall mehr oder weniger zu verſchiedenen Zeiten eintreffen, einzig und allein einen gewiſſen Punct in der Mitte ausgenommen, wo ſie zuerſt auf einander ſtoßen, ſo müßte es eigentlich überall Verwirrung und Unregelmäßigkeit geben.

Allein dieſe Störung und Unregelmäßigkeit iſt darum nicht ſo bedeutend und bemerkbar, weil die eine Fluthwelle da, wo beide in der Zeit am meiſten differiren, nothwendig ſchon ſo ſehr an Schwung, Kraft und Höhe verloren hat, daß ſie nur noch wenig Wirkung äußern kann.

Die Südwelle z. B., die in den Canal eintritt, iſt von äußerſt geringem Einfluß auf das Aufſteigen des Waſſers in Schottland, weil dieſes Land ihr zu entfernt liegt, und umgekehrt iſt dieß der Fall mit der Nordwelle an den Küſten des Canals.

An den meiſten Puncten herrſcht eine Welle vor und beſtimmt daher, da ſie alle 12 Stunden, wie der Mond, wiederkehrt, den Zeitabſtand zwiſchen der höchſten und höchſten Fluth auf 12 Stunden, und eben ſo den Zeitabſtand zwiſchen der niedrigſten und niedrigſten Ebbe ebenfalls auf 12 Stunden, oder den Zeitabſtand zwiſchen der höchſten Fluth und der niedrigſten Ebbe auf 6 Stunden.

Hier in Friesland kommt die Fluthſchwingung aus dem Canale herauf, und die Wirkung der Nordwelle iſt hier faſt Null. Die Südwelle zieht ſich, nach und nach an Kraft verlierend, an der ganzen Küſte von Jütland hinauf bis nach Skagen hin.

In Friesland treibt ſie das Waſſer meiſtens nur 10 bis 12 Fuß über die niedrigſte Ebbe (oder 5 bis 6 Fuß über das gewöhnliche Mittelniveau des Meeres) hinauf.

In der Mitte von Jütland findet noch eine Hebung von 4 Fuß ſtatt, und endlich im Norden der Halbinſel, ſo wie an den Küſten von Norwegen ſind

Ebbe und Fluth kaum bemerkbar. Im nördlichen Norwegen giebt es daher keine Ebbe und keine Fluth mehr; dagegen gehen um die Spitze von Jütland noch ſchwache Schwingungen herum und veranlaſſen wieder im kleinen und großen Belt Fluth und Ebbe.

Da, wie ich ſagte, die Schwingungswellen überall an den Ufern zerplatzen und dadurch an den Küſten und in den Meerengen Strömungen veranlaſſen, die, je nach der Geſtaltung der Küſte und nach der Breite der Meerenge, mehr oder weniger rapid ſind, — auf dem offenen Meere merkt natürlich der Schiffer nichts von Strömungen, die Fluthwelle hebt ihn hier unbemerkbar und läßt ihn unbemerkbar fallen, — da, ſage ich, an allen Küſten Fluthſtrömungen erzeugt werden, ſo kann man ſich denken, wie vielfach dieſe Strömungen in einem Inſelarchipel, wie es der frieſiſche iſt, ſein müſſen.

Es kommt ein Strom im Norden und einer im Süden jeder Inſel herum. Dieſe treffen ſich hinter derſelben, wirbeln gegen einander, ſtrömen in einer mittleren Diagonalrichtung weiter, werden von einer neuen Inſel oder Sandbank geſpalten, ſtoßen mit einem neuen Strome, der entweder ſtärker oder ſchwächer iſt als ſie ſelbſt, zuſammen, und es entſtehen dadurch viele ſich kreuzende Ströme, Gegenſtröme, Wirbel und Stromſpiralen, und die Bewegungen, welche Fluth und Ebbe in einem ſolchen Inſelarchipelagus verurſachen, ſind faſt ganz unberechenbar.

Wir hatten auf unſerer Fahrt bald einen Strom gegen uns, bald einen mit uns, bald mußten wir

einen Wirbel, der freilich dem Auge oft kaum bemerkbar war, mit scharfem Winde durchschneiden, bald einen Gegenstrom durchkreuzen.

Doch kamen wir eben so allmälig hindurch, wie hoffentlich der Leser durch diese Episode über die Fluthen und Ebben der Nordsee, die, so unvollständig sie auch ist, doch nöthig war, weil ein Reisender, eingedenk des Schiller'schen Wortes: „ein schlechter Mann, der nicht bedenkt, was er vollbringt," doch durchaus wissen will, von welchen Gewalten er getragen und gefördert wird, und weil ein Leser, der einen Reisenden begleitet, dieß, so weit es die Verhältnisse erlauben, eben so gern zu ergründen wünschen muß.

Als uns der Wind, der Mond und seine Süd- und Nordwellen zwischen den ersten Inselpaaren hindurchgebracht hatten, kam mein Schiffer zu mir und sagte: „Sehen Sie, Herr, da geht ein Dampfschiff über die See." — „Ja in der That, das muß wohl ein Dampfschiff sein," antwortete ich, indem ich die bezeichnete schwärzliche Schattirung am Horizonte über dem klaren Ocean bemerkte. Das eine Ende des Streifens schien sich in die See zu tauchen und das andere wallte wolkig in einem langen Schweife dahinter her. Ich betrachtete dieses Phänomen mit meinem kleinen „Kiker" (so nennt man hier zu Lande das Perspectiv) und erwartete alle Augenblicke den Schornstein und hinterher das Schiff über den Horizont hervorsteigen zu sehen. Da bemerkte ich aber plötzlich, daß die präsumtive Rauchwolke sich vom Meere ablöste und am Ende ganz isolirt hoch in der Luft schwebte.

Hier ſchwenkte ſich die Wolke, ohne ſich jedoch zu verlieren, wie von einem heftigen Winde gepeitſcht, hin und her, auf und ab, zog ſich zuſammen in einen runden ſchwarzen Kreis und entfaltete ſich wieder, wie zu einer langen, weit hinausflatternden Flagge.

Je näher ſie zu uns herangezogen kam, deſto mehr ſchienen ſich einzelne kleine Puncte in dem Rauche zuſammenzuziehen. Kurz es fand ſich, daß ſie in der That nicht Rauch, ſondern eine unermeßlich große Schaar von Vögeln war, und zwar, wie mein Schiffer nun bald erkannte, ein Zug von Krickenten.

Es mußten, denke ich mir, Myriaden ſein, und ſie ſchienen ſich auf ihrer Herbſtreiſe vom Norden hier im Sonnenſchein ſehr wohl zu gefallen.

Sie kamen uns am Ende ſo nahe, daß wir durch das Glas alle einzelnen Vögel ſehr gut unterſcheiden konnten. Der ganze Zug ſchillerte in zwei Farben, in Weiß und Schwarz. Dieß kam daher, weil die Vögel bei ihren Schwenkungen uns alle auf einmal erſt ihren weißen Bauch und dann wieder ihren dunkelgefärbten Rücken zeigten; das Weiß wurde voll und blendend von der Sonne beſchienen. Es war ein Zug, deſſen Länge ich zu Zeiten wenigſtens auf 500 bis 600 Ellen ſchätzte, und doch führten die Vögel auf dieſer ganzen Länge hin irgend ein verabredetes Manöver, eine Schwenkung zur Rechten oder Linken, eine Steigung oder Senkung des Fluges, ſo ganz in einem und demſelben Momente aus, daß ich nicht müde wurde, dieſem Schauſpiele zuzuſehen.

Es würde dem Naturforſcher wohl ſchwerlich gelingen, in das Geheimniß der Ordnung eines ſolchen Fluges zu dringen. Es iſt nicht möglich, daß ein Soldatentrupp ſeine Manöver ſo a tempo ausführt, wie es dieſe Entenmyriaden thaten. Es war, als wären ſie alle an einen Faden gebunden oder vielmehr, als wäre das Ganze nur ein einziges großes Thier. Man vernahm kein Commando, und doch muß man die Exiſtenz eines ſolchen annehmen, wenn man nicht das noch Unglaublichere glauben will, daß 10,000 Vögel auf ein Mal von einem und demſelben Einfalle wie vom Blitz getroffen werden, oder daß ſie im Stande ſeien, die Manieren ihres Vormannes mit einer Schnelligkeit zu bemerken und nachzuahmen, die alle unſere Begriffe überſteigt.

Mein Schiffer behauptete, es würden dieſe Enten immer fetter, je kälter es würde. Die allerbeßten und fetteſten finge man in den Vogelkojen dann, wenn ſchon ein Bißchen Eis auf dem Waſſer läge. Ich weiß weder, ob dieß wahr iſt, noch woher es ſich erklären mag.

Die Inſeln, welche wir paſſirten, waren Langenäs, Oland, Appelland, Gröde, Beens-Hallig, Habel, Hamburger-Hallig, Nordſtrandiſch-Moor. In der Ferne ſahen wir auch ein paar Hütten von Norderoog und ſpäter von Süderoog aus dem Waſſer herüberwinken.

Dieſe letztgenannten Inſeln ſind äußerſt klein und werden nur im Sommer bewohnt, die erſte von den Hirten eines Pelwormer Bauers, der auf dieſe entlegene Inſel ſeine Ochſen zur Weide ſendet, wie die reichen Thalbewohner unſerer Gebirge ihr Vieh auf die

hohen Alpenwieſen ſchicken, — die zweite von ein paar königlichen Strandaufſehern, die dort 6 Pferde unterhalten ſollen, um gelegentlich den ſtrandenden Schiffern zu Hilfe zu kommen und die Strandgüter zu bergen. Auf Beens-Hallig, das ebenfalls unbewohnt iſt, kommen die Leute nur, um die Eier der Seemöven, Enten und anderer Vögel dort zu ſammeln, die gegen Pfingſten, wie mein Schiffer behauptete, die Inſel dermaßen bedecken, daß man ſeinen Fuß nicht ans Land ſetzen kann, ohne Eier zu zertreten, eine Erſcheinung, die ſich an vielen ſogenannten Brüteinſeln auf den Meeren aller Breiten wiederholt.

Einigen Inſeln kamen wir, wenn etwa die Strömungen uns an ihren Spitzen vorbeileiteten, ſo nahe, daß wir auf dieſe graſigen Spitzen, wie Tell auf ſeine Platte, hätten hinabſpringen können, und daß die Leute uns von ihren Wurten aus erblickten. Nicht nur die Häuſer ſchienen ſich mitten im Meere zu befinden, ſondern auch das weidende Vieh, denn wenn die volle Fluth bis an den oberſten Rand der flachen Inſel anſpült, ſo erkennt man das Wieſenland nicht eher, als bis man ſich demſelben ſchon ſehr genähert hat. Die fußſchleifenden Rinder ſcheinen mitten im Meere zu weiden, wie die Sylter Fluthkälber oder wie das Vieh, das dem Meergott Proteus angehört, ich meine die Seehunde, und man glaubt hier überall die „pavidae natantes aequora damae“ des Horaz zu ſehen. Es kann hier nicht ſelten ſein, daß die Seehunde ſich unter die Schafe und Kühe miſchen. So nahe kommen Meer- und Feſtlandsproducte nirgends in Vermiſchung und Berührung. Und wenn Horatius ſingt:

„Piscium et summa genus haesit ulmo,
Nota quae sedes fuerat columbis,“

so kann man hier, wenn man den Seehund mit unter die Fische rechnen will, noch mehr behaupten und sagen, daß Fische, Rinder und Tauben hier friedlich auf eine und dieselbe Weide gehen.

An der platten Spitze der Inseln ist das Meer sehr tief, und da mag schon oft eine Kuh, die dort am Rande sich ein paar Gräser holte, durch einen hochaufhüpfenden Stör, der ihr unter die Nase fuhr, erschreckt worden sein.

Eingedenk des hübschen Gedichts unseres Grafen Platen, in welchem er so anziehend den Wunsch ausmalt, er möchte auf einem Schiffe segeln, den blauen Himmel über sich, und nur zuweilen an's Ufer steigen, um eine Blume zu pflücken, wäre ich gern bei jeder Insel ans Land gestiegen, um die einsamen Insulaner zu besuchen und ihre Wirthschaft zu sehen. Allein obgleich die friesischen Schiffer sonst die Redensart: „da ist nichts im Wege,“ zu ihrer Lieblingsphrase gemacht zu haben scheinen, so war uns hier denn doch sehr Vieles im Wege. „Wir verpassen die Fluth, — wir kommen der Ebbe entgegen, — dann müssen wir hier auch übernachten — und vielleicht ist morgen der günstige Wind umgeschlagen, und wir risquiren, statt 6 Stunden 3 Tage unterwegs zu bleiben,“ diese und ähnliche Reden hielt man meinem Wunsche entgegen.

Kurz es ging nicht. Jedesmal, wenn wir an einer grünen, mit friedlichen Rinderheerden und den freundlichen Wohnungen der frommen Halligleute bedeckten

Inſelweide vorüberkamen, ſchien es mich mit Sirenenſtimmen zu rufen, und ich ſagte: „Könnten wir doch hier landen!“ und jedesmal banden mich meine Leute an den Maſtbaum der Nothwendigkeit feſt. So mußte ich, der ich mir nun durchaus wie ein kleiner Seekönig vorkommen wollte, mich mit König Knut tröſten, der ebenfalls den Fluthen und den Wellen nicht befehlen konnte.

Sonſt, ſage ich, haben die Frieſen und nicht nur ſie, ſondern überhaupt alle die hieſigen Küſtenbewohner die Lieblingsredensart: „O, da iſt nichts im Wege!“ Man wird nicht lange mit Einem von ihnen ſprechen, ohne daß er ein paar Mal von dieſer Phraſe Gebrauch macht. Es iſt dieß eine Redensart, die in den flachen, ebenen Marſchen entſtanden iſt, wo Einem weder ein Stein, noch ein Berg, noch ein Baum im Wege ſteht. Kommt man in dieſen Gegenden zu einem Papierkrämer und fragt, ob man Papier haben könne, ſo antwortet er: „O ja, das können Sie, da is nix im Wege.“ Fragt man bei ſchönem Wetter Jemanden, ob er einen Spaziergang mitmachen wolle, ſo antwortet er: „O, da is nix im Wege, das will ich.“ Disputirt man mit einem Prediger und ſagt: „Die Marſchen ſind das ſchönſte Land in der Welt,“ ſo erwidert er: „O, das ſind ſie, da is nix im Wege.“ Hält ein reicher junger Mann um die Tochter eines Marſchbewohners an, ſo ſagt dieſer: „O, da is nix im Wege,“ und giebt ſie ihm. Und ſtirbt endlich der Marſchbewohner, ſo ſeufzt er: „Ach, da is nix mehr im Wege,“ und haucht ſeinen Geiſt aus.

Iſt das nicht ein Paradies von einem Lande, in dem Einem nichts im Wege ſteht? Nur bei der Ebbe, den Sandbänken, den conträren Winden, den Schloten, den tiefen Marſchgräben, den ſchwierigen Marſchwegen und etlichen anderen im Wege ſtehenden Dingen muß man doch auch in dieſem Paradieſe die Augen zudrücken.

Als wir bei Nordſtrandiſch-Moor vorüber kamen, gedachte ich des guten alten Chroniſten Heimrich, der hier Prediger war und ſeine nordfrieſiſche Chronik ſchrieb, in der er fleißig Alles, was er über ſein Vaterland ſelbſt erfahren hatte, und nicht bloß dieß, ſondern auch, was vor ihm Merkwürdiges geſchehen war, zuſammentrug, „weil," wie er ſelbſt ſagt, „man nicht nur auf Das zu ſehen habe, was vor Augen iſt, ſondern mit ſeinen Gedanken auch hinter ſich zurückgehen müſſe." Dieſer Heimrich iſt noch heutigen Tages die wichtigſte Quelle für die nordfrieſiſche Geſchichte. Ein ähnlicher Geſchichtsſchreiber wie Heimrich für Nordfriesland iſt der ſogenannte Neocorus für Dithmarſchen. Die Heimrich'ſche Chronik gab Staatsrath Falck in Kiel, die des Neocorus Profeſſor Dahlmann von Neuem heraus. Jeder Strich Landes hat hier ſeinen Neocorus und ſeinen Heimrich gefunden. Auch mehre der Inſeln haben ihre eigenen Hiſtoriographen beſeſſen. Schade, daß dieſe Leute nicht mehr Geſchmack und Kritik hatten, aber doch ein Glück, daß ſie da waren.

Für Jemanden, der gern Alles aus geographiſchen Verhältniſſen erklärt, muß es bedeutungsvoll ſcheinen, daß Heimrich gerade hier aus dieſem ſüdlichen, am allermeiſten von der Fluth zerſtörten Theile von Friesland

hervorging. Die Geschichte der Friesen ist, mehr als die irgend eines anderen Volkes, eine Leidens- und Unglücksgeschichte, und die Familie Heimrich, — in deren Schooße unser Mann geboren und erzogen ward, wirkte und starb, — lebte gerade in dem reichsten und leidenvollsten Theile Frieslands, in der schönen, ehemals großen Landschaft Nordstrand, die von wiederholten furchtbaren Fluthen dermaßen mitgenommen wurde, daß am Ende von dieser berühmten Landschaft nur noch wenige Kirchspiele und die kleinen Inseln Pelworm, Nordstrandisch-Moor, Südfall, Süderoog und Nordstrand übrig blieben. Zur Zeit der letzten großen Fluth (im Jahre 1634), bei der hier 24 Kirchspiele zu Grunde gingen, und welche diese Inseln so bearbeitete und zurecht schnitt, wie sie im Ganzen genommen noch jetzt sind, war Heimrich schon ein Knabe von 8 Jahren, und die Erinnerung an sie mochte ihn bestimmen, die Geschichte der allmäligen Zertrümmerung seines Vaterlandes niederzuschreiben.

Die Länder fanden sonst gewöhnlich erst dann ihren Geschichtschreiber, wenn sie im Begriff waren unterzugehen.

Man könnte hier Neocorus, den Historiker Dithmarschens, vergleichen, der um die Zeit des Unterganges der Freiheit des Landes (1550) lebte und auf den Trümmern der Republik ihre Geschichte schrieb, wie Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem seine zum Theil historischen Klagelieder dichtete. Auch die Griechen wurden erst große Gelehrte und Forscher, als sie ihre Unabhängigkeit verloren hatten, und immer gelehrter, je unbedeutender ihre politische Existenz wurde.

Auch die Römer erhielten erſt ihren Livius und Tacitus, welche die Geſchichte des Landes ſchrieben, als die Kaiſer ſie der Mühe überhoben, Geſchichte zu machen.

Nur zu unſerer Zeit erſt iſt dieß anders geworden, denn unſere Zeit macht und ſchreibt Geſchichte auf gleich eifrige Weiſe. Aber unſere Zeit iſt auch eine, die ſich mit keiner anderen vergleichen läßt. Die Geſchichte unſerer neugeborenen Staaten, z. B. des Königreichs Griechenland, Belgiens ꝛc., wie die der amerikaniſchen Republiken und Kaiſerreiche, wurde gleich von ihrer Wiege an von hundert Federn aufgezeichnet.

Uebrigens will ich noch bemerken, wie es mir bei der Lectüre der Geſchichte von Heimrich oft aufgefallen iſt, daß er ſo viel von den außerordentlichen Fluthen ſeines Landes ſpricht, und uns von den großen Ebben ſo wenig aufgezeichnet hat. Und doch iſt es keine Frage, daß für Notizen hierüber Naturforſcher ihm eben ſo dankbar geweſen ſein würden, wie für ſeine Notizen über die Fluthen

Es geht ihm in dieſer Beziehung faſt ſo, wie den meiſten Hiſtorikern in Bezug auf Krieg und Frieden. Von jenem machen ſie ein großes Weſen und prachtvolle Schilderungen, und von dieſem ſchweigen ſie meiſtens und überhüpfen die Friedensperioden, als wenn während des Friedens an dem Gewebe der Geſchichte nicht fortgeſponnen würde.

Wahrſcheinlich geht das Meerwaſſer bei anhaltendem Oſtwinde eben ſo weit zurück, wie es bei anhaltendem Weſtwinde über die gewöhnliche Gränze hinaustritt.

Im Jahre 1679 wehte der Oſtwind 3 Tage lang, und es entſtand dadurch eine ſo große und anhaltende Ebbe, daß man ſelbſt von den entlegenſten Inſeln trockenen Fußes an's Feſtland laufen konnte.

Kurz vor dieſer Ebbe war eine däniſche Flotte nach Sylt gekommen, um die eben zum Auszuge nach Holland verſammelten Grönlandsfahrer zu überraſchen und als gepreßte Matroſen an Bord zu nehmen. Als jene Ebbe nun eintrat, machten ſich die Grönlandsfahrer dieß zu Nutze und entgingen der Flotte dadurch, daß ſie, wie ein zweites Volk Iſrael, in hellen Haufen zu Lande über's Meer liefen und ihre Reiſe nach Holland ſicher vor der däniſchen Flotte durch die Marſchen fortſetzten, die natürlich aus Mangel an Fahrwaſſer die Flüchtlinge nicht verfolgen konnten.

Auch im September des Jahres 1844 war eine ſo ſtarke Ebbe, daß 2 Tage lang alle Binnenſchifffahrt im frieſiſchen Meere ſtockte, und die Schiffe in Menge während dieſer zwei Tage auf dem Sande ſaßen.

Wie intereſſant wäre es nicht, wenn man mehr von ſolchen Ebben wüßte, wenn man das Minimum von Waſſer eben ſo gut kennte, wie das Maximum, wenn man wüßte, wie weit von den Inſeln hinaus das Meer bei ſolchen außerordentlichen Ebben trocken gelegt wurde. Allein, wie geſagt, über das, was ihn nicht gerade in ſeinem Wohlſtande bedeutend ſtört, ſchweigt der egoiſtiſche Menſch gewöhnlich. Die großen Fluthen ſind hier überall in den Städten und Ortſchaften in eigens dazu aufgerichteten Steinen eingekritzelt;

Monumente aber da zu errichten, wo die größten Ebben stehen blieben, ist leider Niemandem in den Sinn gekommen.

Freilich hat die Geschichte der Ebben mit der Geschichte der Friedensepochen auch das gemein, daß sie nicht so leicht zu schreiben ist. Die Beobachtungen über die Gränzen der Ebben lassen sich auf den Watten und Sandbänken nicht so leicht machen, und zur Beobachtung und Darstellung der leisen Umwandlungen im Frieden gehört ebenfalls ein scharfes Auge und eine feine Hand. Die Fluthen und die Kriege lassen sich besser erfassen, und dabei kann man tüchtig in die große Posaune stoßen.

Der große Dünengürtel, der sonst, wie ich sagte, das Land hier umzingelte, ist bei der Insel Nordstrand völlig zerstört. Zwischen den Dünen von Amrum im Norden und von Eiderstedt im Süden ist eine große, bloß durch Sandbänke, welche sonst Dünen waren, ausgefüllte Kluft.

Ich will bei dieser Gelegenheit noch erwähnen, daß manche Naturforscher der Meinung sind, daß die Dünen jetzt bloß zerstört und gar nicht mehr neu gebildet würden. Sie glauben, daß der große hohe Dünengürtel, der sich sonst hier herumzog, und von dem ich oben einige noch existirende Ueberreste beschrieb, durch frühere gewaltige Naturereignisse, etwa beim Durchbrechen des englisch-französischen Canals und bei dem Einstürzen der atlantischen Wogen in die Nordsee, gebildet wurde, und daß seitdem Winde und Wellen bloß thätig gewesen wären, diesen Gürtel zu zerstören, die Dünen niedriger zu machen, zu applaniren, zurück-

zuwerfen und ihren Zuſammenhang zu zerreißen. Bei dieſem Zurückwerfen und Applaniren der Dünen, meinen ſie, könnten ſich wohl hier und da, mit Hilfe der Menſchen, wieder kleine Hügel und Dämme bilden, aber eigentliche Dünenreihen und Gebirge könnten von der jetzt vorhandenen Gewalt gar nicht mehr gebildet werden.

Sie glauben auch nachweiſen zu können, daß die Höhe der noch jetzt beſtehenden Dünen ſich in den letzten Jahrhunderten immer mehr verringert habe und noch im fortwährenden Abnehmen begriffen ſei.

Ich muß dieß als eine Anſicht vieler kundiger Männer dahingeſtellt ſein laſſen, ſo wie auch die Anſicht Derjenigen, welche glauben, daß bei den großen Ueberfluthungen und Landzerſtörungen nicht bloß die Wellen durch Wegreißen des Landes thätig geweſen ſind, ſondern daß auch Erdbeben und unterirdiſche Ereigniſſe damit in Verbindung ſtanden, und daß ſich während des Steigens des Meeres auch das Land theilweiſe geſenkt habe, eine Erſcheinung, die man überall beobachtet habe.

Ich muß geſtehen, man muß dieſer Anſicht beizutreten ſehr geneigt ſein. Denn man begreift allenfalls, wie locker zu Dünen aufgeworfener Sand in einer einzigen heftigen Fluth auseinander getrieben werden könnte; auch iſt es ſehr begreiflich, wie die Fluthen ein hohes feſtes Land allmälig durch beſtändiges Anſpülen benagen und nach und nach ins Meer herabfallen laſſen, ſo wie ſie dieß mit Helgoland thun; auch iſt es offenbar, daß ein Land, welches unter dem Niveau des Meeres

lag, beim Durchbruch von Deichen plötzlich vom Waſſer ausgefüllt und in einen See verwandelt werden konnte. Wie aber ganz feſte Landſtriche, die über dem Meere hervorragten, auf einmal in einer einzigen Fluth, über Nacht völlig aufgeriſſen, verarbeitet, durchwühlt, weggeſchwemmt und niedriger gemacht worden ſein ſollen, als das Niveau des Meeres, ſo daß das Waſſer nachher bei der Ebbe nicht mehr herunterging, das klingt ohne die Annahme einer Senkung des ganzes Landes zu unwahrſcheinlich, ja faſt fabelhaft.

Wenn man eine ſolche Senkung annehmen wollte, ſo könnte man dabei an eine Senkung durch unterirdiſche, auf irgend eine geheimnißvolle Weiſe mit den Fluthen in Verbindung ſtehende Ereigniſſe denken, wie ſolche jetzt bei mehren Ländern nachgewieſen worden iſt. Vielleicht könnte man auch, wie mir es ſcheint, an eine Senkung durch Zuſammendrückung von oben herab denken.

Die Marſchen ruhen nämlich zum Theil auf Moorboden, zum Theil auf einer großen wäſſerigen weichen Stoffſchicht, welche aus verfaulten Blättern und Schilf beſteht, und über die ich ſpäter mehr ſprechen werde. Könnten nun dieſe unteren elaſtiſchen Schichten bei der Fluth nicht zuſammengedrückt worden ſein? Das Gewicht der Maſſe von Waſſer, welches eine Fluth über das Land hinſchüttet, muß ganz enorm ſein, und wäre vielleicht hinreichend, jene Comprimirung zu Stande zu bringen.

Ich will dieß zwar mehr nur als eine Anfrage, denn als eine Meinung aufſtellen; daß aber in verſchiedenen Ge-

genden durch Vermehrung der Laſt und des Drucks auf der oberen Schicht der Marſchen dieſe theilweiſe geſunken und zuſammengedrückt worden ſind, iſt eine bekannte Thatſache. Ich werde zwar ſpäter noch darauf zurückkommen; doch will ich gleich im Voraus hier eins dieſer Facte anführen, das dem mit der Natur der Marſchen unbekannten Leſer meine Meinung oder Frage als einigermaßen begründet zeigen wird.

In einer der holſtein'ſchen Marſchgegenden, welche die Wilſter Marſch heißt und welche namentlich auf ſolchen Moos- und Schilfſchichten ruht, beſtand ein Deich, den man erhöhen wollte. Man führte alſo auf einer Strecke dieſes Deiches eine Erdlage von 3 Fuß Höhe auf und hatte, nachdem man dieß gethan, die Mortification, zu bemerken, daß der Deich dadurch niedriger wurde, indem er allmälig tiefer in die Marſch, ſo weit er nämlich mit beſagter Kappe bedeckt war, einſank. Ich will den Durchſchnitt dieſes eingeſunkenen Deiches ſo zeichnen, wie ein Augenzeuge ihn mir angab. Er nahm ſich ſo aus, wie die nebenſtehende Figur zeigt.

A iſt der eingeſunkene Deich, *c* die 3 Fuß hohe Kappe, welche man ihm aufſetzte, *a* und *b* waren kleine Erhöhungen, die der Deich zu beiden Seiten herausdrückte. Bei *d* war er zum Schutz mit großen Steinen belegt, und ein Theil dieſer Steine kam bei *e* ſo empor, wie die

Figur es darſtellt. Auf dieſelbe Weiſe ſind auch Häuſer ſowohl emporgedrückt worden, als auch eingeſunken.

Konnte hier eine kleine, 3 Fuß hohe Kappe dieſe Niederdrückung und Zuſammenpreſſung auf kleinem Raume bewirken, ſo kann daſſelbe auf größerer Ausdehnung auch durch eine wahrſcheinlich 3 — 6 Fuß ſtärkere Waſſermaſſe bewirkt werden.

Man glaubt hier zwiſchen dieſen Wurtinſeln, unter einer unzähligen Menge kleiner Feſtungen hin zu fahren, denn alle Häuſer ſehen auf ihren Wurten oder Werften wie kleine Forts aus. — Als Plinius oder ſein Gewährsmann, der ihm einen ſo treuen Bericht abſtattete, an dieſen Küſten vorüber fuhr, muß es hier gerade eben ſo geweſen ſein.

Selbſt bei den umdeichten Inſeln Pelworm, Nordſtrand ꝛc. blicken dieſe Wurten und Wurthäuſer hoch über den Deichen hervor. Denn obwohl dieſe Inſeln den Fluthen am meiſten ausgeſetzt ſind und am weiteſten in die See hinausliegen, ſo ſind dieſe Deiche doch niedriger als die der Feſtlandküſte.

Und wiederum hat die Meeresküſte niedrigere Deiche als die Ufer der Flüſſe. Die höchſten Deiche ſind an der Elbe unweit Hamburg, in den Niederlanden, in den Marſchen bei Glückſtedt, u. ſ. w. Ein Unerfahrener möchte vielleicht anfangs das Umgekehrte vermuthen. Allein die Unerfahrenen denken häufig das Umgekehrte von dem, was wirklich iſt. Die Sache iſt dieſe, daß in der Elbe und überhaupt in den engen Flußthälern die Waſſer, die ſowohl von den Bergen

herabkommen, als von der See mit der Fluth hereindringen, ſich zu Zeiten viel höher aufſtauen, als dieß an der Seeküſte der Fall ſein kann. An der letzteren, wo die Waſſer keinen Ausgang mehr haben, ſtauen ſie ſich wieder höher auf als an den vorliegenden Inſeln, wo ſie noch rund um die Inſel ablaufen können.

Allein damit iſt noch gar nicht geſagt, daß die niedrigen Deiche nun auch die minder ſtarken und die minder koſtſpieligen wären. Vielmehr verhält ſich dieß gerade umgekehrt. Die Inſel- und Seeküſten-Deiche haben den lang ausholenden heftigen Wogen zu widerſtehen und müſſen daher ebenfalls dicker und breiter ſein und mit ihren Böſchungen unter einem ſehr kleinen Winkel allmälig und weit ausholen. Die Flußdeiche dagegen, die bloß ruhig fließende Gewäſſer zuſammenzuhalten, nicht abzuhalten haben, können ſchmäler und ſteiler ſein.

Auf dieſen ſüdlichen Inſeln Nordfrieslands wird ſchon kein Frieſiſch mehr geſprochen. Auf Nordſtrand wurde die frieſiſche Sprache gewaltſam, in Folge der mehr erwähnten Fluth, ausgerottet. Nach dieſer Fluth lagen nämlich die Inſeln eine Zeit lang nackt und öde da. Die Einwohner waren zu arm, um die ihnen gebliebenen Ueberreſte ihres Vaterlandes wieder einzudeichen. Um dem Staate ein nützliches Land zu erhalten, wandte ſich daher die Regierung nach Holland, verſprach Vortheile und Privilegien, und es bildete ſich dort eine Actiengeſellſchaft, welche die Eindeichung übernahm. Von dieſen Actien nahm namentlich der Biſchof

von Utrecht eine große Menge, und es kamen nun Holländer, Katholiken und Leute von verſchiedenen Religionsſecten ins Land und bedeichten und beſetzten es.

Die armen Ueberreſte der Frieſen, die nicht deichen konnten, wurden zum allgemeinen Beßten aus ihrem Beſitz expropriirt, erhielten Bettelbriefe, d. h. Erlaubnißſcheine zum Betteln, und wanderten in die Fremde oder verdangen ſich bei den neueinziehenden Holländern als Knechte.

Im Laufe der Zeit vermiſchten ſich nun die Ueberreſte der verſchiedenen Sprachen und gingen im Plattdeutſchen auf, das hier überall ſiegend ſein Banner erhob.

Auf Pelworm, das gleich anfangs und ohne holländiſche Hilfe von den alten frieſiſchen Bewohnern eingedeicht ward, machte ſich ſpäter die Austauſchung des Frieſiſchen mit dem Plattdeutſchen von ſelbſt.

Es giebt zwar auf dieſen beiden Inſeln außer dem großen Seedeiche, welcher ſie umzingelt, auch Binnendeiche und von ihnen umſchloſſene Köge, aber man hat mir geſagt, daß dieſe Binnendeiche ſo niedrig ſind, daß die Inſeln, wenn der Seedeich einmal brechen ſollte, ſogleich wie Keſſel mit Waſſer gefüllt werden würden.

Um den Leſern einen Begriff davon zu geben, wie theuer den Leuten ihre Vertheidigung gegen die See zu ſtehen kommt, will ich nur anführen, daß die Inſel Pelworm, die etwa $\frac{3}{4}$ Quatratmeile groß iſt, jährlich an 40,000 Thlr. für ihre Deiche verwendet. Dieſe 40,000 Thlr. ſind die Zinſen (zu 4 Procent) von etwa einer Million Thalern. Man mag danach auf den Werth des Bodens ſchließen, da bloß für $\frac{3}{4}$ Quadratmeilen Land ein Capital von einer Million

Thalern zur Hand ſein muß, um die Aecker gegen eine einzige Art von verderblicher Naturgewalt zu ſchützen.

Hätten die Pelwormer nur alles Geld, das ſie während eines Jahrhunderts nach und nach in die Deiche vergruben, auf einmal anlegen können, ſo hätten ſie längſt ſich einen doppelten und dreifachen unverwüſtlichen Damm aus Eiſen gießen laſſen können. Sollte ganz Deutſchland, das etwa 11,000 Quadratmeilen groß iſt, eine verhältnißmäßige Contribution für einen Feind aufbringen, ſo müßte dieſe ungefähr 440 Millionen Thaler betragen, und dieß wäre eine Contribution, die unſer Boden nicht tragen könnte.

Landvögte giebt es hier auf allen größeren Inſeln. Sie ſind die oberſten Beamten der Regierung, doch ſteht dieſen Landvögten ein Rath, der aus 6, 12 oder 15 Bewohnern der Inſel beſteht, zur Seite.

Dieſer Rath hat eigentlich den Säckel der Inſel (nervus rerum) in der Hand, und im Grunde genommen kann man alle dieſe Inſeln als kleine Republiken unter däniſcher Oberhoheit betrachten.

Wie viel Glück gehört nicht dazu, ehe ein Menſch und namentlich ein Schiffender gerade ſolches Wetter trifft, wie er es braucht, gerade den ſchönen hellen Sonnenſchein, der ihn Alles hell ſehen läßt, gerade den Wind, der ihn zum Ziele führt und doch nicht zu ſchwach und nicht zu ſtark iſt.

Wir hatten dieſes Wetter, dieſen Sonnenſchein, dieſen Wind den ganzen Morgen über. Gegen Mittag wurde der Wind etwas ſchwach und die untere Luft

etwas trübe. Die Wurthäuser auf den Inseln schienen sich in dieser Luft zu vergrößern und über die Deiche hinaus zu wachsen.

„Es dünt sich so", sagte mein Schiffer, und ich war herzlich froh, dieses alte deutsche Wort, von dem wahrscheinlich die Dünen ihre Namen erhalten haben, noch im Gebrauch zu finden. Es dünt sich, d. h. es dehnt sich, es hebt sich.

Als wir uns der Küste der langen Halbinsel Eiderstedt, die uns im Süden lag, näherten, und ich diese Gegend mit dem Perspective betrachtete, bemerkte ich über dem Horizonte an verschiedenen Puncten lange Arme aus dem Meere emportauchen und wieder verschwinden.

Ich wußte anfangs nicht, was das sein möchte. Hätte es Don Quixote gesehen, so würde er gleich vermuthet haben, daß dort eine Partie Meerriesen herumschwämmen, die es auf ihn abgesehen hätten und ihm aus der Ferne mit den Fäusten drohten.

Ich erkannte endlich, daß es die Windmühlen von Eiderstedt waren, deren Arme immer länger aus dem Meere emporschlugen. Diese Armspitzen der Windmühlen sind hier überall das Erste, was man von diesen Inseln aus der Ferne entdeckt.

Unser kleines Schiff war eine „Mutte". Dieß soll eine holländische Schiffsform sein, und mein Schiffer hatte sie auch in Holland gekauft. Diese Schiffe, sagte er, wären sehr stark und hielten in der Brandung aus, weßhalb sie besonders gut zum Stranden wären, d. h. leicht an gestrandete Schiffe heran kommen könnten.

Unsere Segel trockneten in der Mittagshitze ganz aus, und wir mußten sie beständig anfeuchten, um nichts von dem immer schwächer werdenden Winde zu verlieren. Es befindet sich zu diesem Zwecke auf allen diesen kleinen friesischen Schiffen ein Gießer, der meistens aus einem großen hohlen Büffelhorn besteht, das auf einer langen Stange befestigt ist.

Endlich segelten wir an der Insel Pöhns-Hallig hin, die so lang wie eine Wurst ist, und hatten Husum im Angesichte. Die Ebbe kam uns immer stärker entgegen, und das Wasser wurde immer flacher. Der Wind schien wie ein Mensch in den letzten Zügen zu athmen. Er blies nur noch stoßweise frisch. Ich möchte wohl wissen, ob auch der Wind so wie der Athem des Menschen, so wie die Flamme, so wie fast alles Leben in der Natur, stoßweise sich zur Ruhe begiebt und vor seinem schließlichen Uebergange zur Windstille noch einige Mal stark aufathmet.

Ich bemerkte bei dieser Gelegenheit recht deutlich, wie die menschliche Seele ganz der Oberfläche des Wassers gleicht. Sowie dem Winde der Athem ausging, unsere Segel schlaff herunterhingen, und wir in der starken Ebbe mehr rückwärts als vorwärts zu schreiten schienen, ging mir der Muth aus.

Ich schüttelte den Kopf nnd sagte: „Na, Petersen, wir werden heute wohl nicht an's Ziel kommen, wir müssen uns wohl hier auf irgend einer Sandbank zur Ruhe begeben." „Ich glaub's auch", sagte Petersen, „es ist verwünscht mit dem Winde, ich weiß nicht, was das heißt, vorher war er doch so gut."

Kaum aber verkündete ein leichtes Gekräuſel der Wellen und eine dunkle Schattirung auf der Oberfläche des Waſſers, daß ein friſcher Windgott ſich uns nahe, und kaum faß er, munter arbeitend, in den Segeln, ſo ſchäumte und kräuſelte ſich auch wieder unſere Hoffnung.

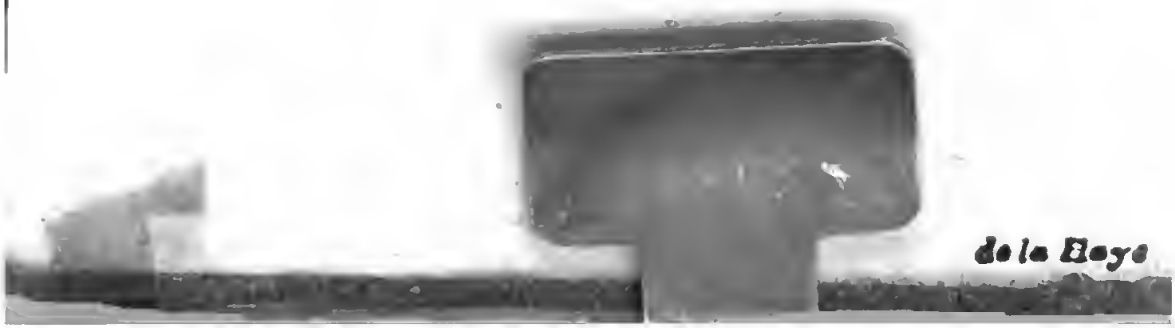
Wir waren gleich wieder munter und guter Dinge, und Peterſen, der eben noch geſagt hatte: „Ich will Ihnen in der Cajüte ein Bett zurecht machen", ſprach: „Na wir wollen doch noch das Beßte hoffen. Ich denke, wir kommen noch zu rechter Zeit hin. — Ah! da iſt nichts im Wege, der Wind iſt ja gut!"

Unſere Leute blickten rechts und links, vor und hinter ſich, und ſahen zu, ob die Mühlen ſich deckten, ob die Kirchthürme zu einander die richtige Stellung hatten, ob die Wurthäuſer ſich in derjenigen Perſpective zeigten, in welcher ſie ſich zeigen ſollten. Denn alle dieſe Dinge ſind, wie ich ſchon ſagte, Merk- und Wahrzeichen, bei deren Beobachtung der Schiffer hier ſeinen rechten Weg findet.

Wir kamen denn auch wirklich mit einem langen ausathmenden Windſtoße durch den Heverſtrom in der engen Paſſage an, welche zum Hafen Huſum führt, und liefen durch die nackten entblößten Watten in einem Waſſer, das ſo dicht wie Chocolade war, ein. Ich ſtieg über einige Torf- und Holzſchiffe hinweg und ſtand auf einmal mitten auf dem von kleinen, alterthümlichen Gebäuden umgebenen Marktplatze der genannten Stadt.

Druck der Teubner'ſchen Officin in Dresden.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN


de la Haye